



Historisch = biographische
Bibliothek
für die
Jugend beyderley Geschlechtes;
oder
interessante geschichtliche Darstellungen und Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer und Frauen.

Zur
Belehrung und Charakter = Veredlung
Deutscher Söhne und Töchter.

Herausgegeben
von
Gutmann.

Glatz, Jakob

Drittes Bändchen.

Wien 1817.
Im Verlage bey Anton Doll.


Tetschner Bibliothek

I.

Epaminondas.

Einer der ausgezeichnetesten Männer des Alterthums, merkwürdig von Seiten seiner untadelhaften Rechtschaffenheit, seiner ungemeinen Staatsklugheit, seiner Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte, so wie von Seiten seiner Vaterlandsliebe und seines Heldenmuths ist der edle Thebaner Epaminondas, werth, an Geist, an Kraft und Muth und Herz manchen großen Helden neuerer Zeit vorgezogen zu werden; einer der vollkommensten Menschen als Privatbürger und Feldherr, als Sohn und als Staatsmann, als Freund und als tapferer Krieger. Nach einem sehr thätigen Leben stirbt er den eigentlichen Tod für das Vaterland. Allein unter ihm erhob sich Theben; sein Geist weckte das schlummernde Gefühl eines vor und nach ihm trägen Volks zu Heldenthaten; vor ihm war Theben einer von den unbedeutenden Staaten Griechenlands, des mächtigeren oder li-

stigeren Überwinders Raub; nach seinem Tode sank eben dasselbe siegreiche Theben in seine vorige Dunkelheit zurück. Nur die vorzüglichern Züge aus des Helden Leben mögen die Aufmerksamkeit der Leser auf seine unsterblichen Verdienste hinleiten.

In einem, an Umfang nicht kleinen, an Ansehen weniger wichtigen Griechischen Staate geboren, hatte Epaminondas das Glück, von seinem trefflichen Vater Polymnis, und seinem edlen Lehrer Lysis aus Tarent, eine sehr weise, nach seiner Ausbildung zu schließen, vollendete Erziehung zu erhalten. Aus einem geringeren Geschlecht entsprossen, von seiner ersten Kindheit auf mit Mangel und Armuth kämpfend, reifte er unter sehr unglücklichen Zeiten seines Vaterlandes zum großen Manne. In allen zu seiner Zeit üblichen Wissenschaften unterrichtet, mit allen Kenntnissen seiner Zeit bereichert, verdankte er einen großen Theil seiner Kenntnisse dem weisen Lysis, einem schon alten, kränklichen Pythagoräer, dessen lehrreichen Umgang er dennoch den Spielen aller seiner Jugendfreunde vorzog. Er übte seinen Körper in allen Künsten seiner Zeit, im Laufen und im Ringen, so wie in dem Gebrauche der Waffen, um einst als Krieger seinem Vaterlande nützliche Dienste zu leisten. Sein edler

Geist besaß alle Tugenden, welche den Menschen und den Bürger zieren, Bescheidenheit, Klugheit, Wahrheitsliebe, Großmuth, Enthaltsamkeit, Geduld, Verschwiegenheit, Lernbegierde, Unbestechlichkeit und unerschütterliche Vaterlandsliebe. Mit glänzender Beredsamkeit, durch welche er oft über seine Feinde und Neider siegte, verband er die seltensten Tugenden des edlen Bürgers. Er wußte Beleidigungen zu vergessen, und war stets bereit, seinen Feinden in den Gefahren, in welche ihre Unklugheit sie gestürzt hatte, beyzustehen. Mit einem der klügsten und tapfersten Feldherrn seiner Zeit, dem erfahrnen Spartaner König Agesilaus, bestand er muthig den schweren Kampf; seine unkriegerischen Mitbüger bildete er zu Siegern über das unüberwindliche Lacedämon. Er, nebst seinem Freunde Pelopidas, die Seele des treulos unterjochten Staats, erhob sein Vaterland über die mächtigsten Staaten Griechenlands; er drohte dem stolzen Lacedämon den Untergang. Schon stand er an der übermüthigen feindlichen Stadt, mit deren Eroberung er seine Siege krönen, seinem Vaterlande die Oberherrschaft zusichern wollte, als er den ehrenvollen Tod fürs Vaterland als Sieger starb. Mit ihm starb der Glanz seines Staates auf immer. Wenige Jahre nach seinem Tode war Theben wieder

unterjocht; derselbe jugendliche Prinz, welcher in seines Vaters Hause und unter seiner Anleitung zum Helden reifte, benutzte in seinem reifern Alter die Fehden Griechenlands zu seinem Vortheil. Ihm war es vorbehalten, das stolze Griechenland, welches die zahllosen Heere Persiens so glorreich überwunden, und selbst den großen König in dem Herzen seiner weitläufigen Staaten bedroht hatte, durch List und Klugheit zu besiegen. Leider hatte es keinen Epaminondas und keinen Pelopidas mehr an seiner Spitze. Leider hatte der Geist der großen Männer Griechenlands sich nicht in ihre Nachkommen gesenkt; leider waren die alten Tugenden der Nation verschwunden, und hatten dem Leichtsinne, der Bestechlichkeit, der Habsucht ihrer entarteten Kinder weichen müssen.

Wir kehren zu Epaminondas zurück. In seiner Jugend hatte er Ursache, sein gefallenes Vaterland zu beweinen. Seit den für Griechenland ruhmvollen persischen Kriegen hatten Athen und Sparta um die Oberherrschaft der andern Griechischen Staaten gebuhlt. Das übermüthige Athen war durch Schuld seines Leichtsinnes und seiner Demagogen im Jahre 404 vor Christo gefallen. Sparta herrschte mit eisernem Zepter, nicht mehr das alte Lycurgische Sparta, das kein Gold achtete, und keine andern Mauern, als die kraftvol-

len Armen seiner Bürger kannte. Auch hier hatte Sittenverderbniß sich eingeschlichen; das Persische Gold hatte zur Heldenseele eines Pausanias sich den Weg gebahnt, und der Überwinder Athens, Lysander, war nicht frey von Bestechlichkeit und Habsucht.

Indeß entsteigt der große Gedanke, Persien zu unterjochen, der Seele des neuen Spartanischen Königs Agesilaus. Mit Macht und Glück führt er den Krieg gegen den großen König. Mitten im Laufe seiner Siege erhebt ein Sturm sich in Griechenland. Das schwache, aber reiche Persien findet durch sein Gold unter den Griechen selbst Freunde. Die Staaten Theben, Argos, Athen, Corinth verbinden sich gegen Sparta's Alleinherrschaft. Agesilaus wird von seinen Asiatischen Siegen zurück berufen. Er kommt mit blutendem Herzen. Der innere Krieg entzündet sich. Die Staaten Griechenlands verschwenden ihre Kraft, ihr eignes Eingeweide zu zerreißen. Agesilaus, Conon, Thrasibul, Chabrias thun Wunder der Tapferkeit. Der patriotische Conon erbaut mit Persischen Schätzen von neuem die Mauern und den Hafen von Athen. Das bestürzte Sparta schließt einen unrühmlichen Frieden mit Persien durch Antalcidas. Durch Ein Jahrhundert hatten die europäischen Griechen für ihre Brü-

her in Klein-Asien das Blut vergossen. Sparta opfert sie auf den Willen des großen Königs hin. Die Staaten Griechenlands in Europa werden für frey erklärt, und Theben genöthigt, die Freyheit der Städte in Böotien anzuerkennen.

Wenige Jahre nach diesem schimpflichen Frieden führt der Spartanische Feldherr Phöbidas seine Truppen durch Böotien, und lagert sich bey Theben. Die Stadt wird durch zwey Faktionen zerrissen. Mitten im Frieden, als eben die sorglosen Thebaner das Fest der Ceres feyern, spielt die den Spartanern günstige Parthey dem lauernden Phöbidas treulos die Festung Thebens in die Hände. Die unerhörte Verrätherey wird verhaßter durch die grausame Art, mit welcher Phöbidas gegen die ihr Vaterland liebenden Thebaner verfährt. Vierhundert Verbannte suchen Schutz in Athen. Ihr Anführer Ismenias wird dafür in Fesseln geschlagen, und unter nichtigen Vorwänden zum Tode verdammt.

Hierüber erhebt ein allgemeines Geschrey sich in ganz Griechenland. Die Spartaner selbst bezeigen laut ihren Unwillen; sie fragen, ob Phöbidas zu dieser Verletzung des Völkerrechts Vollmacht hatte? Agesilaus, ein persönlicher Feind Thebens, das ihn im Laufe seiner Persischen Siege aufgehalten hatte, sucht den Feldherrn aus

Staatsgründen zu entschuldigen. „Es sey ihm, sagt er, erlaubt, seine Vollmacht zu überschreiten, wenn es das Wohl des Staats erheische" — als ob das Wohl des Staats durch Verrätherey befördert werden könne, und Überschreitung der erhaltenen Vollmachten im Ganzen ihm zuträglich sey. — Sparta benutzt das Verbrechen seines Mitbürgers, den es zu einer Geldstrafe verurtheilt, zu seinem Vortheil, und behält in der Thebanischen Burg seine Besatzung.

Aber bald erwacht Theben aus seinem Schlummer. Vier Jahre darauf führt Pelopidas die Verbannten zurück, und befreyt sein Vaterland von dem Spartanischen Joche, indem er die umsonst gewarnten Tyrannen nächtlich überfällt, und zur verdienten Strafe zieht. *)

Während des entstandenen Tumults verkündigt ein Herold mit lauter Stimme den Tod der Tyrannen, und fordert die Freunde des Vaterlandes zu den Waffen auf. Willig folgt dem Rufe Epaminondas. Um seine Hände mit keinem Bürgerblute zu beflecken, hatte er bisher an der

---

*) Die an das Wunderbare grenzende Geschichte der Befreyung Thebens von seinen Unterdrückern siehe in die Biographie des Pelopidas.

Verschwörung keinen Antheil genommen. Nun, da das Schwert gezogen war, erschien er mit Eifer, Freunde und Vaterland zu vertheidigen. Viele edle, tapfere Jünglinge, die bisher mit Widerwillen das Joch der Tyranney geduldet hatten, folgten dem schönen Beyspiel.

Noch war die Festung mit fünfhundert Spartanern besetzt. Zu ihnen flüchten die bestürzten Anhänger der Tyrannen. Das eifersüchtige Athen sucht Sparta zu schwächen, und sendet den Thebanern Hilfe. Die Spartaner ziehen ab. Der größere Theil ihrer Anhänger fällt unter den Händen der zürnenden Sieger. Nur wenige rettet die menschenfreundliche Verwendung der Athenienser; so richtig hatte es Epaminondas vorausgesehen, daß die Befreyung seines Vaterlandes nicht ohne Bürgerblut bewerkstelligt werden könnte.

Eine tiefe Wunde hatte die Befreyung Thebens dem stolzen Sparta geschlagen. Es beschließt, die kaum freyen Thebaner von neuem zu unterjochen. Noch immer leitet der kriegerische Agesilaus die übermüthigen Anschläge seiner Mitbürger. Aus Furcht entziehn schon die Athenienser ihren Bundesgenossen die versprochene Hülfe, als es dem Spartaner Sphodrias einfällt, den Pyräischen Hafen bey Athen zu überfallen. Er wird zurückgeschlagen und angeklagt. Auch die-

sen Treulosen rettet Angesilaus durch sein Ansehen von der verdienten Strafe.

Mit abwechselndem Erfolg wird der Krieg fortgeführt. Agesilaus fällt in Böotien ein. Er wird von den Thebanern und ihren Bundesgenossen, dem Athenienser Chabrias, von Thebens Mauern zurückgeschlagen. Durch seine Wunden lehrt er die Thebaner siegen.

Die Thebaner werden übermüthig. Sie verachten die freundschaftlichen Warnungen des Persischen Königs, und überfallen verschiedene Städte in Böotien. Die Mauern von Thespiä und Platäa werden geschleift, die Einwohner verbannt. Sie flüchten zu den Atheniensern, und werden gütig von ihnen aufgenommen.

Dadurch sind die Thebaner in Gefahr, ihren besten Bundsgenossen, dem in der That sie einen großen Theil ihres Wohlstandes zu verdanken hatten, zu verlieren. Noch wagen sie es, Truppen nach Phocis zu schicken, um dieses Land zu unterjochen. Mit gleicher Verachtung hören sie die Vorstellungen ihrer Freunde, und die Drohungen der Feinde. Athen wird ihnen immer abgeneigter; es beschließt, mit Sparta einen dauerhaften Frieden einzugehen. Das Interesse des Persischen Königs bringt es mit sich, zu diesem Frieden beyzutragen. Er schlägt einen allgemeinen Friedens-

Congreß zu Sparta vor, zu welchem auch die Thebaner ihren Gesandten abschicken.

Der um das Vaterland hochverdiente Pelopidas hatte sechs Jahre lang die höchsten Ämter im Staate bekleidet, und niemahls hatten die Thebaner Ursache, ihre Wahl zu bereuen. Doch war er bey allen seinen Verdiensten nicht der Mann, welchem sie den so wichtigen Gesandtschaftsposten anvertrauen zu können glaubten. Epaminondas, jetzt in seinem vierzigsten Jahre, der bisher in untergeordneten Ämtern immer sich ausgezeichnet hatte, er, welcher die Armuth dem Reichthume, das Verdienst dem Ruhme, den Lohn der Tugend den unsichern Geschenken des Glücks vorzog; er, welcher die Reichthümer seiner Freunde verschmähte, und bisher die gefährlichen Ehrenämter des Staats geflohen hatte, Epaminondas war es, den nun die allgemeine Wahl zu dem so wichtigen Geschäft berief. Willig verließ er die stille Ruhe, in welcher sein Leben bisher glücklich dahin geflossen war, und weihte sich ganz dem Dienste des Vaterlandes.

Athen hatte zu den Congreß zwey seiner ersten Redner gesandt. Von Seiten Sparta's erschien König Agesilaus in Person. Leicht verglichen sich die beyden Staaten über den allgemeinen Frieden Griechenlands, zu Folge dessen alle

Griechischen Staaten, gemäß dem Traktat des Antalcidas mit Persien, frey seyn sollten.

Epaminondas erhebt sich, den Frieden im Nahmen seines Staats mit zu unterzeichnen. „Die Athener, sagt er, haben für alle Bewohner Attica's unterzeichnet, die Spartaner nicht bloß für die Städte in Laconien, sondern auch für ihre zahlreichen Alliirten in allen Provinzen des Peloponnesus. Theben habe dieselben Vorrechte über die von ihm abhängigen Städte, die einst die Herrschaft ihrer Könige anerkannt, und neuerlich den Waffen seiner Bürger sich unterworfen hätten."

Agesilaus wagt es nicht, auf eine Bitte gerade zu antworten, die weder mit Ehren von Seiten Sparta's zugestanden, noch mit Gerechtigkeit verweigert werden konnte. Er fragt: „Ob die Thebaner gesonnen seyen, zu folge des Friedens die Freyheit von Böotien anzuerkennen?" Im gleichen Tone fragt Epaminondas: „Ob die Spartaner gesonnen seyen die Freyheit von Laconien anzuerkennen?" Werden, fragt der König mit Hastigkeit, werden die Böotier frey seyn? Wenn, antwortet mit Festigkeit Epaminondas, wenn ihr den Bewohnern von Laconien, den Messeniern, den unter-

drückten Städten des Peloponnesus, die ihr unter dem Nahmen der Bundsgenossen unterjocht und in strenger Dienstbarkeit haltet, — wenn ihr diesen allen die Freyheit wieder schenkt.

Nun wendet er sich an die Deputirten der Bundsgenossen. Er stellt ihnen die grausame Neckerey vor Augen, durch welche Sparta sie zu täuschen suche. „Aufgefordert über die allgemeine Freyheit Griechenlands sich zu berathschlagen, verlange man von ihnen, einen Frieden zu unterschreiben, welcher, statt ihre heiligen, unschätzbaren Rechte zu bestätigen, die Tyranney ihrer Herren von neuem bekräftige. Daß alle Städte, groß und klein, frey seyn sollen, sey der wörtliche Inhalt des Friedensschlusses; aber seine wahre Absicht gehe dahin, Theben durch die Böotien geschenkte Freyheit zu schwächen, indeß Sparta die weitläufigen Besitzungen seiner Bundsgenossen behielte, in deren Nahmen es den treulosen Vergleich unterzeichnet habe, und deren Beystand es von nun an erwarten und fordern könne." „Wenn sie auf ihrem bisherigen Entschluß bestünden, so willigten sie ein, die Macht Thebens, ihres einzigen Bollwerks gegen die Anmaßungen der Spartaner, zu untergraben; so willigten sie ein, ferner die unerträglichen Abgaben, mit welchen sie so lang bedrückt

worden wären, abzutragen, jedem Aufruf zu unnöthigen Kriegen zu folgen, von welchen größtentheils sie die Gefahren und Lasten erduldeten, die Spartaner allein den Ruhm und die Vortheile genössen. Wenn ihnen der ruhmvolle Nahme ihrer Vorfahren heilig wäre, wenn sie für ihr eigenes größtes Interesse noch einigen Sinn hätten: sie würden in Thebens Fall gewiß nie einwilligen, sie würden vielmehr das Beispiel dieser alten, berühmten Stadt befolgen, die ihre Freyheit nicht durch Friedensschlüsse und Verhandlungen, sondern durch Tapferkeit und ihre Waffen wieder errungen habe."

Die Gründe des Epaminondas machen tiefen Eindruck auf die Abgeordneten. Ihn zu schwächen, versucht Agesilaus vergebens durch eine lange Rede; seine Drohung versetzt jedoch die Abgesandten in Furcht; sie beschließen, daß alle Städte Griechenlands frey seyn, und jedem Bundsgenossen erlaubt seyn sollte, den Unterdrückten beyzustehen.

Noch hätte man die Unterhandlungen erneuern können. Ein unglückliches Verhängniß verleitet die Spartaner, den Krieg zu erneuern. Sie geben, weil Agesilaus von einer Krankheit zurückgehalten wurde, dem zweyten König Cleombrotus Befehl, mit zehntausend Mann Fußvölker und tausend Reiter in Böotien einzubrechen.

Ihnen können die Thebaner nicht mehr entgegen setzen, als sechstausend Fußvölker nebst einer kleinen Anzahl Reiterey; aber Epaminondas war an der Spitze des kleinen Heeres, und Pelopidas diente unter ihm.

Die Ebene von Leuctra, an der Grenze von Böotien, ist der Sammelplatz der Thebaner. Sie ist von allen Seiten durch hohe Hügel des Helicon und Cytheron umgeben; der Ort selbst war bisher allein durch das Grab zweyer Thebanischen Jungfrauen, Töchter des Scedasus, berühmt, welche, von drey Spartanischen Jünglingen an ihrer Ehre gekränkt, durch einen freywilligen Tod ihr Leben endigten. Der traurende Vater flehte Götter und Menschen vergeblich um Rache, und folgte dem Beyspiele seiner Töchter.

In der Nachbarschaft sammelten die Spartaner nebst ihren Bundesgenossen das Heer, nachdem sie einige Thebanische Posten von den engen Pässen Helicons verdrängt hatten. Auf den Gipfeln der benachbarten Berge lagern sich die Thebaner; sie beschließen, ohngeachtet der Übermacht der Feinde, eine Schlacht zu wagen. Aber Schrecken überfällt sie bey dem Anblicke des ausgebreiteten Spartanischen Lagers. Viele der dem Epaminondas beygeordneten Generale werden von eben der Furcht ergriffen, und verbreiten sie durch unglückli-

che Anzeichen und Vorbedeutungen. Der edle Held muß den gefährlichen Einfluß des Aberglaubens bekämpfen. Hierzu bedient er sich einer Stelle aus Homer, nach welcher es für Menschen, welche dem Vaterlande pflichtmäßig zu Hülfe kommen, keiner besondern günstigen Anzeichen des Himmels bedürfe, indem ihr Dienst unmittelbar den Göttern wohlgefällig sey. Epaminondas ergreift mit Klugheit gleiche Mittel, die Furcht der Seinigen zu bestreiten, und ihren gesunkenen Muth von neuem anzuflammen. Auf seine Veranstaltung verbreiten Gerüchte sich im Lager: daß die Tempel zu Theben sich von selbst geöffnet, und dem zu folge die Priesterinnen den Sieg verkündigt hätten; daß die in der Thebanischen Burg aufbewahrte Waffenrüstung des vergötterten Hercules plötzlich verschwunden sey, als ob der unüberwindliche Held seinen Landsleuten zu Hülfe eile; ein altes Orakel, nach welchem den Spartanern am Grabe der Töchter Scedasus eine schwere Niederlage verkündiget wird, begeistert die Menge, während die Feldherren sich aus besseren Gründen zur Schlacht bereiten.

Noch vor der Schlacht beweist Epaminondas seine Zuversicht, die Feinde zu besiegen, indem er allen sich zu entfernen erlaubt, welche entweder die Sache der Thebaner mißbilligen, oder sich

scheuen, mit ihnen die Gefahr zu theilen. Vor allen bedienen die Thespier sich dieser Erlaubniß, und eben so der unkriegerische, zur Zeit des Gefechts unbrauchbare Troß. Den abgehenden Zug halten die Spartaner für eine zweyte Armee, und widersetzen sich ihm durch ein starkes Detachement. Die Furcht, durch die Spartaner abgeschnitten zu werden, treibt die Abziehenden zu den Thebanern zurück, deren Hoffnungen durch diese unerwartete Verstärkung von neuem belebt werden. So aufgemuntert, stehen die Thebaner fest um ihren bewunderten Feldherrn, bereit, zu siegen oder zu sterben.

Schon sind die beyden Heere gegenüber. Den Abend vor der Schlacht, während Epaminondas, unruhig über den Ausgang derselben, der über das Schicksal seines Vaterlandes entscheiden sollte, die nöthigen Anstalten trifft, erfährt er, daß ein Offizier von Rang ruhig in seinem Zelte gestorben sey. „Gute Götter! sagt er, wie kann man Zeit haben, unter diesen Umständen zu sterben."

Cleombrotus hatte nach alter Spartanischer Weise seine Armee in Form eines Halbmondes aufgestellt. Längs der Fronte des rechten Flügels stand seine, von ihm in Person kommandirte Reiterey. Den linken Flügel machten die Hülfstrup-

pen unter Archidamus, dem Sohn des Agesilaus, aus.

Epaminondas, welcher bemerkte, daß der Ausgang der Schlacht vorzüglich von den eigentlichen Spartanischen Truppen abhängen würde, beschließt, mit seinem linken Flügel auf König Cleombrotus mit aller Macht los zu gehen, in Hoffnung, den König lebendig zu fangen oder zu tödten, und dadurch unter den Spartanern, welche von allen Seiten eilen würden, ihren König zu vertheidigen, Angst und Verwirrung zu verbreiten. Er verstärkt seinen Flügel mit den tapfersten Männern seines Heeres, stellt seine Reiterey, welche der Spartanischen an Erfahrung und Tapferkeit überlegen war, woran, indeß Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar sich keine besondere Stellung wählt, um überall zur Hülfe bereit zu seyn.

Die Schlacht beginnt. Die Thebanische Reiterey stürzt auf die Spartanische, welche durchbrochen, und zur Infanterie zurückgetrieben wird. Die heilige Schaar dringt mit Wuth in das feindliche Heer. Cleombrotus thut Wunder der Tapferkeit. Ihn zu schützen, eilen die Tapfersten seines Heeres herbey. Er fällt unter einem Haufen seiner Vertheidiger. Neue Wuth entzündet die Spartaner. Sie eilen, den Leich-

nam des Königs zu retten. Dieß gelingt ihnen endlich nach äußerster Anstrengung.

Nach dem Tode des Königs zieht sich die Spartanische Armee auf eine benachbarte Anhöhe zurück. Einige Spartaner wollen die Schlacht erneuern. Ihre Feldherren, welche Ursache haben, ihren Bundesgenossen nicht zu trauen, erlauben den Thebanern, ihr Siegeszeichen auf dem Schlachtfeld aufzurichten; sie ziehen sich zurück mit dem Verluste von mehr als vier tausend Mann. Von siebenhundert Spartanern hatten vierhundert das Leben verloren.

Die Besorgniß, den verzweifelnden Feind auf das äußerste zu treiben, bewegt Epaminondas, von seiner Verfolgung bis in das stark befestigte Spartanische Lager abzustehen. Es konnte nicht ohne Aufopferung vieler Leute erobert werden. In dem Busen der Spartaner erwacht der alte Heldenmuth. Sie wollen ihre Todten mit den Waffen in der Hand zum Begräbniß abhohlen; aus wichtigen Gründen wird der nähmliche Entschluß in einem Kriegsrathe verworfen. Noch war ihre Armee stärker als die feindliche, aber der Spartaner nur ein zehnter Teil, und die Bundesgenossen bezeigten immer lauter ihren Unwillen, die Schlacht zu erneuern. Man fügt sich in die Gewalt der

Umstände. Die Spartaner senden einen Herold mit der Bitte, ihre Todten begraben zu dürfen.

Die unglückliche Zeitung hatte indeß ihre Hauptstadt erreicht. Während der unglücklichen Spiele unterrichtet ein Staatsbothe die höchsten obrigkeitlichen Personen von Sparta, oder die Ephoren, von der erlittenen Niederlage. Sie befehlen mit Spartanischer Großmuth, die Spiele fortzusetzen, senden jeder Familie die Liste der aus ihr entsprossenen gefallenen Krieger, und verbiethen den Weibern, ihre Angehörigen zu beweinen. Den Tag darauf erscheinen die Väter und Verwandten der Gebliebenen in ihren Feyerkleidern; sie wünschen sich gegenseitig Glück über die Tapferkeit der in der Schlacht Gesunkenen. Aber die Freunde derjenigen, welche durch eine unrühmliche Flucht ihr Leben gesichert hatten, trauerten zu Hause, oder erschienen mit allen Zeichen des Unwillens und der Verzweiflung. Mit gefaltenen Händen, zerrissenen Kleidern, mit starr auf die Erde gerichteten Blicken, erwarten sie angstvoll den Ausspruch ewiger Schande über ihre geflüchteten Freunde und Verwandte. Agesilaus findet es der Staatsklugheit gemäß, die Strenge der Gesetze für dießmahl zu mildern. „Die heiligen Einrichtungen Lycurgs sollen allein für diesen unglücklichen Tag geschlummert haben; sie mögen fortan mit

neuer Kraft erwachen." Den dreyhundert Flüchtlingen wird die Strafe der ewigen Verbannung erlassen.

Mit dem Verluste von nur dreyhundert Mann hatten die Thebaner den Sieg errungen. Die Macht von Sparta war tief gesunken, und die ihm bisher unterworfenen Völker, Eleer, Arcadier, Argiver, sannen darauf, das ihnen verhaßte Joch abzuwerfen. Kleinere Staaten hofften, nun weniger beunruhigt, weniger mit Auflagen beschwert, oder zu Kriegen, die sie nichts angingen, gezwungen zu werden. Stärkere athmen Rache für die vielfachen Beleidigungen, die sie von den stolzen Aristocraten zu Sparta bisher so oft erduldet hatten.

Die Athenienser allein beobachten eine unerwartete Mäßigung. Ein Herold von Theben hatte ihnen den Sieg ihrer Mitbürger verkündet, und zu einem Offensiv-Bündniß gegen das übermüthige Sparta sie eingeladen. Die Staatsklugheit des Timotheus und Iphicrates erlaubt wohl, den Feind zu demüthigen, aber ihn nicht zu vernichten. Kalt nahm man den Herold auf. Ohne seine Absicht erreicht zu haben, wird er entlassen.

Die Thebaner wenden sich an Jason, einen Thessalischen Fürsten, welcher durch Klugheit, Glück und Tapferkeit in seinem Vaterlande die

Herrschaft errungen hatte. Willig, das vorgeschlagene Bündniß einzugehen, kommt Jason nach Theben; er sucht durch Geschenke und Versprechungen die Freundschaft des Epaminondas zu gewinnen. Umsonst. Der berühmte Feldherr, dessen ehrwürdige Armuth den Beystand seiner Freunde und Mitbürger verschmähte, verachtet die Anerbiethungen eines Fremden. Das Bündniß wird dessen ungeachtet geschlossen, und Jason vereinigt sein Heer mit dem der Thebaner.

Noch war die Thebanische Armee von dem Feinde in einer geringen Entfernung gelagert, in der Nähe von Leuctra. Jason findet es seinem Interesse angemessener, die Rolle eines Vermittlers, als eines Bundesgenossen zu spielen. Die Thebaner ermahnt er, mit den erhaltenen Vortheilen zufrieden zu seyn, die Feinde nicht zur Verzweiflung zu treiben, des unbeständigen Glücks eingedenk zu seyn. Die Spartaner erinnert er an den erlittenen Verlust, an den Unterschied zwischen einer siegreichen und einer geschlagenen Armee, an die Gefahr, die ihnen bevorstehe. Seine Gründe finden Eingang. Die Feindseligkeiten werden eingestellt, die Friedensbedingungen vorgeschlagen und angenommen. Doch setzen die Spartaner nebst ihren Bundesgenossen auf diese Verhandlung so wenig Vertrauen, daß sie die

folgende Nacht abziehen, und ihren Marsch zur Hauptstadt ohne Hinderniß verfolgen.

Sparta hatte die meisten seiner Bundesgenossen verloren, indeß Theben sein Haupt erhob. Doch waren die Staaten, welche das drückende Joch Sparta's abgeschüttelt hatten, nun um nichts glücklicher. Durch Partheyen zerrissen, verbannen sie einander, und die Zahl der Verbannten ist nicht geringer, als die der Zurückgebliebenen. Vierzehn hundert werden aus der Stadt Tegea, in Arcadien, verbannt, zwey tausend in Argos ermordet; in manchen Orten haben die streitenden Partheyen weselweise die Oberhand. Oft werden die Theilnehmer der Regierung von den Verbannten, die in dem benachbarten Gebiethe ihr Lager aufgeschlagen, verjagt. Die Mantinäer (Bewohner der Stadt Mantinea, in Arcadien) allein handeln weiser. Einmüthig und mit Eifer erbauen sie die von den Spartanern niedergerissenen Mauern ihrer Stadt, entschlossen, in Zukunft ihre Freyheit zu behaupten.

Weder die Thebaner, noch die Spartaner mischen sich in diese blutigen Unordnungen. Jene sind in dem nördlichen Theile Griechenlands geschäftig, diese durch ihre Niederlage so sehr gedemüthigt, daß sie zufrieden seyn müssen, wenn sie im Stande sind, die Ufer des Eurotas, eines

Flusses bey Sparta, zu vertheidigen, und die Feinde von dem Angriff auf ihre Hauptstadt zurückzuschlagen. Zu diesem Zwecke bewaffnen sie Kranke und Greise. Schon wollen sie selbst ihren Sklaven die Freyheit schenken, und sie mit Waffen versehen, als sie durch Flüchtlinge aus Argolis, Achäa, Arcadia, welche zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, verstärkt werden.

Mit neuem Muthe beseelt, suchen sie nun in Arkadien ihr verlorenes Ansehen wieder zu erhalten. Aber weder der Feldherr Politropos, noch König Agesilaus selbst, sind vermögend, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Ersterer fällt in der Schlacht, und der König begnügt sich, die blumigen Gefilde Arcadiens zu verwüsten, dessen Bewohner genöthigt sind, die Thebaner, ihre Bundsgenossen, um Beystand anzuflehen.

Die Thebaner greifen von neuem zu den Waffen. Mit ihrem eigenen Heere verbinden sie die Blüthe ihrer Bundsgenossen. Krieger aus Böotien, Phocis, Locri, Euboea, nebst einem Haufen plünderungssüchtiger Flüchtlinge begleiten sie. An der Grenze von Arcadien stoßen zu ihnen die trauernden Bewohner dieses verwüsteten Landes, wie auch Eleer und Argiver. Sie alle machen das größte Heer aus, das je in Griechenland sich unter Einer Fahne versammelt hatte. Funfzig

bis siebzig tausend Krieger. An der Spitze der Thebaner Epaminondas, denen die übrigen Feldherren aus Achtung das Kommando überlassen. Agesilaus eilt, Arcadien zu räumen. Er verwüstet das unglückliche Land, und zieht sich nach Laconien zurück.

Die Thebaner beschließen, unverweilt auf Sparta loszugehen, das Land zu verheeren, und die Hauptstadt, wo möglich, zu erobern. In vier Abtheilungen brechen sie ein. Drey darunter langen ohne Widerstand an die bestimmten Plätze. Lange wird die vierte durch die Tapferkeit des Ischidas aufgehalten. Das Beyspiel des Leonidas bey Thermopylä hatte seine Brust entflammt. Vor dem ungleichen Kampfe entläßt er die Jünglinge; er mit den alten Kriegern vertheidigt sich. Lange war die Schlacht zweifelhaft; groß der Feinde Verlust. Die Schlacht endet nicht eher, als da alle Spartaner bis auf den letzten Mann gefallen sind.

Nun geht das vereinigte Heer auf Sparta los. Seit fünfhundert Jahren hatte Laconien kein solches Unglück befallen. Angst und Schrecken herrschen in der Hauptstadt. Die große Gefahr, in welcher sie sich befindet, nöthigt sie, ihre Sklaven, welche sie sonst mit viel Grausamkeit behandelt hatte, zu bewaffnen. Sechs tausend

dieser Unglücklichen sollen für ihre verabscheuten Herren fechten. Ihre große Zahl vermehrt die allgemeine Verwirrung. Der Schrecken dauert fort bis auf die Ankunft eines zahlreichen Corps Hülfstruppen aus Corinth und andern Städten, welche zwar immer der willkührlichen Herrschaft sich entgegengesetzt hatten, aber die Zerstörung eines so ansehnlichen Staats nicht zulassen wollen.

Die unerwartete Verstärkung verbreitete Freude und Frohlocken unter den Verzweifelnden. Kaum können ihre Könige und Feldherren vom Angriff des Feindes sie abhalten. Ihr kriegerischer Muth, geleitet durch die bewährte Klugheit des Agesilaus, setzt sie in den Stand, die ersten Anfälle des Feindes zurückzuschlagen. Durch einen wohlangebrachten Hinterhalt vernichtet er die feindlichen Anschläge, durch Geistesgegenwart erstickt er eine gefährliche Verschwörung, und während er durch Tapferkeit und List die vereinigten Bemühungen der äußern und der innern Feinde zu vereiteln bemüht ist, sucht er durch Unterhandlungen mächtigen Beystand für sein am Rande des Untergangs schwebendes Vaterland.

Sparta hat keine Burg und keine Mauern. Die umliegenden Anhöhen hatte Agesilaus sorgfältig mit Truppen besetzt. Vor einer der höchsten sieht er Epaminondas an der Spitze seiner Armee

heranrücken. Lange verfolgt er ihn mit seinen Augen; er bricht endlich in die kurzen Worte aus: Welch ein Mann!

Höchst unruhig über die Gefahr seines Vaterlandes; eine mächtige feindliche Armee vor sich; mit wenig Bewaffneten umgeben; überall umringt von Aufrührerischen, die alles sich erlauben; hörend die Klagen der Einwohner Laconiens, die ihre Besitzungen von dem Feinde verwüstet, ihr Leben bedroht sehen; angeklagt, daß er der Urheber alles des Unglücks sey, das Griechenland überfallen habe; wehmüthig zurückblickend auf seine einst so glänzende Regierung, die nun durch ein ganz neues Schauspiel in Gefahr ist, all ihren vorigen Ruhm zu verlieren: zeigt Agesilaus eine heitere Stirne, und verachtet die Befehdungen des Thebanischen Helden, der in die Ebene ihn herabzulocken sucht. Er ist so glücklich, das nun auf Thebens Macht eifersüchtige Athen zu einem Bündnisse zu bereden. Iphicrates wird mit zwölftausend Mann dem beängstigten König zur Hülfe abgesandt.

Indeß hatte Epaminondas Laconien furchtbar verwüstet. Rache entflammt seine Brust, weil er die Hauptstadt des Feindes nicht überwältigen kann. Um Sparta einen tödtlichen Streich zu versetzen, beschließt er, das zerstörte Messene, un-

weit Sparta, dessen Einwohner seit dreyhundert Jahren zur Sklaverey verdammt waren, oder ihr Vaterland verlassen mußten, von neuem aufzubauen. Wahrscheinlich hatten die noch übrigen Unglücklichen, welche Athen großmüthig in seinen Schutz genommen hatte, sich zu Epaminondas geschlagen. Sie führt Epaminondas in die verlassene Stadt zurück; die ihnen beygegebene Besatzung von Thebanern flößt ihnen Muth ein, Sparta von neuem anzufeinden.

Vollendet hatte Epaminondas das schwierige Unternehmen, als die Athenische Armee unter Iphicrates sich näherte. Nicht daß Epaminondas sich vor ihr gefürchtet hätte. Aber die Eifersucht Athens über die steigende Macht Thebens, die Winterszeit, in welcher die Thebaner nicht gewohnt waren, im Felde zu bleiben, der Mangel an Lebensmitteln, die Unzufriedenheit seiner Truppen über den langwierigen Krieg, der Verlust, den er bisher erlitten hatte, und die Betrachtung, daß seine Bundesgenossen, die Arcadier und Eleer, ihn verlassen hatten, bewegen ihn, das ganz verwüstete Laconien zu räumen, und, ohne von Iphicrates gestört zu werden, seine Truppen nach Böotien zurückzuführen.

Die Häupter des Böotischen Bundes oder die Böotarchen — dießmahl Epaminondas

und Pelopidas — waren nur ein Jahr über zur Führung ihres Amtes bevollmächtigt. Epaminondas und Pelopidas hatten es vier Monate länger behalten. Sie werden deßhalb vor dem Thebanischen Volke angeklagt. Pelopidas erschrickt vor der zürnenden Stimme seiner Ankläger, und sucht durch demüthiges Flehen seine Lossprechung zu bewirken. Epaminondas erscheint vor seinen Richtern mit eben der Ruhe, die an der Spitze seiner Truppen ihn beseelt hatte. Das Gesetz, sprach er, verurtheilt mich; ich habe den Tod verschuldet; ich bitte nur, auf meinem Grabe die Inschrift zu setzen: „Die Thebaner haben Epaminondas zum Tode verdammt, weil er zu Leuctra sie zwang, die Lacedämonier, die sie vorher gefürchtet hatten, anzugreifen und zu schlagen; weil sein Sieg dem Vaterland die Freiheit gab; weil unter seiner Anführung die Thebaner Lacedämon belagerten, welches sich glücklich schätzte, nicht ganz vernichtet zu werden; weil er Messene wieder herstellte und mit starken Mauern umgab.“ — Diese großmüthige Vertheidigung erschüttert die Zuhörer; unter lautem Frohlocken derselben wird Epaminondas nebst seinem Freunde Pelopidas losgesprochen. Vom Gericht kehrt er mit gleichem Ruhm zurück, als von dem Schlachtfelde bey Leuctra.

Von jeher folgte blasser Neid dem Ruhme. In der neuern Vertheilung der Ämter erhält der Sieger von Leuctra die Aufsicht über die Reinigkeit der Gassen und Unterhaltung der Canäle. Er führt sein Amt mit Würde, und zeigt dadurch, daß man, wie er selbst sagte, die Menschen nicht nach den Ämtern, die sie bekleiden, sondern die Ämter nach den Menschen, die sie verwalten, beurtheilen müsse.

Der Krieg wird indeß fortgesetzt. Fester schließen die Spartaner das Bündniß mit Athen, sie verbinden sich zugleich mit König Dionys von Sicilien und Artaxerxes von Persien. Die Arcadier überfallen Pallene, eine den Spartanern treu gebliebene Republik, sie verheeren das Land und erobern die Stadt. Ihnen zu Hülfe eilt Epaminondas mit sieben tausend Mann Fußvölker und fünfhundert Reitern. Troß den Hülfstruppen des Dionys und des Atheniensers Cabrias durchbricht er die Landenge, welche den Peloponnes von dem eigentlichen Griechenland unterscheidet; er nimmt Sicyon ein, greift Corinth an. Aber die Thebaner werden mit Verlust zurückgeschlagen, und Epaminondas hält es für gut, sich zurückzuziehen.

Von neuem erwacht der Neid gegen den unbescholtenen Feldherrn. Seine im Glück übermü-

thigen Mitbürger werfen die Schuld seines Verlustes auf ihn, und berauben ihn der Feldherrnwürde, die er bisher mit so viel Ruhm bekleidet hatte.

Bald sind die nach Unabhängigkeit strebenden Arcadier in Gefahr, von den Spartanern unter Archidamus, dem Sohne des Agesilaus, unterjocht zu werden. Auf den weisen Rath des Epaminondas hatten sie die Grenzfestung Megalopolis erbaut.

Indeß Epaminondas im Privatstande auf seinen Lorbeern ruht, sind die Thebaner unter Pelopidas in Thessalien geschäftig. Hier hatte nach Jasons Ermordung Alexander unerhörte Grausamkeiten ausgeübt. Pelopidas und Ismenias zwingen ihn zur Unterwerfung, werden aber bey der Rückreise aus Macedonien von dem Tyrannen treulos gefangen und in den Kerker geschickt.

Der Tyrann frohlockte. Grausam gegen seine Unterthanen, treulos gegen seine Bundesgenossen, ein unversöhnlicher Feind, ein Räuber zu Land und zu See, dem es Vergnügen war, Menschen lebendig zu begraben, sie in die Häute wilder Thiere zu nähen, und den Hunden vorzuwerfen, Kinder in Gegenwart ihrer Väter und Mütter zu foltern und zu verstümmeln; — dieser Wütherich, welcher nichts von Menschen und Völker-

rechten wußte, hoffte nun, seine Absicht erreicht, seine Rache befriedigt zu haben. Die Thebaner sind viel zu schwach, ihre Feldherren zu befreyen. Das von Theben nachgeschickte Hülfscorps wird geschlagen. Von allen Seiten umgeben, kommen sie in die äußerste Gefahr. Ihr jetziges Unglück schreiben sie mit Recht ihrem neuen, unerfahrnen Feldherrn zu. Epaminondas, welcher freywillig den Dienst mitmachte, wird einstimmig von ihnen zum Feldherrn ausgerufen. Sogleich ändert sich die Lage der Sache; der Tyrann wird geschlagen, und zum Rückzug gezwungen.

Epaminondas ist weit entfernt, ihn zur Verzweiflung zu treiben. Das Leben der mit Ketten belasteten Feldherren ist ihm zu theuer. Er läßt dem Feinde Zeit zur Besinnung. Der Tyrann bittet um Frieden, erhält aber nur einen Stillstand auf dreyßig Tage, unter der Bedingung, die Gefangenen sogleich in Freyheit zu setzen.

Endlich ziehn die Thebaner sich aus Thessalien zurück. Während des Feldzugs hatten die Spartaner Gesandte nach Persien geschickt, um Geld und Truppen von dem großen Könige zu erwirken. Die Thebaner halten es für nöthig, ihren Absichten entgegen zu arbeiten. Sie bestätigen Epaminondas in seiner Feldherrnwürde; dem Pelopidas, dessen Unglück sie weniger seiner Un-

klugheit als Treulosigkeit des Thessalischen Tyrannen beymessen, ernennen sie zu ihrem Gesandten an dem Persischen Hof. Mit Glück verrichtet er seinen Auftrag. Er schließt ein Bündniß mit Persien auf die Bedingung, daß Messenien in Zukunft von dem Spartanischen Joche frey seyn, und alle Staaten, welche dem Tractat sich widersetzen würden, hart bestraft werden sollen.

Nun kehrt Pelopidas mit einem Persischen Gesandten zurück. Aber die Thebanischen Bundesgenossen, und nahmentlich die Arcadier, weigern sich, den Tractat zu beschwören. Auch die Corinther wollen von keinem Bündniß mit Persien wissen. Die Flamme des Kriegs entzündet sich von neuem.

Epaminondas erhält den Oberbefehl über eine zahlreiche Armee, mit welcher er zur dritten Mahle in den Peloponnes eindringt. Die Eleer und Arcadier, sonst gegen einander feindlich gesinnt, sind gegen Theben widerspenstig. Epaminondas fällt in Achaja ein. Hier hatten vor kurzem die Aristocraten das Übergewicht erlangt. Sie verbinden sich mit Epaminondas; das wehrlose Volk muß sich dem Sieger unterwerfen, und sich an Theben anschließen.

Die Eroberung war ohne Blutvergießen vollendet. Epaminondas kehrt siegreich nach Theben

zurück. Noch war er nicht angelangt, als er wegen seines in Achaja befolgten Betragens vor dem Thebanischen Volk angeklagt wird. Die Arcadier und Archiver beschweren sich darüber, daß Epaminondas in einem benachbarten Staate die Aristocratie eingeführt habe. Ihre Klage unterstützen die zahlreichen Feinde des Helden. Das bethörte Volk zu Theben beschließt, die in Achaja getroffenen Anstalten des Epaminondas für ungültig zu erklären, und eine Commission nach Achaja zu senden, welche die Aristocratie verbannt, und eine democratische Regierungsform einführt. Aber kaum haben die fremden Truppen das Land verlassen, als die Verbannten zurückkommen, und die Aristocratie herstellen. Sie wollen sich auf die wankende Politik Thebens nicht weiter verlassen, und bitten um den Schutz von Sparta.

Das alte, in derselben Provinz gelegene Sicyon folgte nicht dem Beyspiele seiner Nachbaren. Die unglückliche Stadt, lange Zeit der Sitz des Reichthums und der Künste, ward von ihrem Mitbürger, dem schlauen Euphron, mit Sparta's Beystand unterjocht. Ihm widersetzt sich Äneas, der Arcadische Feldherr, welcher der Unterdrückten sich annimmt, und den Euphron nöthigt, mit seinen Schätzen nach Theben zu flüchten. Sein Geld und seine Beredsamkeit erwerben

ihm Freunde unter den Vorstehern Thebens. Schon hofft er in kurzem triumphirend nach Sicyon zurückkehren zu können, als er von seinen Feinden in der Thebanischen Burg erschlagen wird.

In den heiligen Mauern, in welchen der Thebanische Rath sich zu versammeln pflegte, war der Mord geschehen. Die Mörder werden vor Gericht gezogen. Anfangs läugnen sie die That. Einer derselben, kühner als die andern, gesteht sie ein, und sucht sie zu rechtfertigen. Seine Beredsamkeit bewirkt ihm und seinen Mitschuldigen Lossprechung von dem Senat, die von dem Volke bestätigt wird.

Indeß wird der Krieg von beyden Seiten schläfrig fortgeführt. Müde desselben, beschließen die Bundesgenossen Sparta's, Achäer, Phliusier, Corinther, welche bisher den Spartanern treu geblieben waren, eine Gesandtschaft nach Sparta mit der Bitte abzusenden: daß Sparta entweder den ihm von Theben jüngst angebothenen Frieden annehme, und Messenien die Freyheit schenke, oder ihnen erlaube, mit Theben für sich zu unterhandeln.

Billig war das Gesuch, aber das stolze Sparta nicht geneigt, ihm zu willfahren. Archidamus will lieber alles aufopfern, als das unglückliche Messenien fahren lassen. „Entweder soll Theben

von seinen Anmaßungen abstehen, oder der letzte der Spartaner fallen." Die Bitte der Bundesgenossen wird ihnen abgeschlagen. „Sie mögen," so lautet die Antwort, nach Gutdünken handeln, nimmermehr würde Sparta sich Messenien entreißen lassen." Die Bundesgenossen wenden sich an Theben, und verlangen die gesuchte Neutralität.

Immer schwebt dem großen Epaminondas der Gedanke vor, sein Vaterland zum ersten Staate Griechenlands zu erheben. Er sucht ihm die Herrschaft zur See zu verschaffen, segelt nach Rhodus, Chios, Byzanz, mit diesen Seestaaten sich zu verbinden. Lange hatten sie das harte Joch Athens gefühlt. Der tapfere Laches merkt ihr Vorhaben, er verhindert den Abfall, und die Thebaner werden zu andern Unternehmungen zurückberufen.

Leider wird das unglückliche Griechenland noch immer durch innere Kriege zerrissen. Die Arcadier überfallen Olympia, und bemächtigen sich der dort seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze Jupiters. Die frömmern Griechen zu Mantinea erheben sich gegen den Kirchenraub. Sie wollen keinen Theil an dem heiligen Gelde haben, und kommen dafür in Verdacht. Um ihren Antheil nicht zurückgeben zu müssen, wenden die Theilnehmer des Raubes sich an Theben, unter dem Vorwande, daß die Arcadischen Staaten an Sparta

sich anschliessen wollen. Dagegen warnen die Staaten Theben, die Landenge bey Corinth, oder den Isthmus, nicht zu überschreiten. Sie wollen keinen Theil an den Reichthümern Olympia's haben, sie geben der Stadt die Freyheit und die Aufsicht über die öffentlichen heiligen Spiele zurück.

Um den völligen Frieden mit Elis, in dessen Umfang Olympia lag, zu schließen, halten sie einen Congreß zu Tegea, zu welchem Deputirte aus Elis und mehreren Städten Arcadiens ankommen. Schon hatte man über die wesentlichsten Punkte des Friedens sich vereinigt; es werden Lustbarkeiten angeordnet, und die Deputirten, wenige aus Mantinea ausgenommen, welche zu ihrer nahen Stadt zurück eilen, feyern zu Tegea das Friedensfest. Während desselben wenden sich die höchsten obrigkeitlichen Personen der Griechischen Städte, die Archonten, die an dem Raube Theil genommen hatten, an einen Thebanischen General, der ein beträchtliches Corps Böotier anführte, und mit Tegea's Gegend wohl bekannt war. Er läßt sich verleiten, den Bitten der Archonten nachzugeben, und die mit Trank und Spiel sich belustigenden Deputirten zu überfallen, und in Verwahrung zu nehmen.

Die Mantineer hören von diesem Überfalle. Sie verlangen die Ihrigen zurück, und lassen dem Thebanischen Feldherrn sagen, daß kein Arcadier ohne Urtheilsspruch getödtet werden könne. Sie schicken Gesandte an viele Städte Arcadiens, fordern sie auf, ihre Gefangenen zu befreyen und die Beleidigung zu rächen. Die Archonten und der Thebanische General gerathen in Furcht. Letzterer setzt die Deputirten in Freyheit, entschuldigt sich, er habe gehört, daß die Lacedämonier gegen die Grenze anrückten, und viele der Gefangenen Tegea an den gemeinschaftlichen Feind verrathen wollten. Die Arcadier lassen durch diese Scheingründe sich nicht täuschen, sie schicken Gesandte nach Theben, und fordern Genugthuung.

Epaminondas, damahls General der Böotier, erklärt: seine Mitbürger hätten besser gethan, die Arcadier fest zu halten, als frey zu geben. Ihre Aufführung wäre sträflich, weil sie ohne Bewilligung ihrer Bundesgenossen Frieden geschlossen hätten. „Ihr könnt versichert seyn," sagt er zu den Abgeordneten, „daß die Thebaner nach Arcadien eilen, und ihre dortigen Freunde schützen werden."

Diesen Entschluß hören die Arcadier mit Unwillen. Sie bemerken, daß die Thebaner über den Frieden nicht mißvergnügt seyn können, ohne

Verewigung der Feindseligkeiten in dem Lande zu wollen. Sie verbinden sich enger unter einander, so wie mit ihren Bundsgenossen in Elis und Achaja, bereiten sich zur kräftigen Gegenwehr, senden Gesandte nach Athen und Sparta, und flehen um Hülfe.

Während dieser feindlichen Zurüstungen geht Epaminondas mit allen Böotiern, den Euböern und einem starken Corps Thessalier zu Felde. Bey seiner Ankunft in dem Peloponnes erwartet er, daß die Argiver, die Messenier, mehrere Städte in Arcadien, und nahmentlich Thegea und Megalopolis, sich mit ihm vereinigen werden. In dieser Hoffnung rückt er gegen das durch seine zu Ehren des Hercules gefeyerten Spiele berühmte Nemea, einen Flecken in Argolis, unweit Sicyon. Hier verweilt er mehrere Tage, in Hoffnung, die Athenienser, deren nächster Weg nach dem Peloponnes durch diesen Distrikt war, einzuschließen. Die Athenienser entgehen der Falle, segeln an der Küste von Laconien vorbey, und eilen dann, mit ihren Bundesgenossen zu Mantinea sich zu vereinigen. Von ihrem Vorhaben unterrichtet, hebt Epaminondas sein Lager auf, und schreitet vorwärts gegen Thegea, den Platz, an welchem seine Peloponnesischen Bundesgenossen sich zu versammeln beschieden sind. Er wartet hier mehrere

Wochen, aber keine der benachbarten Städte will sich unterwerfen und Thebens Schutz empfehlen. Dieser Umstand ist ihm um desto unangenehmer, da sein Commando sich nur noch auf eine kurze Zeit erstreckt.

Immer vergrößert sich indeß die Zahl der Feinde zu Mantinea. Schon hatte Agesilaus seine Spartaner bis an die Grenze vor Arcadien geführt. Konnte er mit den übrigen sich vereinigen, so waren die verbündeten Heere stärker, als das des Epaminondas, dessen Armee dreyßigtausend Fußvölker nebst dreytausend Reitern ausmachte. Indem er diese Umstände überlegt, bestimmt er sich zu einem Unternehmen, welches, wenn es mit einem glücklichen Erfolge gekrönt wird, seine bisher fruchtlosen Versuche mit Ruhm bekränzen muß. In der Nacht verläßt er sein Lager, und macht einen schnellen Marsch von sechs Meilen, in der Absicht, Sparta zu überfallen. Hätte nicht die Schnelligkeit eines Cretensischen Überläufers Agesilaus von der Gefahr unterrichtet, so war die unvorbereitete Stadt verloren. Sie war von allen Seiten offen, und hatte zu ihrer Vertheidigung nichts als Kinder und Greise. Um den Absichten des Feindes zuvorzukommen, war die Hauptarmee der Spartaner schon zu weit vorgerückt; aber der betagte Agesilaus nebst seinem Soh-

ne Archidamus kehren mit einer kleinen, aber tapfern Schaar zurück, die Hauptstadt zu beschützen.

Epaminondas hatte alle mögliche Vorsicht gebraucht, die seine Klugheit ihm eingeben konnte. Er nahte nicht durch jene engen Wege, in welchen die Mehrzahl seiner Armee ihm wenig Vortheil gewähren konnte; er sammelt sein Heer nicht in der Ebene, in welcher seine Leute den Pfeilen und Wurfspießen der Feinde ausgesetzt seyn mußten; er läßt durch keine Hinterlist sich fangen, in welcher die Spartaner von jeher Meister waren. Er besteigt eine Anhöhe, von welcher die Stadt beherrscht wird, entschlossen, mit jedem Vortheil seiner Seits herabzusteigen, ohne einer nur scheinbaren Möglichkeit eines zu erleidenden Verlustes. Die Vorsehung beschützt Sparta, dessen Krieger Verzweiflung antreibt. Schon war Epaminondas bis an den Markt vorgedrungen, und hatte einen Theil der Stadt besetzt. Nun stürzt der bald achtzigjährige Agesilaus sich mitten in Gefahren. Archidamus mit kaum hundert Mann setzt sich dem Feinde entgegen, haut die ersten Reihen nieder, und bereitet sich, die übrigen anzugreifen. Von einem panischen Schrecken ergriffen, weichen die Thebaner, obgleich sie stärker an der Zahl waren, und den Vortheil der Gegend für sich hatten. Die

Spartaner verfolgen sie mit Heftigkeit, aber auch sie werden mit Heftigkeit zurückgeschlagen.

Epaminondas läßt den Muth nicht sinken. Da er vermuthet, die ganze feindliche Armee habe sich von Mantinea zurückgezogen, um Sparta zu entsetzen, befiehlt er den Rückzug, kehrt mit der größten Eile nach Mantinea zurück, und erlaubt der Infanterie eine Zeit lang auszuruhen und sich zu erhohlen. Er eilt mit seiner Reiterey voraus nach Mantinea, das nur zwey Meilen entfernt war; er hofft, die Mantineer unvorbereitet zu überfallen, indem er glaubt, daß ihre meisten Bürger sich zu der Zeit — es war Herbst — mit der Ernte beschäftigen werden.

Auch entsprach die Lage der Mantineer seinen Hoffnungen. Aber das Glück ist seinem Unternehmen zuwider. Bevor noch seine Truppen vor Mantinea ankommen, war eine starke Abtheilung Athenienfischer Reiterey zu Hülfe angelangt. Noch hatten die Athenienser nicht Zeit, auszuruhen, und sich zu erquicken, als die Thebaner erscheinen und mit großer Schnelligkeit vorrücken. Die Athenienser hatten den Tag noch nichts gegessen; sie kannten die Tapferkeit der Thebanischen und Thessalischen Reiterey, mit welcher sie nun kämpfen sollten; um nichts besorgt, als um die Sicherheit ihrer Bundesgenossen, stürzen sie in das Feld,

und halten den Fortschritt des Feindes auf; nach einem blutigen Gefechte, in welchem von beyden Seiten mit dem größten Muthe gekämpft wird, erhalten sie einen vollständigen Sieg. Die Thebaner bitten um Erlaubniß, ihre Todten zu begraben. Die Überwinder errichten das Siegeszeichen ihrer Tapferkeit.

Diese wiederhohlten Unglücksfälle würden jedem gewöhnlichen Feldherrn den Muth benommen haben. Dem Epaminondas geben sie Veranlassung, eine allgemeine Schlacht zu wagen, in welcher er entweder die Schande seines letzten Verlustes abzuwaschen, oder eines rühmlichen Todes zu sterben hofft.

Mit neuen Truppen verstärkt, hatten die Bundesgenossen bey Mantinea sich wieder versammelt. Auch die Thebaner hatten Verstärkung erhalten. Nie hatten so zahlreiche Armeen der sich selbst zerfleischenden Griechischen Staaten im Felde gestanden.

Epaminondas befolgt in seiner Schlachtordnung die Maßregeln, die bey Leuctra ihm den Sieg verschafft hatten. Er nimmt den Anschein, als ob er das Gefecht vermeiden wolle. Die Feinde lassen sich täuschen, und zerstreuen sich in ihren Zelten. Plötzlich rückt Epaminondas mit seinem linken Flügel gegen die Spartaner und Mantineer.

Dem rechten und dem Mittelpunkt befiehlt er, langsam vorzuschreiten. Schnell greift der Feind zu den Waffen, besteigt seine Pferde, und stellt sich in Ordnung. Stolz erwarten die Spartaner und Mantineer den Angriff. Trotzig und blutig ist die Schlacht. Die Speere sind gebrochen; beyde Theile ergreifen die Schwerter.

Endlich durchbricht Epaminondas die Spartanische Linie. Sein Mittelpunkt und rechter Flügel schlagen ebenfalls den gegenüber stehenden Feind. Auch die Thebanische und Thessalische Reiterey siegt. In ihrer Mitte hatte Epaminondas ein Corps Infanterie gestellt, deren Wurfspieße dem Feinde großen Schaden thun. Noch hatte Epaminondas die Vorsicht, einen Hügel zu besetzen, um die Feinde, wenn sie von ihrem Posten sich vordrängen würden, in der Flanke und von hinten anzugreifen.

Aber mitten in der Schlacht wird er tödtlich verwundet. Mit zu viel Eifer hatte er die fliehenden Spartaner verfolgt. Ein Corps derselben umringt ihn, und schläudert seine Waffen auf ihn herab. Lange ist er so glücklich, dem nahen Tode zu entfliehen. Viele der feindlichen Krieger streckt er zu Boden, bis ein Wurfspieß ihm die Brust durchbohrt. Ihn dem Feinde zu entreißen, entsteht ein neues, eben so blutiges Gefecht. Seine Krie-

Krieger verdoppeln ihre Kräfte; sie haben den traurigen Trost, ihren Feldherrn in das Lager zurück zu bringen. Man trägt ihn auf eine Anhöhe, wahrscheinlich um die folgenden Operationen besser zu beobachten. Leider verläßt mit seiner Entfernung die Thebaner der Geist, der sie bisher geleitet hatte. Sie hatten die feindliche Linie durchbrochen, und wissen von dem Siege keinen Vortheil zu ziehen. Hier und da sammelt der Feind sich von neuem, und ficht mit Erfolg. Die leichte Infanterie, die zwischen der Thebanischen und Thessalischen Reiterey gestellt war, bleibt, während jene den Feind verfolgt, zurück, und wird von der Athenischen Cavallerie in Stücken zerhauen. Stolz über ihr Glück, wenden sich die Athenienser gegen eine Abtheilung ihrer Feinde, und schlagen nach langem Gemetzel sie in die Flucht. So zwischen Sieg und Niederlage endet der merkwürdige Tag. Beyde Theile errichten als Sieger ihr Triumphzeichen; beyde bitten als Überwundene um Erlaubniß, ihre Todten zu begraben.

Das Getümmel der Schlacht hört endlich auf. Die vornehmsten Thebaner versammeln sich um ihren sterbenden General. Noch athmet er. Rings um ihn weinen die Umstehenden. Das Lager erschallt von Tönen des Schmerzens und der Verzweiflung. Die Wundärzte erklären, daß er das

Ausziehen des Spießes nicht überleben könne. Er fragt, ob sein Schild in Sicherheit sey, und lächelt, da er gebracht wird, ihn küßend, mit melancholischer Freude. Dann fragt er, ob die Thebaner den Sieg erhalten hätten? Man bejaht die Frage, denn allerdings hatten die Spartaner zuerst um die Erlaubniß angesucht, ihre Todten beerdigen zu dürfen. Nun, sagt er, habe ich genug gelebt. Bald fragt er um zwey seiner Generale, Diaphantus und Jollidas, die er für würdig hielt, ihn zu ersetzen. In der Schlacht waren sie gefallen. Man berichtet ihm ihren Tod. Nun so beredet, sagt er, die Spartaner zum Frieden. Jetzt ist er bereit zum Sterben, weil er, wie er sprach, sein Vaterland siegreich verlassen. Die Umstehenden beweinen seinen Tod, sie bedauern insonderheit, daß er ohne Kinder sterbe, die Erben seines Nahmens, seines Ruhmes wäre. Ihr irrt euch, sagt der sterbende Epaminondas mit fröhlicher Gegenwart, ich hinterlasse zwey Töchter, die Schlachten zu Leuctra und zu Mantinea, die meinen Nahmen auf die spätesten Zeiten verpflanzen werden. Nun befiehlt er, den Wurfspieß herauszuziehen und — stirbt. Auf dem Schlachtfelde wird er begraben. Sein Grabmahl enthält in elegischen

Versen eine Inschrift mit seinen Thaten, die noch vierhundert Jahre später zu sehen war. Kaiser Adrian, ein eitler Bewunderer seiner Größe, ließ eine zweyte Säule nebst einer Inschrift hinzusetzen.

So starb Epaminondas, der größte Held und edelste Mann, den Theben, und vielleicht Griechenland, erzeugt hatte. Ein vollkommener Krieger, welcher den Ruhm der größten Feldherren seiner Zeit verdunkelte, und nur dem Unglück erlag; ein großer Staatsmann, der während seines Lebens dem Vaterlande die höchste Stufe seines Glanzes verlieh; ein geschickter Unterhändler, der bey den Verhandlungen der Griechen über die andern Abgeordneten immer seinen Rath durchsetzte, und die über die wachsende Macht Thebens eifersüchtigen Staaten Griechenlands immer im Bündnisse mit Theben zu erhalten wußte; so beredt, als es die meisten Redner Athens seyn konnten; so dem Vaterlande ergeben, als Leonidas; ein eben so rechtschaffener Mann als Aristides. Heiße Vaterlandsliebe war der hervorstechendste Zug in seinem Leben. Für den Ruhm seines Vaterlandes gab er sich hin.

Es sey mir erlaubt, nur noch wenige Züge aus dem Privatleben des Helden, in welchem er nicht minder groß war, hinzu zu setzen.

Sein Haus war weniger der Zufluchtsort als der Tempel der Armuth. Armuth herrschte darin mit der reinen Freude der Unschuld; über sie verbreiteten die edelsten Tugenden neuen Glanz. Um sich zu einem Feldzuge nach dem Peloponnes auszurüsten, muß er 50 Drachmen zu eben der Zeit borgen, in welcher 50 Goldstücke, die ein Thebanischer Prinz ihm angebothen hatte, großmüthig verschmäht. Vergebens wollen seine Freunde mit ihm ihr Vermögen theilen; aber er weiß von ihrem Reichthume Gebrauch zu machen, wenn es darauf ankommt, Nothleidenden beyzustehen.

Als seine Freunde einst bey ihm versammelt waren, sagte er zu ihnen: „Sphodrias hat eine mannbare Tochter, aber er ist zu arm, um ihr eine Mitgift geben zu können. Eurer Großmüth traue ich es zu, zu ihrer Ausstattung nach eurem Vermögen beyzutragen. Ich muß einige Tage zu Hause bleiben, aber bald sollt ihr den braven Mann kennen lernen. „Einer seiner geliebtesten Freunde Tinagenes, fragt ihm um die Ursache, warum er des Umgangs seiner Freunde entbehren und zu Hause bleiben wolle. Kurz antwortete er: Ich muß meinen Mantel färben lassen. In der That hatte er nur den einzigen.

Bald tritt Micytus, einer seiner Lieblinge, herein. Diomedon, sagt dieser, ist angekommen.

Versen eine Inschrift mit seinen Thaten, die noch vierhundert Jahre später zu sehen war. Kaiser Adrian, ein eitler Bewunderer seiner Größe, ließ eine zweyte Säule nebst einer Inschrift hinzusetzen.

So starb Epaminondas, der größte Held und edelste Mann, den Theben, und vielleicht Griechenland, erzeugt hatte. Ein vollkommener Krieger, welcher den Ruhm der größten Feldherren seiner Zeit verdunkelte, und nur dem Unglück erlag; ein großer Staatsmann, der während seines Lebens dem Vaterlande die höchste Stufe seines Glanzes verlieh; ein geschickter Unterhändler, der bey den Verhandlungen der Griechen über die andern Abgeordneten immer seinen Rath durchsetzte, und die über die wachsende Macht Thebens eifersüchtigen Staaten Griechenlands immer im Bündnisse mit Theben zu erhalten wußte; so beredt, als es die meisten Redner Athens seyn konnten; so dem Vaterlande ergeben, als Leonidas; ein eben so rechtschaffener Mann als Aristides. Heiße Vaterlandsliebe war der hervorstechendste Zug in seinem Leben. Für den Ruhm seines Vaterlandes gab er sich hin.

Es sey mir erlaubt, nur noch wenige Züge aus dem Privatleben des Helden, in welchem er nicht minder groß war, hinzu zu setzen.

Sein Haus war weniger der Zufluchtsort als der Tempel der Armuth. Armuth herrschte darin mit der reinen Freude der Unschuld; über sie verbreiteten die edelsten Tugenden neuen Glanz. Um sich zu einem Feldzuge nach dem Peloponnes auszurüsten, muß er 50 Drachmen zu eben der Zeit borgen, in welcher 50 Goldstücke, die ein Thebanischer Prinz ihm angebothen hatte, großmüthig verschmäht. Vergebens wollen seine Freunde mit ihm ihr Vermögen theilen; aber er weiß von ihrem Reichthume Gebrauch zu machen, wenn es darauf ankommt, Nothleidenden beyzustehen.

Als seine Freunde einst bey ihm versammelt waren, sagte er zu ihnen: „Sphodrias hat eine mannbare Tochter, aber er ist zu arm, um ihr eine Mitgift geben zu können. Eurer Großmüth traue ich es zu, zu ihrer Ausstattung nach eurem Vermögen beyzutragen. Ich muß einige Tage zu Hause bleiben, aber bald sollt ihr den braven Mann kennen lernen. „Einer seiner geliebtesten Freunde Tinagenes, fragt ihm um die Ursache, warum er des Umgangs seiner Freunde entbehren und zu Hause bleiben wolle. Kurz antwortete er: Ich muß meinen Mantel färben lassen. In der That hatte er nur den einzigen.

Bald tritt Micytus, einer seiner Lieblinge, herein. Diomedon, sagt dieser, ist angekommen.

Er will dich sprechen, und dir im Nahmen des Persischen Königs eine beträchtliche Summe übergeben. Auch mich nöthigte er, fünf Talente (fünf tausend Thaler) anzunehmen. Laß ihn herein kommen, antwortete Epaminondas.

„Diomedon," spricht er, „wenn die Absichten deines Königs mit dem Wohle meines Vaterlandes übereinstimmen, so brauche ich seine Geschenke nicht. Im Gegentheil ist alles Gold seines weiten Reichs nicht vermögend, um zur Verletzung meiner Pflicht mich zu verleiten. Diomedon, nach deinem Herzen willst du das meine beurtheilen. Ich verzeihe dir; aber verlasse, so bald es dir möglich ist, diese Stadt, um seine Bürger nicht zu verderben. — Und du, Micytus, den Augenblick gib das erhaltene Geld zurück, oder ich überliefere dich der Obrigkeit."

Während er einst die Armee commandirte, hatte sein Waffenträger einem Gefangenen die Freyheit verkauft. Zur Strafe nimmt Epaminondas ihm den Schild. Gib ihn mir wieder, sagt jener, und erhält von Epaminondas die Antwort: „Seitdem das Gold deine Hände befleckt hat, verdienst du nicht mehr, mich in Gefahren zu begleiten."

Ein eifriger Schüler des Pythagoras, dessen Mäßigkeit er nachahmte, entsagte er dem Wei-

ne, und nahm zuweilen etwas Honig statt aller Nahrung. Die Musik, die er von den geschicktesten Meistern gelernt hatte, war in müßigen Stunden sein Vergnügen. Die Flöte spielte er vortrefflich, und pflegte bey Gastmahlen, zu welchen er geladen wurde, seine Leyer mit Gesang zu begleiten.

In Gesellschaft war er herablassend, aber strenge, wenn es auf Sittlichkeit ankam. Ein Mensch aus dem Hefen des Volks saß wegen Liederlichkeit im Gefängniß. Warum hast du, sagte Pelopidas zu ihm, mir seine Begnadigung versagt? „Weil es," antwortete Epaminondas, „sich für einen Mann, wie du, nicht schickt, sich eines solchen Menschen anzunehmen."

Nie bewarb er sich um Ehrenämter, aber nie schlug er die ihm angetragenen aus. Mehr als einmahl diente er als Gemeiner unter Feldherren ohne Erfahrung, die seine Neider ihm vorgezogen hatten. Mehr als einmahl suchten die in Gefahr gerathenen Truppen seinen Beystand. Dann leitete er die Operationen, warf den Feind zurück, rettete mit Freuden das Heer, ohne des erduldeten Unrechts eingedenk, oder auf seinen dem Vaterlande geleisteten Dienst stolz zu seyn.

Nichts vernachläßigte er, um den Muth seiner Nation zu erhöhen, und sie den übrigen

Staaten Griechenlands furchtbar zu machen. Vor seinem ersten Feldzuge in den Peloponnes beredete er einige Thebaner, mit einigen, so eben in Theben sich aufhaltenden Spartaner einen Kampf zu wagen. Die ersten siegten, und von der Zeit an fürchteten seine Soldaten die Spartaner nicht mehr. In einem Winter lagerte er in Arcadien. Die Abgeordneten einer benachbarten Stadt bathen ihn, herein zu kommen, und eine Wohnung zu beziehen. „Nein, sagte er zu seinen Officieren, wenn sie uns beym Feuer sitzen sähen, sie würden uns für gewöhnliche Menschen halten. Wir bleiben hier trotz der strengen Jahreszeit. Unsere Kämpfe und Übungen, von welchen sie Zeugen sind, werden sie mit Staunen erfüllen."

Er war ein eben so vortrefflicher Feldherr. Bewunderungswürdig waren seine Märsche, sein Lager, seine Anordnungen vor der Schlacht; glänzend seine Tapferkeit und seine Geistesgegenwart in dem Treffen. Immer thätig, immer ruhig, durchblickte er sogleich die Anschläge des Feindes, wußte eine verderbliche Sicherheit ihm einzuflößen, ihm unvermeidliche Fallstricke zu stellen; wußte zugleicher Zeit die strengste Zucht unter den Seinigen zu erhalten, und sie zur Tapferkeit anzufeuern. Immer war er besorgt um ihre Erhaltung, vor allem aber, um ihre E h r e.

Durch diese Aufmerksamkeit verdiente er die Liebe der Seinigen. Ermüdet von Arbeit und von Hunger gefoltert, waren sie immer bereit, seine Befehle zu vollziehen, und sich in Gefahren zu stürzen. Die panischen Schrecken, die andere Armeen oft ergriffen, waren bey seinem Heere unbekannt. Er wußte mit einem Worte sie zu verscheuchen, oder zu seinem Vortheile zu lenken. Bey einem Einbruch in den Peloponnes hatte die feindliche Armee sich gegenüber gelagert. Indem Epaminondas die Stellung des Feindes untersucht, verbreitet ein Donnerschlag Schrecken unter den Seinigen. Der Wahrsager befiehlt, Halt zu machen. Bestürzt fragt man den General, was das Anzeichen bedeute? Daß, antwortete er, die Feinde ein schlechtes Lager gewählt haben. Sogleich belebt der Muth der Truppen sich von neuem; den Tag darauf erzwingen sie den Übergang.

Ohne Ehrgeiz, ohne Eitelkeit, ohne Habsucht erhob er in wenig Jahren seine Nation zur höchsten Größe. Dieß bewirkte er durch seine Talente und durch seine Tugenden. Durch die Überlegenheit seines Genie's und seiner Kenntnisse beherrschte er seine Zeitgenossen. Er wußte die Leidenschaften anderer zu benutzen, weil er der seinigen Herr war. Vorzüglich aber begünstigte die Stär-

te seines Charakters seine Unternehmungen. Frühzeitig war sein erhabener Geist über die Herrschaft entrüstet, welche Lacedämon und Athen über ganz Griechenland, und über Theben insonderheit, sich angemaßt hatten. Diese Staaten waren darum ihm verhaßt, und da das Vaterland ihm seine Rache anvertraut hatte, zerbrach er dessen Fesseln und wurde aus Pflicht Eroberer. Neu und gewagt war sein Entschluß, mitten in ihrer Hauptstadt die Spartaner anzugreifen, und sie der Übermacht, die sie seit so vielen Jahrhunderten sich zugeeignet hatten, zu berauben. Hartnäckig befolgte er seinen Plan, nicht achtend ihre Macht, ihren Ruhm, ihre Verbündeten, selbst ihre Feinde, welche mit neidischen Augen die reißenden Fortschritte Thebens ansahen. Selbst eine Gegenparthey, die sich in Theben gebildet hatte, und für den Frieden stimmte, hielt ihn nicht auf, weil er den Krieg wollte. Meneclides war an der Spitze dieser Parthey. Seine Beredsamkeit, die Ämter, die er bekleidet hatte, die Neigung der meisten Menschen zur Ruhe, hatten ihm einen großen Einfluß auf das Volk verschafft. Aber die Standhaftigkeit des Epaminondas überwand endlich alle Hindernisse. Hätte der Tod nicht in dem Laufe seiner Triumphe, welche dem sinkenden Lacedämon seine letzten Hülfsmittel entrissen, ihn weggerafft,

er würde von den Atheniensern Rechenschaft über die Siege, welche sie über Griechenland errungen hatten, gefordert, und wie er selbst sagte, Thebens Burg mit den Denkmahlen der Athenienſischen bereichert haben.

Werth eines solchen Sohnes war sein ehrwürdiger Vater Polymius. Ihn rührte weniger die Achtung, die seinen Tugenden bezeigt wurde, als die Ehre, die seinem Sohne widerfuhr. Die Zärtlichkeit des Vaters belohnte der edle Sohn. Nach der blutigen Schlacht bey Leuctra, mitten unter den Freudenbezeigungen der Armee, sagte Epaminondas: „Es freut mich am meisten, daß meine Ältern noch leben, und an meinem Ruhme Theil nehmen."

Von seinen übrigen Tugenden will ich nur seine Wahrheitsliebe erwähnen. Er hielt es nicht für erlaubt, auch nur scherzweise eine Unwahrheit vorzubringen. Er wäre in einem andern Zeitalter Griechenlands vielleicht weniger bemerkt worden, aber auch dann hätte sein edler Geist, seine Bürgertugenden, seine Kenntnisse vor seinen Mitbürgern ihn ausgezeichnet.

Nach seinem Tode sank Theben wieder von der Höhe herab, auf die es sich durch ihn erhoben hatte. Aber ewig lebt sein Andenken in der Geschichte der Menschheit.

II.

Pelopidas.

Dem edlen Epaminondas zur Seite stellen wir seinen Freund und Waffengefährten, den tapfern Pelopidas, einen eben so edlen und um sein Vaterland verdienten Mann. Es wird genug seyn, einige ihn besonders betreffende Züge auszuheben, indem er sonst mit Epaminondas an den Verhandlungen seiner Zeit gemeinschaftlichen Antheil nahm, mit jenem die Gefahren theilte, mit ihm Heere anführte, mit ihm in den wichtigsten Angelegenheiten seines Staats gebraucht wurde, einen gleichen Tod mit ihm erduldete. Das Eigene seines Verdienstes ist die Befreyung seines Vaterlandes von dem Spartanischen Joche, ein allerdings großes Verdienst, das allein ihm Unsterblichkeit zusichert, obgleich die glänzenden Thaten seines Zeitgenossen seinen Ruhm verdunkelten,

und sein Tod weniger edel war. Es wäre übrigens sehr anmaßend, über die Thaten und Verdienste großer Männer der Vorzeit, von denen wir nur einige fragmentarische Nachrichten haben, abzusprechen. Um desto mehr begnügen wir uns bey der kurzen, nun folgenden Biographie eines Thebanischen Helden, welchem der Römer Nepos seine Bewunderung nicht versagen kann, mit wenigen zuverläßigen Nachrichten, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat.

In den unglücklichen Zeiten, in welchen Griechenland sich selbst befehdete, hatte der junge Pelopidas den Schmerz, das traurige Loos seines von übermüthigen Spartanern unterjochte Vaterstadt zu beweinen. Seine edle Geburt, sein Reichthum, die vortreffliche Erziehung, welche er seinem Vater Hippoclus verdankte, seine Tapferkeit und warme Anhänglichkeit an das Vaterland hatten früh die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf den aufblühenden Jüngling gezogen. Früh war er von zahlreichen Freunden und Anhängern umgeben, früh bestimmte man ihn zu den ersten Würden des Staats, in welchem er geboren war. Das verrathene Theben war gefallen. Zahllose Grausamkeiten hatten die treulosen Sieger sich erlaubt. Durch eine Besatzung von ein tausend fünfhundert Mann, welche bey jeder Gefahr ver-

stärkt werden konnte, gesichert, handelten die Uebermüthigen fünf Jahre nach Gutdünken. Sie verbannten oder mordeten die Unglücklichen, sie zogen das Vermögen der Flüchtlinge und der Gemordeten ein. Die Strenge, welche sie ausübten, mußte die Unterdrückten zur Verzweiflung treiben.

Unter den Verbannten, die selbst in Athen nicht sicher waren, befand sich der junge Pelopidas. Laut forderte Sparta den edlen Jüngling nebst den andern Flüchtlingen zurück; aber die Gefahr, in welcher Pelopidas schwebte, weckte um desto mehr seinen Muth. Er dachte an Mittel, seine Vaterstadt zu befreyen, und die vorige Regierung herzustellen. Das große Beyspiel des Athenienfers Thrasybul, welcher mit einer Hand voll Leute von Theben aus die übermüthigen Spartaner aus Athen verjagt hatte, mußte auf den hohen Geist des Jünglings mächtig wirken. Und überhaupt entwickeln die Zeiten der Gefahr des Menschen Kraft. Wie sollte das Unglück des Vaterlandes jedes gefühlvolle Herz nicht mächtig ergreifen, wie jede Kraft der Seele nicht spannen, und zu gefahrvollen, aber desto rühmlicheren Unternehmungen hinreißen? Gibt nicht die Geschichte aller Zeiten uns hohe Beyspiele dieses erhabenen Muthes, dieser Aufopferung seiner selbst, wenn der Gedanke des in Gefahr schwebenden Vater-

landes die Brust erfüllt, wenn die klagende Stimme des fallenden Staats uns aus dem Schlummer weckt, wenn ein Strahl der Hoffnung uns anlächelt, und die eigene Gefahr zur Anstrengung aller unserer Kräfte uns antreibt?

Indem der große Gedanke, das unterdrückte, schmachtende Vaterland zu retten, den jungen Pelopidas begeistert, ist seine und des Vaterlandes Befreyung nah. In der nächtlichen Versammlung der Verbannten erscheint durch Melon, einen der Flüchtlinge eingeführt, Phillidas, ein Mann von unternehmender Thätigkeit und großer Verschlagenheit und Kühnheit, ein Mann, welcher durch schmeichelnde Gefälligkeit und unermüdete Dienstfertigkeit das Zutrauen der Theben beherrschenden Tyrannen sich erworben hatte. In Geschäften und Belustigungen hatte er seinen Gebiethern sich unentbehrlich gemacht, sein Fleiß und seine Geschicklichkeit hatten die wichtige Stelle eines Sekretairs bey dem Rathe ihm erworben. Er hatte vor kurzem die zwey wollüstigen Tyrannen, Archias und Philipp, zu einer Unterhandlung eingeladen, in welcher sie des Umgangs und der Reitze der schönsten Weiber Thebens genießen sollten. Der Tag des schändlichen Gastmahls war festgesetzt. Ihn erwarteten die Uebermüthigen mit großer Ungeduld. In der Zwischenzeit

eilt Phillidas, unter dem Vorwande wichtiger Privatgeschäfte, nach Athen.

Hier wird der Plan zur Rettung des Vaterlandes entworfen. Ein Haufe der Verbannten sammelt sich an der Grenze von Attika. Zwölf der jüngsten und muthvollsten, an deren Spitze Pelopidas, biethen sich freywillig an, in ihre Vaterstadt sich einzuschleichen, und zur Bestrafung der Tyrannen dem Phillidas behülflich zu seyn.

Die mehrere Meilen betragende Entfernung Thebens von Athen empfahl Vorsicht, zumahl da die Verbündeten zum Theil durch feindliches Gebieth zu gehen hatten. Sie verkleiden sich als Bauern, kommen mit Netzen und Jagdhunden gegen Abend zur Stadt, und werden ohne Verdacht zu erwecken, eingelassen. Während der Nacht und des folgenden Tages bleiben sie in dem Hause des Charon, eines reichen, ansehnlichen Bürgers, eines Freundes von Phillidas und Feindes der Tyrannen. Sie finden hier eine sichere Zuflucht, bis der günstige Augenblick zur Ausführung ihres Vorhabens erscheint.

Der wichtige Abend, an welchem der listige Phillidas das längst erwartete Fest veranstaltet hatte, naht heran. Nichts hatte Phillidas unterlassen, was den Sinnen schmeicheln, und durch wollüstigen Genuß die Geistesthätigkeit hemmen

konnte. Aber ein geheimes, dunkles Gerücht welches sich in der Stadt verbreitet hatte, schwebt gleich einer düsteren Wolke oder einem gezückten Schwerte, über den wollüstigen Freuden des Festes. Dunkel hatte die Nachricht sich verbreitet, daß mehrere unbekannte Fremde, wahrscheinlich einige der Verbannten, sich in dem Hause Charons befänden. Vergebens sucht Phillidas den Schrecken seiner Gäste zu verscheuchen. Sie schicken einen ihrer Diener, den Charon sogleich vor sie zu bringen. Schon hatten die Verbündeten die Waffen ergriffen, endlich ihr Vorhaben auszuführen. Aber wie groß ist nun ihr Schrecken und ihre Betäubung, da sie ihren Gastfreund und Beschützer von den Tyrannen vorgeladen sehen? Wohl müssen sie glauben, daß ihr Vorhaben verrathen sey, und ein blutiger Tod sie erwarte. Nach kurzer Ueberlegung ermahnen sie den Charon, dem Befehle ohne Aufschub zu folgen. Aber der standhafte und patriotische Thebaner geht zuerst in das Zimmer seiner Gattinn, nimmt seinen einzigen unmündigen Sohn in die Arme, und übergibt ihn dem Pelopidas und Melon als das theuerste Pfand seiner Treue. Umsonst erklären beyde, daß sie in seine Redlichkeit das vollkommenste Zutrauen setzen, umsonst bitten sie ihn, das hülflose Kind, welches vielleicht in Zukunft der Retter seines

Vaterlandes werden könne, in Sicherheit zu bringen. Der unerbittliche Charon erklärt: sein Sohn dürfe nie ein glücklicheres Loos erwarten, als das Loos, mit seinem Vater und mit seinen Freunden einen ehrenvollen Tod zu sterben.

Nun bethet er kurz zu den Göttern, umarmt die Verbündeten und geht. Wie er sich einfindet, kommen Archias und Phillidas vor die Thüre heraus. In Gegenwart der andern, welche die Angst von der Tafel verscheucht hatte, sprach jener: Wer sind die Fremden, die gestern zu dir gekommen seyn und sich in deinem Hause aufhalten sollen? Kunstvoll verbirgt Charon seine Verlegenheit, und beantwortet die Frage mit einer so scheinbaren Verwunderung, daß er den Argwohn der Tyrannen in etwas beruhigt. Noch mehr befriedigt die Tyrannen des Phillidas Gelispel: das widersinnige Gerücht habe man ohne Zweifel aus keiner andern Absicht verbreitet, als um die Freude des Festes zu stören.

Aber kaum waren sie zu dem Gastmahle zurückgekehrt, so thürmt das Glück, als ob es die Klugheit des Phillidas von neuem versuchte, neue und größere Gefahren über sein Haupt. Mit jedem Zeichen von Angst und Eile war ein Courier von Athen angelangt, welcher Archias zu sprechen suchte, und einen Brief von dem Atheniensischen

Oberpriester gleiches Nahmens, seinem alten Gastfreunde, übergab. Der Brief entdeckte die Verschwörung, doch war dem Staatsbothen das Geheimniß nicht anvertraut. Nur war ihm aufgetragen worden, er sollte Archias ersuchen, die Depesche sogleich zu lesen, indem sie Gegenstände von äußerster Wichtigkeit enthalte. Aber der sorglose, schon trunkene Wollüstling, dessen Gedanken alle auf die erwartete Szene der Lust gerichtet waren, erwiederte lächelnd: a u f m o r g e n d i e G e s c h ä f t e! legt den Brief auf das Kissen, auf welchem er zu folge der Gewohnheit bey den Alten lag, und setzt die Unterhaltung mit Phillidas über die Weiber fort, die nun erscheinen sollten.

Der entscheidende Augenblick war da. Phillidas entfernt sich auf kurze Zeit. Die Verbündeten kommen an mit unter weiblicher Kleidung verborgenen Waffen, ihre Gesichter in Kränze und Blumen verhüllt. In dieser Gestalt erscheinen sie vor dem von Wein und Liebe berauschten Tyrannen. Auf das gegebene Zeichen zucken sie ihre Dolche, und vollbringen die That.

Charon und Mellon hatten an der blutigen Szene, die ganz von Phillidas geleitet war, den vorzüglichsten Antheil genommen. Aber noch war das Hauptgeschäft nicht vollendet. Noch lebt Leontides, der treulos Theben an Sparta verrathen

ke seines Charakters seine Unternehmungen. Frühzeitig war sein erhabener Geist über die Herrschaft entrüstet, welche Lacedämon und Athen über ganz Griechenland, und über Theben insonderheit, sich angemaßt hatten. Diese Staaten waren darum ihm verhaßt, und da das Vaterland ihm seine Rache anvertraut hatte, zerbrach er dessen Fesseln und wurde aus Pflicht Eroberer. Neu und gewagt war sein Entschluß, mitten in ihrer Hauptstadt die Spartaner anzugreifen, und sie der Übermacht, die sie seit so vielen Jahrhunderten sich zugeeignet hatten, zu berauben. Hartnäckig befolgte er seinen Plan, nicht achtend ihre Macht, ihren Ruhm, ihre Verbündeten, selbst ihre Feinde, welche mit neidischen Augen die reißenden Fortschritte Thebens ansahen. Selbst eine Gegenparthey, die sich in Theben gebildet hatte, und für den Frieden stimmte, hielt ihn nicht auf, weil er den Krieg wollte. Meneclides war an der Spitze dieser Parthey. Seine Beredsamkeit, die Ämter, die er bekleidet hatte, die Neigung der meisten Menschen zur Ruhe, hatten ihm einen großen Einfluß auf das Volk verschafft. Aber die Standhaftigkeit des Epaminondas überwand endlich alle Hindernisse. Hätte der Tod nicht in dem Laufe seiner Triumphe, welche dem sinkenden Lacedämon seine letzten Hülfsmittel entrissen, ihn weggerafft,

er würde von den Atheniensern Rechenschaft über die Siege, welche sie über Griechenland errungen hatten, gefordert, und wie er selbst sagte, Thebens Burg mit den Denkmahlen der Atheniensischen bereichert haben.

Werth eines solchen Sohnes war sein ehrwürdiger Vater Polymius. Ihn rührte weniger die Achtung, die seinen Tugenden bezeigt wurde, als die Ehre, die seinem Sohne widerfuhr. Die Zärtlichkeit des Vaters belohnte der edle Sohn. Nach der blutigen Schlacht bey Leuctra, mitten unter den Freudenbezeigungen der Armee, sagte Epaminondas: „Es freut mich am meisten, daß meine Ältern noch leben, und an meinem Ruhme Theil nehmen."

Von seinen übrigen Tugenden will ich nur seine Wahrheitsliebe erwähnen. Er hielt es nicht für erlaubt, auch nur scherzweise eine Unwahrheit vorzubringen. Er wäre in einem andern Zeitalter Griechenlands vielleicht weniger bemerkt worden, aber auch dann hätte sein edler Geist, seine Bürgertugenden, seine Kenntnisse vor seinen Mitbürgern ihn ausgezeichnet.

Nach seinem Tode sank Theben wieder von der Höhe herab, auf die es sich durch ihn erhoben hatte. Aber ewig lebt sein Andenken in der Geschichte der Menschheit.

II.

Pelopidas.

Dem edlen Epaminondas zur Seite stellen wir seinen Freund und Waffengefährten, den tapfern Pelopidas, einen eben so edlen und um sein Vaterland verdienten Mann. Es wird genug seyn, einige ihn besonders betreffende Züge auszuheben, indem er sonst mit Epaminondas an den Verhandlungen seiner Zeit gemeinschaftlichen Antheil nahm, mit jenem die Gefahren theilte, mit ihm Heere anführte, mit ihm in den wichtigsten Angelegenheiten seines Staats gebraucht wurde, einen gleichen Tod mit ihm erduldete. Das Eigene seines Verdienstes ist die Befreyung seines Vaterlandes von dem Spartanischen Joche, ein allerdings großes Verdienst, das allein ihm Unsterblichkeit zusichert, obgleich die glänzenden Thaten seines Zeitgenossen seinen Ruhm verdunkelten,

und sein Tod weniger edel war. Es wäre übrigens sehr anmaßend, über die Thaten und Verdienste großer Männer der Vorzeit, von denen wir nur einige fragmentarische Nachrichten haben, abzusprechen. Um desto mehr begnügen wir uns bey der kurzen, nun folgenden Biographie eines Thebanischen Helden, welchem der Römer Nepos seine Bewunderung nicht versagen kann, mit wenigen zuverläßigen Nachrichten, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat.

In den unglücklichen Zeiten, in welchen Griechenland sich selbst befehdete, hatte der junge Pelopidas den Schmerz, das traurige Loos seiner von übermüthigen Spartanern unterjochte Vaterstadt zu beweinen. Seine edle Geburt, sein Reichthum, die vortreffliche Erziehung, welche er seinem Vater Hippoclus verdankte, seine Tapferkeit und warme Anhänglichkeit an das Vaterland hatten früh die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf den aufblühenden Jüngling gezogen. Früh war er von zahlreichen Freunden und Anhängern umgeben, früh bestimmte man ihn zu den ersten Würden des Staats, in welchem er geboren war. Das verrathene Theben war gefallen. Zahllose Grausamkeiten hatten die treulosen Sieger sich erlaubt. Durch eine Besatzung von ein tausend fünfhundert Mann, welche bey jeder Gefahr ver-

stärkt werden konnte, gesichert, handelten die Uebermüthigen fünf Jahre nach Gutdünken. Sie verbannten oder mordeten die Unglücklichen, sie zogen das Vermögen der Flüchtlinge und der Gemordeten ein. Die Strenge, welche sie ausübten, mußte die Unterdrückten zur Verzweiflung treiben.

Unter den Verbannten, die selbst in Athen nicht sicher waren, befand sich der junge Pelopidas. Laut forderte Sparta den edlen Jüngling nebst den andern Flüchtlingen zurück; aber die Gefahr, in welcher Pelopidas schwebte, weckte um desto mehr seinen Muth. Er dachte an Mittel, seine Vaterstadt zu befreyen, und die vorige Regierung herzustellen. Das große Beyspiel des Atheniensers Thrasybul, welcher mit einer Hand voll Leute von Theben aus die übermüthigen Spartaner aus Athen verjagt hatte, mußte auf den hohen Geist des Jünglings mächtig wirken. Und überhaupt entwickeln die Zeiten der Gefahr des Menschen Kraft. Wie sollte das Unglück des Vaterlandes jedes gefühlvolle Herz nicht mächtig ergreifen, wie jede Kraft der Seele nicht spannen, und zu gefahrvollen, aber desto rühmlicheren Unternehmungen hinreißen? Gibt nicht die Geschichte aller Zeiten uns hohe Beyspiele dieses erhabenen Muthes, dieser Aufopferung seiner selbst, wenn der Gedanke des in Gefahr schwebenden Vater-

landes die Brust erfüllt, wenn die klagende Stimme des fallenden Staats uns aus dem Schlummer weckt, wenn ein Strahl der Hoffnung uns anlächelt, und die eigene Gefahr zur Anstrengung aller unserer Kräfte uns antreibt?

Indem der große Gedanke, das unterdrückte, schmachtende Vaterland zu retten, den jungen Pelopidas begeistert, ist seine und des Vaterlandes Befreyung nah. In der nächtlichen Versammlung der Verbannten erscheint durch Melon, einen der Flüchtlinge eingeführt, Phillidas, ein Mann von unternehmender Thätigkeit und großer Verschlagenheit und Kühnheit, ein Mann, welcher durch schmeichelnde Gefälligkeit und unermüdete Dienstfertigkeit das Zutrauen der Theben beherrschenden Tyrannen sich erworben hatte. In Geschäften und Belustigungen hatte er seinen Gebiethern sich unentbehrlich gemacht, sein Fleiß und seine Geschicklichkeit hatten die wichtige Stelle eines Sekretairs bey dem Rathe ihm erworben. Er hatte vor kurzem die zwey wollüstigen Tyrannen, Archias und Philipp, zu einer Unterhandlung eingeladen, in welcher sie des Umgangs und der Reitze der schönsten Weiber Thebens genießen sollten. Der Tag des schändlichen Gastmahls war festgesetzt. Ihn erwarteten die Uebermüthigen mit großer Ungeduld. In der Zwischenzeit

Vaterlandes werden könne, in Sicherheit zu bringen. Der unerbittliche Charon erklärt: sein Sohn dürfe nie ein glücklicheres Loos erwarten, als das Loos, mit seinem Vater und mit seinen Freunden einen ehrenvollen Tod zu sterben.

Nun bethet er kurz zu den Göttern, umarmt die Verbündeten und geht. Wie er sich einfindet, kommen Archias und Phillidas vor die Thüre heraus. In Gegenwart der andern, welche die Angst von der Tafel verscheucht hatte, sprach jener: Wer sind die Fremden, die gestern zu dir gekommen seyn und sich in deinem Hause aufhalten sollen? Kunstvoll verbirgt Charon seine Verlegenheit, und beantwortet die Frage mit einer so scheinbaren Verwunderung, daß er den Argwohn der Tyrannen in etwas beruhigt. Noch mehr befriedigt die Tyrannen des Phillidas Gelispel: das widersinnige Gerücht habe man ohne Zweifel aus keiner andern Absicht verbreitet, als um die Freude des Festes zu stören.

Aber kaum waren sie zu dem Gastmahle zurückgekehrt, so thürmt das Glück, als ob es die Klugheit des Phillidas von neuem versuchte, neue und größere Gefahren über sein Haupt. Mit jedem Zeichen von Angst und Eile war ein Courier von Athen angelangt, welcher Archias zu sprechen suchte, und einen Brief von dem Athenienſischen

Oberpriester gleiches Nahmens, seinem alten Gastfreunde, übergab. Der Brief entdeckte die Verschwörung, doch war dem Staatsbothen das Geheimniß nicht anvertraut. Nur war ihm aufgetragen worden, er sollte Archias ersuchen, die Depesche sogleich zu lesen, indem sie Gegenstände von äußerster Wichtigkeit enthalte. Aber der sorglose, schon trunkene Wollüstling, dessen Gedanken alle auf die erwartete Szene der Lust gerichtet waren, erwiederte lächelnd: a u f m o r g e n d i e G e s c h ä f t e! legt den Brief auf das Kissen, auf welchem er zu folge der Gewohnheit bey den Alten lag, und setzt die Unterhaltung mit Phillidas über die Weiber fort, die nun erscheinen sollten.

Der entscheidende Augenblick war da. Phillidas entfernt sich auf kurze Zeit. Die Verbündeten kommen an mit unter weiblicher Kleidung verborgenen Waffen, ihre Gesichter in Kränze und Blumen verhüllt. In dieser Gestalt erscheinen sie vor dem von Wein und Liebe berauschten Tyrannen. Auf das gegebene Zeichen zucken sie ihre Dolche, und vollbringen die That.

Charon und Mellon hatten an der blutigen Szene, die ganz von Phillidas geleitet war, den vorzüglichsten Antheil genommen. Aber noch war das Hauptgeschäft nicht vollendet. Noch lebt Leontides, der treulos Theben an Sparta verrathen

hatte, noch leben andere Anhänger der Tyrannen. Gewiß würden sie den Mord ihrer Freunde und Anhänger geahndet haben. Aber der erste glückliche Erfolg beseelt die Verschwornen mit neuem Muth. Unter Anführung des Phillidas, den niemand beargwohnt, erhalten sie Eintritt in die Häuser ihrer Feinde. Zwar ergreift bey dem ersten Anschein von Tumult Leontides sein Schwert, bereit, sein Leben theuer zu verkaufen. Er fällt unter der Hand des muthvollen Pelopidas, die übrigen werden ohne Widerstand nieder gemacht.

Gleich klug und kraftvoll sind die Maßregeln der Verschwornen. Ohne die Stadt in Unruhe zu setzen, eilen sie nach den mit den unglücklichen Schlachtopfern der Tyranney gefüllten Gefängnissen. Jede Thüre ist dem Phillidas offen. Voll Freude und Dankbarkeit vergrößern die befreyten Gefangenen die Zahl ihrer Erretter. Sie erbrechen die Arsenale und versehen sich mit Waffen. Nun ertönen die Straßen Thebens von Angst und Schrecken, jedes Haus und jede Familie wird von Verwirrung und Aufruhr erfüllt. Alle Bürger kommen in Bewegung, einige zünden Lichter an, andere rennen in wilder Unordnung nach den öffentlichen Plätzen, alle wünschen ängstlich des Tages Rückkehr, die unbekannte Ursache des Tumultes zu erfahren.

Den Antheil, welchen Epaminondas an der Befreyung Thebens genommen, haben wir in der Geschichte dieses Helden angezeigt. Von frühen Jahren war er ein Freund des Pelopidas, und welches Band kann diese innige Verbindung edler Männer fester knüpfen, als gleiche Liebe des Vaterlandes, als gleiche Verdienste um den Staat, in gleichem Wirkungskreise für das gemeine Wohl?

Mit Anbruch des Morgens erscheinen die andern Thebanischen Verbannten, bewaffnet, und ihren Freunden zu Hülfe eilend. Aber auch die Anhänger der Tyranney verstärken sich. Muthvoll schreitet Pelopidas nebst den Verbündeten auf den Marktplatz. In einer allgemeinen Versammlung des Volkes erklärt er die Nothwendigkeit, den Gegenstand, den Anfang der Verschwörung; er stellt unter dem allgemeinen Beyfalle seiner Mitbürger die vorige Regierung wieder her.

Nicht bloß Tapferkeit und Muth bezeichnen die glänzende Befreyung Thebens durch Pelopidas. Weisheit und Klugheit befestigen sie. Während des Tumultes, mitten in dem ruhmvollen Siege, hatte Pelopidas nebst seinen Freunden Besonnenheit genug, einzusehen, daß die Befreyung Thebens nicht vollendet sey, so lange die Burg Cadmäa, welche von tausend fünfhundert Spartanern besetzt war, in feindlichen Händen sich befinde.

Wie leicht konnte die Besatzung bey der ersten Nachricht durch das übermüthige Sparta verstärkt werden! Wie gefahrvoll mußten dann die Folgen einer unvollendeten, vielleicht vergeblich unternommenen Verschwörung seyn! Dieser Gefahr wußte Pelopidas vorzubeugen. Den Tag darauf erhält er Hülfe von Athen, und erstürmt in wenigen Tagen muthig die Festung.

Wir haben den Erfolg des hieraus mit Sparta entstandenen Krieges in der Biographie des Epaminondas geschehen. Der größte Feldherr seiner Zeit konnte den für Freyheit und Vaterland und ihre Verfassung streitenden Thebanern nichts anhaben. Agesilaus muß von des beängstigten Thebens Mauern sich zurückziehen. Nicht glücklicher sind die ihm nachfolgenden Feldherren. Phöbidas, der eigentlich schändliche Urheber des Krieges, jetzt Statthalter zu Thespiä, wird mit dem größten Theil seiner Leute besiegt und getödtet. Mit eigener Hand erlegt ihn Pelopidas in der Schlacht bey Tanagra, und in dem hitzigen Treffen zu Tegyra werden die Spartaner, obgleich größer an Zahl, in die Flucht geschlagen, — ein Unfall, welchen sie in keinem Kriege bisher erduldet hatten.

Durch die mit edlem Muthe und Heldenkraft bewirkte Befreyung seines Vaterlandes, so wie

durch seine Kriegsthaten hatte Pelopidas sich einen ausgezeichneten Ruhm unter seinen Mitbürgern erworben. Seine edle Geburt und die großmüthige Verwendung seines Reichthums zum Wohle des Vaterlandes erhöhen den Glanz seiner großen, dem Staate geleisteten Dienste. Jeder Vorzug des Glücks, die männliche Grazie seiner Person, das herablassende, freundliche Wesen in seinem Betragen, seine Geschicklichkeit in kriegerischen Übungen, welche von allen Griechen, und von den Thebanern insonderheit, so hoch geschätzt wurde, alle diese Eigenschaften mußten die Bewunderung der Menge, das heißt, in dem Thebanischen Staate, der gesetzgebenden Versammlung seines Volkes ihm zusichern. Aus welchen Gründen ihm bey der Wahl eines Gesandten zu dem Spartanischen Friedens-Congreß Epaminondas vorgezogen wurde, haben wir in der Biographie dieses Helden schon bemerkt.

Erwacht war der kriegerische Geist in Thebens Mauern. Lange hatte man seine Bürger und Nachbaren für eine träge, geistlose Menschenklasse gehalten, in deren starken Körpern unedle Seelen schlummerten. Sie waren den Griechen verhaßt, weil sie in dem Griechisch-Persischen Kriege dem gewaltigen Xerxes ohne Widerstand sich unterworfen hatten. Aber schon hatte der

göttliche Genius Pindar's sie von dem Vorwurfe der Stupidität befreyt und seitdem übten sie sich sorgfältig in allem, was dem menschlichen Körper Geschicklichkeit und Behendigkeit gewährt. Zum kriegerischen Ruhme fehlte ihnen bloß ein Funke jenes himmlischen Feuers, welches durch edle Nacheiferung entzündet wird. Zuerst erweckte ihre Thätigkeit Sparta's Tyranney. Muthig hatten sie das unerträgliche Joch abgeworfen, muthig vertheidigten sie ihre Freyheit gegen Feinde, von welchen sie bisher verachtet waren. Ein glücklicher Erfolg belebte ihre Hoffnungen, entflammte ihren Ehrgeitz, und erhob ihren National-Charakter zu einer ungewöhnten Stufe. Sie, denen vorhin Friede und Selbsterhaltung der Gegenstand alles Strebens war, dürsteten nun nach Kriegsruhm und Siegeszeichen. Sie führten ein strenges System der Kriegszucht ein, verbesserten ihre Waffen, und erfanden eine neue Taktik, durch welche sie ihren Feinden überlegen wurden. Nacheiferung und gegenseitige Achtung, Muth und jener edle Geist, der oft in stürmischen Zeiten der Gefahr und der Verwirrung sich entwickelt, hatten eine bedeutende Zahl ihrer Bürger zur engsten Vereinigung bewogen, und sie mit dem Entschluß begeistert, bey ihrer gegenseitigen Vertheidigung jeder Gefahr zu trotzen. Ursprünglich bestand dieser, von Gorgidas gestiftete, Bund aus ohngefähr

drey hundert Mann, alle in der Blüthe der Jugend und von bewährter Treue. Ihr Befehlshaber war — Pelopidas. Wegen der Unverletzbarkeit ihrer Freundschaft hießen sie die heilige Schaar. So dauerhaft als ihre Freundschaft, so unerschütterlich war ihre Tapferkeit. In einer langen Reihe von Jahren blieben sie Sieger, wo sie auch immer fochten. Zusammen fielen sie mit unsterblichem Ruhm, wie einst Leonidas mit den Seinigen, in der Schlacht bey Chäronea mit dem Falle von Theben, von Athen und von ganz Griechenland, und selbst der Sieger Philipp von Macedonien beweinte ihren Heldentod.

In der Schlacht bey Leuctra war Pelopidas an der Spitze der heiligen Schaar. Er flankirte die Thebanische Reiterey am linken Flügel. Keine besondere Stellung schien ihm der Tapferkeit der Seinigen würdig. Sie waren bereit, in jedem Getümmel der Schlacht zu erscheinen, sie mochten entweder gerufen seyn, oder Gelegenheit des glücklichen Erfolgs oder besondere Gefahr wahrnehmen. Der heftige Angriff dieser Schaar sicherte dem großen Epaminondas seinen Sieg.

Wir merken nur im Vorbeygehen an, daß Pelopidas mit seinen Waffengefährten an dem erneuerten Krieg gegen Sparta Theil nahm, und wegen des länger, als das Gesetz es erlaubte,

behaltenen Commando, mit weniger Muth, als Epaminondas vor seinen Richtern sich vertheidigte. Er, welcher nie das Schwert des Feindes gefürchtet hatte, zitterte nun vor der zürnenden Stimme seiner leidenschaftlichen Ankläger. Aber waren die unwissenden Richter geeignet, über Männer von so hohem, unbezweifeltem Verdienste zu urtheilen? Und warum sollten wir nicht der menschlichen Schwachheit, die bey dem größten Helden immer noch scharfsinnigen Augen bemerkbar ist, etwas zu Gut halten? Pelopidas ward indeß mit seinem beredteren und kühneren Freunde losgesprochen, und behielt ferner die Achtung und das Zutrauen seiner Mitbürger.

Auch der Sendung des Pelopidas nach Thessalien dürfen wir nur im Vorbeygehen erwähnen. Dort hatte der Tyrann Alexander seine Unterthanen grausam behandelt. Sie ergriffen die Waffen und bathen um Thebens Beystand. War es Gerechtigkeitsliebe oder Ehrgeitz, was die Thebaner bewog, der Unterdrückten sich anzunehmen? Da Epaminondas zu dieser Zeit dem Haß seiner Mitbürger erlag, so wurde Pelopidas nebst Ismenias mit einer Armee gegen den blutdürstigen Tyrannen abgeschickt. Ihre Ankunft erfüllte die Brust des schuldigen Tyrannen mit Schrecken. Er traute nicht den zahlreichen Söldnern und Trabanten, die seine Usurpation bisher begünstigt hatten. Er

flehte um Gnade bey den Thebanischen Feldherrn, und unterwarf sich jeder Bedingung, welche die Weisheit ersinnen konnte, in Zukunft seinen Unterthanen Sicherheit zu gewähren. Die unmenschlichen Grausamkeiten dieses Tyrannen, — wir nehmen das Wort in dem gewöhnlichen Sinne, weil er unrechtmäßiger Regent war, und in dem Blute der Unterthanen schwelgte — haben wir schon in der Biographie des Epaminondas angeführt.

Kaum war diese Unternehmung beendigt, als die mit Glück und Ruhm gekrönten Thebaner aufgefordert wurden, die schon seit sechs Jahren in Macedonien bestehenden Unruhen beyzulegen. Dieses, in der Folge dem freyen Griechenland so sehr gefährliche Reich war seit Amyntas dem Zweyten ein Raub alles Unglücks, das streitige Erbfolge über Länder verbreitet. Amyntas hatte drey rechtmäßige Söhne hinterlassen; den Alexander, Perdicas und Philipp, und einen unehelichen, Ptolomäus, dessen Ränke nun in dem Königreiche Verwirrung verursachten. Zwar konnte der schlaue Ptolomäus die Nachfolge des erstgebornen Prinzen Alexander, der bey dem Tode seines Vaters schon volljährig war, nicht hindern. Aber er verkürzte seine nur einjährige Regierung, und über-

nahm nun dieselbe als Vormund des minderjährigen Perdicas und als Beschützer Macedoniens. Bald zeigte es sich, daß mit dem Nahmen eines Regenten sein Ehrgeiz bey weitem nicht befriedigt war. Er machte sich einen bedeutenden Anhang, vereitelte den Widerstand der Anhänger des jungen Königs, und riß gewaltsam die höchste Macht an sich. An die Thebaner wandten sich die Freunde des unglücklichen Fürsten, und Pelopidas kam mit einer Armee nach Macedonien. Er rief die zahlreichen Verbannten, die Ptolomäus in das Elend versetzt hatte, in das Vaterland zurück, bestätigte die gerechten Ansprüche des jungen Königs Perdicas auf den Thron, nahm von den streitenden Partheyen Geiseln, darunter den jüngern Prinzen Philipp, nachmahligen König von Macedonien und Sieger Griechenlands, stellte die Ruhe in dem benachbartem Reiche wieder her, und kehrte über Thessalien zurück.

Er hatte vor kurzem in diesem Reiche die ehrenvolle Rolle eines Siegers und Schiedsrichters bekleidet. Ihn schützten außerdem die jedem gebildeten Volke geheiligten Rechte des Gesandten. Es schien demnach, daß er auf dieser Reise keine Gefahr zu befürchten habe. Vor sich hatte er eine ansehnliche Truppenabtheilung abgeschickt, die Macedonischen Geiseln nach Theben zu begleiten. Mit

dem Überreste reiste er sorglos durch das Thessalische Gebieth, als er hörte, daß Alexander an der Spitze seiner Söldner ihm entgegen ziehe. Leider war er leichtgläubig genug, auf diese Warnung nicht zu achten; er wähnte vielmehr, daß Alexander ihm seine Achtung bezeigen, oder vielmehr gegen neue Beschwerden seiner vielfach beleidigten und gedrückten Unterthanen sich rechtfertigen wolle. So fiel er unvorsichtig nebst Ismenias in des Tyrannen Hände, wurde auf dessen Befehl sogleich ergriffen, nach der Thessalischen Stadt Phera gebracht, gefesselt in das Gefängniß geworfen, und den höhnenden Augen der neidischen Menge dargestellt.

Merkwürdig ist sein wahrhaft edles Betragen während seiner Gefangenschaft. Im Anfange derselben war es jedem erlaubt, den großen, nun unglücklichen Mann in seinem Kerker zu besuchen. Furchtlos forderte er jeden auf, das Joch des Tyrannen abzuschütteln, und das Vaterland von der Geisel zu befreyen. Thebe, die Tochter des heldenmüthigen Jason und Gattinn Alexanders, eine Frau, welche mit der Schönheit des weiblichen den Muth des mänlichen Geschlechts verband, und welche so sehr von ihrem Gemahl geliebt wurde, als ein Tyrann voll Argwohn lieben kann — die reitzende Königinn Thebe hatte lange das hohe Verdienst,

nahm nun dieselbe als Vormund des minderjährigen Perdicas und als Beschützer Macedoniens. Bald zeigte es sich, daß mit dem Nahmen eines Regenten sein Ehrgeitz bey weitem nicht befriedigt war. Er machte sich einen bedeutenden Anhang, vereitelte den Widerstand der Anhänger des jungen Königs, und riß gewaltsam die höchste Macht an sich. An die Thebaner wandten sich die Freunde des unglücklichen Fürsten, und Pelopidas kam mit einer Armee nach Macedonien. Er rief die zahlreichen Verbannten, die Ptolomäus in das Elend versetzt hatte, in das Vaterland zurück, bestätigte die gerechten Aussprüche des jungen Königs Perdicas auf den Thron, nahm von den streitenden Partheyen Geiseln, darunter den jüngern Prinzen Philipp, nachmahligen König von Macedonien und Sieger Griechenlands, stellte die Ruhe in dem benachbartem Reiche wieder her, und kehrte über Thessalien zurück.

Er hatte vor kurzem in diesem Reiche die ehrenvolle Rolle eines Siegers und Schiedsrichters bekleidet. Ihn schützten außerdem die jedem gebildeten Volke geheiligten Rechte des Gesandten. Es schien demnach, daß er auf dieser Reise keine Gefahr zu befürchten habe. Vor sich hatte er eine ansehnliche Truppenabtheilung abgeschickt, die Macedonischen Geiseln nach Theben zu begleiten. Mit

dem Überreste reiste er sorglos durch das Thessalische Gebieth, als er hörte, daß Alexander an der Spitze seiner Söldner ihm entgegen ziehe. Leider war er leichtgläubig genug, auf diese Warnung nicht zu achten; er wähnte vielmehr, daß Alexander ihm seine Achtung bezeigen, oder vielmehr gegen neue Beschwerden seiner vielfach beleidigten und gedrückten Unterthanen sich rechtfertigen wolle. So fiel er unvorsichtig nebst Ismenias in des Tyrannen Hände, wurde auf dessen Befehl sogleich ergriffen, nach der Thessalischen Stadt Phera gebracht, gefesselt in das Gefängniß geworfen, und den höhnenden Augen der neidischen Menge dargestellt.

Merkwürdig ist sein wahrhaft edles Betragen während seiner Gefangenschaft. Im Anfange derselben war es jedem erlaubt, den großen, nun unglücklichen Mann in seinem Kerker zu besuchen. Furchtlos forderte er jeden auf, das Joch des Tyrannen abzuschütteln, und das Vaterland von der Geisel zu befreyen. Thebe, die Tochter des heldenmüthigen Jason und Gattinn Alexanders, eine Frau, welche mit der Schönheit des weiblichen den Muth des mänlichen Geschlechts verband, und welche so sehr von ihrem Gemahl geliebt wurde, als ein Tyrann voll Argwohn lieben kann — die reitzende Königinn Thebe hatte lange das hohe Verdienst,

des Pelopidas, dessen Ruf durch Griechenland und Asien verbreitet war, bewundert. Sie ruhte nicht, bis sie nach wiederholten Bitten von ihrem Gemahl Erlaubniß erhielt, den großen Mann zu sprechen. Sein Anblick entsprach ihren Erwartungen nicht; denn immer schmückt die Phantasie das Bild berühmter Männer mit glänzenden Farben, und verdoppelt ist dann unsere Täuschung, wenn wir in ihnen — Menschen erblicken. Die Königinn Thebe sah sein verfallenes, entstelltes Gesicht. Von Mitleid ergriffen, rief sie aus: Wie sehr bedaure ich, Pelopidas, dein Weib, und deine Kinder! — Weit mehr, o Königinn, und Tochter Jasons; erwiederte der Held, weit mehr muß ich dich bedauern, indem du, ohne gefangen zu seyn, doch eine freywillige Sclavinn eines treulosen, grausamen Tyrannen bist. Tief rührten diese starken Worte die Königinn bey der Erinnerung an einen geliebten, verdienstvollen Vater, und bey der noch stärkern an einen Gemahl, welcher nie ohne bewaffnete Begleitung zu ihr kam, welcher in einem hohen, unzugänglichen, von einem großen Hunde bewachten Thurme schlief, zu dem er auf einer Leiter hinaufsteigen mußte. Zehn Jahre darauf befreyte sie das unglückliche Land von einem Ungeheuer, das lange genug gewüthet hatte, und nun die Strafe seiner Verbrechen mit seinem Blute abbüßte. Weit ent-

fernt, den edlen Pelopidas aus seinem Gefängnisse zu entlassen, verdoppelte der Tyrann seine Grausamkeiten gegen die unglücklichen Bewohner der Stadt Phera. Pelopidas tröstete die Bedrängten. Er weckte in ihnen Hoffnungen der Rache und der verdienten Bestrafung des unmenschlichen Fürsten. Er wagte es sogar, das ungereimte Verfahren dem Tyrannen vorzuwerfen, der täglich Hunderte der Unschuldigen, von welchen er nichts zu fürchten hatte, morden ließ, während er, einem Feinde das Leben fristete, welcher den ersten Augenblick seiner Freyheit benutzen würde, seine mannigfaltigen Grausamkeiten zu bestrafen. Und ist Pelopidas so begierig, zu sterben? fragte der Thessalier. Ja, erwiederte der Gefangene, damit du, noch mehr von dem Fluch der Götter und der Menschen belastet, um desto eher umkommest.

Doch bald verdankt der in dem Kerker schmachtende Held dem edlen Epaminondas seine Befreyung, und wird, um dem Spartaner Antalcidas entgegen zu wirken, zu dem Großkönige von Persien Artaxerxes als Gesandter abgeschickt. Ihn begleiten Gesandte von Elis, von Argos, und Arkadien. Ihm folgten die Gesandten von Athen. Zum ersten Mahl wird nun ein General-Congreß der Griechischen Staaten gehalten, um ihre Angelegenheiten am Hofe eines fremden Fürsten auszugleichen. Von

ihrer Ankunft behandelt der Großkönig den schlauen Antalcidas mit jener vertraulichen Herablassung, die er einem alten Gastfreund und Günstling schuldig war. Aber in der öffentlichen Audienz bewirkt die edle Gestalt, der hohe Ruf und die glänzende Beredsamkeit, welche, wie Plutarch sagt, majestätischer als die der Athenienser, kraftvoller als die der Spartaner war, dem Pelopidas den Vorzug.

Pelopidas stellte vor, daß in der Schlacht bey Platäa, welche vor etwa hundert Jahren gefochten ward, und seit diesem merkwürdigen Treffen die Thebaner immer dem Intresse des Persischen Reichs, selbst mit Gefahr, ihr theuerstes Kleinod, die Freyheit, zu verlieren, ergeben waren; daß der gefährliche Krieg, in welchen sie jetzt mit Sparta verwickelt seyen, keine andere Ursache habe, als ihren offenen und standhaften Widerstand gegen die verderblichen Maßregeln von Sparta, dem bittersten Feinde Persiens; daß Agesilaus ohne gegründete Ursache Feindseligkeiten angefangen habe, und ohne glücklichen Erfolg den Krieg geführt; daß das Schlachtfeld bey Leuctra beydes, den Ruhm und die Macht Sparta's, vernichtet habe.

Zu seinem Unglück unterstützte der Athenienser Timagoras, obgleich mit Widerspruch des zweyten Atheniensischen Gesandten Leon, mit Nachdruck und Geschicklichkeit die Gründe des Pelopidas,

Die übrigen Gesandten geriethen über seine Unverschämtheit und Treulosigkeit, welche er in der Folge mit dem Tode büßte, in Verwirrung. Bevor sie Zeit hatten, ihr Erstaunen und ihren Unwillen zu bezeigen, verlangte der Großkönig von Pelopidas den Gegenstand seiner Sendung und die Bitte seiner Mitbürger zu vernehmen.

Pelopidas erwiederte: er komme, mit dem Großkönig im Nahmen seiner Republik ein Bündniß zu schließen, das beyden Theilen gleich vortheilhaft sey. Würde das Bündniß genehmiget, so würde es die Macht jener Staaten schwächen, welche bisher so viele Unruhen und Gefahren für ihre Nachbaren alle erregt hätten. Sein Antrag wäre: es solle den Atheniensern befohlen werden, ihre Flotte abzutackeln, und das furchtbare Messenien sollte in Zukunft von Sparta ganz unabhängig seyn. Im Fall diese Mächte der Ausführung dieses Bündnisses sich widersetzten, sollte von Persien, Theben und seinen Verbündeten Krieg gegen sie geführt werden, und wenn die kleinen Staaten Griechenlands an einer so gerechten Sache keinen Antheil nähmen, sollten sie mit exemplarischer Strenge bestraft werden. Der König bewilligte diese Artikel, welche sogleich schriftlich verzeichnet, und mit dem königlichen Siegel bestätigt, und den Gesandten mit lauter Stimme vorgelesen wurden.

Ruhmvoll hatte Pelopidas seine Sendung vollendet. Indem die andern Gesandten und nahmentlich Timagoras, von dem Großkönig Geschenke erbettelten, nahm er von allen angebothenen keine andern an, als solche, welche ein Zeichen der königlichen Huld und Achtung waren. Mit einem Persischen Großen kehrte er nach Griechenland zurück. Daß dieses Bündniß von den meisten Griechischen Staaten verworfen wurde, und dadurch zu einem neuen blutigen Kriege unter den Griechen Anlaß gab, haben wir in der Biographie des Epaminondas gesehen.

Noch immer gab Alexander, Tyrann von Pherä, neue Beweise seiner Grausamkeit. Seine zahlreichen Söldner, die er mit großer Klugheit unterhielt, nebst dem geheimen Beystand Athens, setzten ihn in den Stand, das ganze Gebiеth Thessaliens zu überfallen, und seine vornehmsten Städte zu unterjochen. Die unterdrückten Thessalier wenden von neuem sich an Theben, dessen mächtigen Beystand sie vorhin genossen hatten, und dessen Fahnen sie so oft gefolgt waren. Theben beschließt, ihnen mit zehntausend Mann zu Hülfe zu kommen, und ernennt Pelopidas zum Heerführer.

Aber der Tag des Aufbruchs wird durch eine Sonnenfinsterniß verdunkelt, — ein Umstand, welcher die Armee sehr vermindert, indem Pelopi-

das nicht geneigt war, Menschen, welche der eingebildete Schrecken des Aberglaubens in Furcht gesetzt hatte, zu fernerm Dienste zu zwingen. Nur solche, die, eitle Anzeigen verachtend, ihrem geliebten Feldherrn zu folgen bereit waren, dreyhundert an der Zahl, werden nach Thessalien geführt, und lagern sich nach der bey der Stadt Pharsalus vollzogenen Vereinigung mit ihren Thessalischen Bundesgenossen am Fuße des Berges Cynoscephalä.

Mit einem Heer von zwanzig tausend Mann nahte der Tyrann, zur Schlacht gerüstet. Pelopidas nimmt sie an, obgleich der Feind an Fußvölkern ihm weit überlegen war. Die Schlacht beginnt mit der Reiterey, und ist den Thebanern günstig; aber die Söldner Alexanders erhalten den Vortheil des Bodens, und bedrängen muthvoll die Thebanische und Thessalische Infanterie. In dieser Gefahr besteigt Pelopidas sein Pferd, ermuntert die sich zurückziehenden Truppen mit seiner Stimme, und flößt ihnen neuen Muth ein, so daß Alexander glauben muß, die Thebaner hätten eine beträchliche Verstärkung erhalten. Nun werden die Söldner Alexanders gegenseitig zurückgedrängt und in Unordnung gebracht. Durch die gebrochene Linie des Feindes erblickt Pelopidas den Tyrannen, wie er am rechten Flügel seine Leute sammelt, und mit gewohnter Tapferkeit zum neuen Angriff auffordert.

Nun ist Pelopidas seiner nicht mehr mächtig. Er, ein natürlicher Feind der Tyrannen, erblickt in dem Tyrannen Alexander seinen persönlicher Feind. Begleitet von wenigen Reitern, eilt er voran, ruft mit lauter Stimme seinen Gegner, und fordert ihn zum Zweykampf auf. Da Alexander sich fürchtet, mit dem Manne, welchen er einst so sehr beleidigt hatte, zusammen zu treffen, und hinter seiner Leibgarde sich zurückzieht, wird Pelopidas mit seiner kleinen Schaar zuerst mit einem Regen von Wurfspießen, dann mit Lanzen empfangen. Nach einem großen Gemetzel, wie Homer es der Wuth eines Diomedes oder eines Achill zuschreibt, fällt er, ein Opfer seiner ungezähmten Erbitterung. Indeß nahen die Truppen, ihren Feldherrn zu befreyen; die Leibgarde des Tyrannen wird zurückgetrieben; überall sind die Thebaner nebst ihren Verbündeten Sieger; der Feind flieht und wird verfolgt mit dem Verlust von mehr als drey tausend Mann.

Aber des Feldherrn Tod verdunkelt den Sieg. Mit unmäßigen Beweisen des Schmerzens beweinen ihn Thebaner und Thessalier. Alle, die bey der Schlacht zugegen waren, eilen, ihrer Wunden und ihrer Erhohlung uneingedenk, zu dem erblaßten Körper, die feindliche Beute um ihn zu legen. Sie bescheeren nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Pferde; viele zünden in ihren Zel-

tern kein Licht an, und nahmen keine Speise zu sich. In Begleitung von Jünglingen, Kindern und Priestern kommen die obrigkeitlichen Personen Thessaliens mit Siegeszeichen, mit Kränzen und mit goldenen Rüstungen, den Leichnam abzuhohlen. Alle Thessalischen Städte beschenken den gefallenen Pelopidas mit goldenen Kronen und Statuen von Bronze, und seine Kinder mit großen Ländereyen. Eine ungeheure Zahl wahrhaft Traurender begleitet den Leichenzug. Die Thessalier, in deren Sache er gefallen war, und welche in ihm ihren Vater und Beschützer verehren, streben um die Ehre, die Kosten seines Begräbnisses, welches mit aller Pracht vollzogen wird. Die Menge erinnert sich der Finsterniß, welche vor seiner Abreise sich ereignet, und wie sie glaubte, seinen Tod angezeigt hatte. Mit Anspielung auf diese unglückliche Anzeige rief sie aus: Die Sonne von Theben ist gesunken, sein Ruhm auf immer dahin!

Nur noch wenige Züge aus dem Charakter unsers Helden wollen wir beyfügen. In dem blutigen Kampfe mit Sparta, den er für Thebens Rettung wagte, begegnete er einst bey Tegyra einem weit zahlreicheren Spartanischen Heere auf ebenem Wege, ohne wegen der ausgetretenen Flüsse ihm ausweichen zu können. Ein Thebanischer Rei-

ter, welcher die aus einem engen Platz herkommenden Reiter bemerkt hatte, ruft Pelopidas zu: wir sind in des Feindes Hände gefallen. Und warum nicht er in unsere? antwortete der Feldherr. Bis dahin hatte keine Nation es gewagt, mit gleichem Heere, und weniger noch mit einem geringeren es mit den Spartanern aufzunehmen. Blutig war die Schlacht, der Sieg lange unentschieden. Die Spartaner verlieren ihre zwey Feldherren und die Blüthe ihres Heers; sie öffnen sich, ohne ihre Linie zu verlassen, damit der Feind durchbreche. Aber Pelopidas will Meister vom Schlachtfelde bleiben. Er stürzt von neuem auf sie, und genießt endlich das Vergnügen, sie in der Ebene zu zerstreuen.

Als Pelopidas vor der Schlacht bey Leuctra von seiner Gemahlinn Abschied nahm, bat ihn die liebende Gattinn mit Thränen, für seine Erhaltung zu sorgen. Das muß man, antwortete er, dem gemeinen Mann sagen, die Feldherren müssen für die Erhaltung anderer sorgen.

Er dachte, ob er gleich Kinder hatte, nicht daran, sein Vermögen zu vermehren, vielmehr verringerte er es in den Diensten, die er dem Staate beständig leistete. Als seine Freunde ihm deßwegen Vorwürfe machten, und ihm sagten, er verabsäume eine nothwendige Sache, die Sorgfalt für

sein Vermögen, antwortete er: freylich für den Nicomedes da eine nothwendige Sache, indem er dabey auf einen lahmen und blinden Mann hinwies.

In dem letzten Feldzuge gegen Alexander, in welchem er ein so schwaches Heer hatte, und die Infanterie des Feindes zwey Mahl so stark, als die seinige war, sagte jemand zu ihm: der Tyrann habe ein großes Heer. Desto besser, erwiederte Pelopidas, so werden wir desto mehrere überwinden. *)

Sollten wir es wagen, am Schluß dieser Biographie einen Vergleich der beyden Thebanischen Helden anzustellen, so müßten wir gestehen, daß Epaminondas zwar größer, daß aber auch Pelopi-

*) Beyspiele solcher edlen Gesinnungen, die sich in kraftvollen Worten ausdrücken, finden wir viele in der alten Geschichte. Wir erinnern hierbey nur an die wenigen Worte des unsterblichen Leonidas bey Thermopylä. Bey der Annäherung des unermeßlich großen Persischen Heeres sagte jemand: „Die Pfeile der Barbaren verdunkeln die Sonne.“ Wird es nicht angenehm seyn, erwiederte er, im Schatten mit ihnen zu fechten? — Da ein anderer gesagt hatte, die Feinde sind nahe bey uns, antwortete er: so sind wir ja auch ihnen nahe. Indem ihm Xerxes zuschrieb: lege die Waffen nieder, schrieb er zurück: komm, hohle sie.

das einer der verdienstvollesten, ausgezeichnetesten Männer seines Zeitalters war. Sie hatten beyde hohe Verdienste um ihr Vaterland. Sie machten beyde ihre Nahmen auf immer unsterblich. Die edelste Freundschaft verband beyde treffliche Männer, und wenn Epaminondas vielleicht mehr Talente und Tugenden an sich hatte, so bleibt dafür dem tapfern Pelopidas das Verdienst, die Vorzüge seines Nebenbuhlers und Freundes willig anerkannt, mit ihm zu gleichen Zweck gewirkt, mit ihm dem Vaterlande Ruhm verschafft, mit ihm den edlen Tod für das Vaterland geblutet zu haben.

III.

Des Königs von Pohlen, Stanislaus Leszczynsky, Flucht aus Danzig.

Schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts both Pohlen ein trauriges Schauspiel innerer Zerrüttung und Uneinigkeit dar. Eine Parthey hatte den Stanislaus Leszczynsky zum Könige gewählt, und Frankreich billigte die Wahl; eine andere wollte den Churfürsten von Sachsen, August III., auf den Pohlnischen Thron erheben, und hatte Rußland auf seiner Seite. Um dem Streite ein Ende zu machen, ließ diese Macht eine Armee ins Land rücken, und zwang den König Stanislaus, sich nach Danzig zu flüchten, wo er aber von neuem in die größte Gefahr gerieth, indem die Stadt von den Russen 1734 umgeben und belagert wurde.

Die Feinde verlangten die Auslieferung des Königs Stanislaus, und setzten einen Preis auf seinen Kopf. Dadurch gerieth dieser in die größte Verlegenheit; denn die Belagerer hatten schon mehrere Posten eingenommen, und es war für die Stadt keine andere Rettung, als sich auf Capitulation zu ergeben. Zu entfliehen, schien dem Könige eine Unmöglichkeit, denn die Feinde lagen ja um ganz Danzig; wie konnte er hoffen, ihren wachsamen Blicken und Patrollen zu entgehen! Da indeß kein anderer Ausweg übrig blieb, so rieth der Französische Gesandte zu Danzig, ein Marquis de Monti, den Schritt zu wagen, und traf deßhalb die nöthigen Vorkehrungen. Wie ruhig konnte Stanislaus als Privatmann leben, als König war er in der traurigen Nothwendigkeit, sein Leben aufs Spiel zu setzen!

Am 27sten Juni wurde das Bombardement der Russen des Abends immer heftiger. Der König verließ seine Wohnung und ging, fast allein, zu dem Französischen Gesandten. Bey diesem fand er einen Anzug fertig, in den er sich kleiden sollte. Es währte nicht lange, so hatte sich der König darein geworfen, und sah vollkommen wie ein Pohlnischer Bauer aus. Nur die Stiefeln waren zu enge für ihn; glücklicher Weise fand man ein Paar andere, die ihm gut paßten; er zog sie schnell an, und nahm

nun (es war gegen zehn Uhr Nachts) von dem Gesandten rührenden Abschied.

Hinter einem nahen Garten kam Stanislaus mit dem General Steinpflicht zusammen, der ihn begleiten sollte, und auch in Bauernkleider gehüllt war. Beyde begaben sich sogleich auf den Wall, fanden hier einen Major, der auf sie wartete, und ließen sich nun vom Wall herunter. Sie wurden in bereitstehende Kähne aufgenommen, und ruderten auf dem Graben fort. Sie erreichten einen von Danzigern besetzten Posten. Der Major fand es für nöthig, ans Land zu steigen; bald gerieth er mit den Soldaten in einen Wortwechsel, und der kommandirende Unteroffizier wollte schon auf ihn losdrücken. Der König sprang aus dem Kahne und eilte hinzu. Der Major entdeckte in seiner Verlegenheit das Geheimniß der Flucht. Der Unteroffizier betrachtete den König genau, erkannte ihn, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und gab der Schildwache Befehl, ihn frey durch zu lassen. Der Major fuhr nach der Stadt zurück, und der König schwamm mit dem General Steinpflicht über die überschwemmten Felder weiter. Nach dem entworfenen Plane sollten sie noch vor Anbruch des Tages die Weichsel erreichen; der König sollte sich über den Fluß setzen lassen, und auf diese Weise der Gefahr, die seiner Freyheit und seinem Leben drohte, entgehen.

Doch man war kaum eine Viertelmeile weit gefahren, als die Führer bey einer alten Hütte still hielten und erklärten, es sey eine Unmöglichkeit, bis zum Anbruch des Tages an die Weichsel zu kommen; man müßte hier den morgenden Abend erwarten, und dann die Reise fortsetzen. — Der König both alles auf, sie zur Änderung ihres Vorsatzes zu bewegen; vergebens! Er begab sich in die elende Hütte, wo er nichts als einige schlechte Bänke fand. Wie es auch kommen, welch' ein Ende es auch nehmen möge! sagte der gutgesinnte König, ich bin in Gottes Hand!"

Die Zeit, die er hier hatte, wendete er unter andern auch dazu an, seine drey Führer zu beobachten, und näher kennen zu lernen. Der eine war ein unverschämter Windbeutel, der alles verstehen wollte, und keinen Widerspruch vertragen konnte. Die zwey andern waren etwas bescheidener, aber auf eine viehische Weise unmäßig. — Noch hatten sie einen vierten mitgebracht, einen bankerotten Kaufmann, der sein Heil in der Flucht suchen mußte, und der, um auf Ein Mahl sein Glück zu machen, den König nur an die Russen verrathen durfte. Dieß waren die Personen, in deren Händen sein Schicksal lag.

Die Nacht verging. Am folgenden Morgen trat Stanislaus aus der Hütte, und sah nach der vor ihm liegenden, rauchenden Stadt. Der An-

blick derselben weckte in ihm mannigfaltige Erinnerungen; seine Thränen flossen, er hob seine Hände gen Himmel, und flehte den Beystand des Höchsten an.

Als es des Abends anfing dunkel zu werden, traten sie ihre weitere Reise an. Alles war mit Rohr und Schilf bedeckt; das Fahrzeug konnte nur mit Mühe durchkommen, und machte dabey ein so starkes Geräusch, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, entdeckt zu werden. Kamen sie, was sehr oft der Fall war, an seichte Stellen, so mußten sie alle absteigen, und bis an die Kniee im Schlamme waten, um den Kahn weiter zu bringen.

Um Mitternacht kamen sie an den Damm eines Flusses an, den Stanislaus für die Weichsel hielt. Der Kaufmann, ein Führer und der General Steinpflicht stiegen aus; die andern ruderten längs des Ufers hin. Aber bald befanden sie sich wieder mitten auf den überschwemmten Feldern, und waren so von dem Kaufmann getrennt. Es tagte, und sie sahen sich in der schrecklichsten Verlegenheit. In den benachbarten Hütten war alles voll Russen, denen der König in die Hände zu fallen befürchten mußte. Seine Führer ruderten an die Hütte eines Bekannten. Der Bewohner derselben trat in die Thüre und antwortete auf die Frage: ob er Russen bey sich habe? Jetzt nicht; aber doch

Tages kommen ihrer genug hierher! Was sollte der König thun? Er faßte Muth, und begab sich in die Hütte, wo er, um von dem Wirthe nicht erkannt zu werden, von seinen Führern sogleich auf den Boden geführt wurde. Sie breiteten etwas Stroh für ihn aus, und versprachen nun auf Kundschaft auszugehen.

Der König schlummerte ein; aber kaum war eine halbe Stunde verflossen, als er erwachte, und zu seinem Schrecken in der Nähe der Hütte einen Russischen Offizier und zwey Kosaken erblickte. Das Benehmen des ersten war so beschaffen, daß Stanislaus fest glaubte, er sey verrathen. Noch höher stieg sein Entsetzen, als er drey andere Kosaken auf die Hütte zugesprängt kommen, sie in dieselbe einkehren sah, und in diesem Augenblick jemanden die Treppen hinaufsteigen hörte. Was wär gewisser, als seine Entdeckung! Man denke sich seinen schrecklichen Zustand! Wie leicht wurde ihm ums Herz, als er nicht die Kosaken, sondern seine Wirthinn erblickte. Das gute Weib kam, um ihn, im Nahmen seiner Führer, zu bitten, sich ganz stille zu verhalten. Dieser Rath war nicht nöthig. Stanislaus wagte kaum Athem zu schöpfen, und hatte sich über und über mit Stroh bedeckt.

In diesem Zustande brachte er zwey angstvolle Stunden zu, da denn endlich die Russen das Haus

verließen, und die Wirthinn zum zweyten Mahle zu ihm hinauf kam. Sie äußerte ihre Verwunderung darüber, daß er nicht in die Stube herunter komme, und mit den andern trinke; sie wollte durchaus erfahren, wer er sey, und war am Ende Willens, ihn fortzutreiben. Nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu beruhigen.

Zum Glück hatte der König wenigstens hundert Ducaten bey sich. Wegen des Generals Steinpflicht war er in großer Unruhe, und ging daher gegen Abend hinunter in die Stube, um sich nach ihm zu erkundigen. Er erfuhr, daß der General ihn an der Weichsel erwarte, und alles zur Uiberfahrt des Königs fertig sey. Stanislaus drang in seine Führer, so bald als möglich abzufahren, welches auch, als es noch kaum dunkel war, geschah. Sie mußten bald einen schrecklichen Morast durchwaten, worauf sie zu ihrer großen Freude an dem Weichseldamme ankamen.

Hier eilte einer der Führer davon, um nach dem Bothe zu sehen, das den König über den Fluß setzen sollte. Nach einer halben Stunde kam er mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß das Fahrzeug nicht mehr da, und wahrscheinlich von den Kosaken fortgenommen worden sey. Es war nun nichts anders zu thun, als durch tiefe Moräste weiter zu waten. Man erreichte ein einsam da ste-

hendes Haus; der Bewohner desselben öffnete die Thüre, sah den König scharf an, und — erkannte ihn.

„Ey, ey! was seh ich! rief er, was seh ich! — Was siehst du denn? versetzte der Führer des Königs; einen von unseren Kameraden!

Ey warum nicht gar! rief er weiter. Ich täusche mich nicht! Es ist der König Stanislaus!

Schrecken überfiel den König. Er erhohlte sich, und sagte entschlossen: mein Freund! allerdings bin ich der, für den ihr mich haltet. Aber man sieht es Euerm Gesichte an, ihr seyd ein ehrlicher Mann, und werdet mich nicht verrathen. — Der König irrte sich nicht; es war ein ehrliebender, rechtschaffener Mann. Er versprach, den König über die Weichsel zu bringen, und ging fort, um gleich die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Es war der 30te Junius. Der Tag brach an; traurig trat der König ans Fenster, und sah beklommen in die wüste Gegend hinaus, als er auf Ein Mahl jenen Führer auf das Haus zukommen sah, der mit dem Kaufmanne und dem Generale von dem Könige getrennt worden und auf dem Damme geblieben war. Stanislaus eilte ihm entgegen, und erkundigte sich sogleich nach dem General. Er erzählte die niederschlagende Nachricht, daß sie einem Schwarm Kosaken begegnet

wären; daß sich jeder zuerst zu retten gesucht habe, und daß er nicht wisse, wohin der General gekommen sey.

Der edelgesinnte Stanislaus bebte bey dem Gedanken, daß sein Freund, der General, vielleicht in die Hände der Russen gefallen sey, und doch konnte er den ganzen Tag sich von diesem Gedanken nicht los machen. Gegen fünf Uhr kehrte sein Wirth zurück, und erzählte, er habe zwar ein Both gefunden, müßte aber dem Könige die Überfahrt sehr widerrathen, weil überall Kosaken herumschwärmten, die den Befehl hätten, denselben aufzufangen; sie durchsuchten daher alle Reisenden aufs strengste, und nähmen jeden gefangen, bey dem sie einige Ähnlichkeit mit der Person des Königs fänden.

Diese Nachricht war schrecklich genug, allein Stanislaus wollte die Überfahrt dessen ungeachtet wagen. Seine Führer zeigten die größte Unentschlossenheit; was er ihnen auch versprechen mochte, sie achteten darauf nicht. Allein als sie eine Branntweinflasche geleert hatten, bekamen sie Muth, und spotteten über die russische Armee.

Um sechs Uhr Abends trat der brave Wirth wieder in die Stube, und brachte die frohe Nachricht, daß die Kosaken nicht mehr da wären, daß eine Meile weit ein Both bereit stehe, und die Über-

fahrt unter diesen Umständen möglich sey. Mit freudiger Ungeduld wartete Stanislaus auf die Dämmerung.

Um zehn Uhr wurde endlich die gefahrvolle Reise angetreten. Der König und sein Wirth ritten, die drey Führer gingen zu Fuße. Der Weg war schlecht und die Pferde stolperten oft. Nach allen Seiten sah man russische Wachtfeuer, und jeden Augenblick mußte man befürchten, überfallen und entdeckt zu werden.

Schon hatten sie glücklich eine halbe Meile zurückgelegt, als der Wirth des Königs, der immer eine Strecke vorausritt, zurück gesprengt kam, und die niederschlagende Antwort brachte, daß die ganze Gegend von Kosaken bedeckt sey, und daß er ihnen beynahe in die Hände gefallen wäre.

Als dieß die Begleiter des Königs hörten, wollten sie fortlaufen. Der König machte ihnen Vorstellungen, und suchte ihnen Muth einzuflößen; es schien jedoch bey den Feigherzigen nichts zu fruchten. Da entschloß sich der brave Wirth, noch Ein Mahl hin zu reiten, und alles genau zu untersuchen. Nach einer kleinen Viertelstunde brachte er die frohe Nachricht, daß die Gefahr vorüber sey, und nun gings wieder rasch vorwärts.

Nachdem sie eine halbe Meile zurückgelegt hatten, sahen sie in einiger Entfernung einen russi-

schen Wagen mit drey Menschen ihnen entgegen kommen. Sie versteckten sich hinter ein Gebüsche, verhielten sich dort ruhig, bis der Wagen vorbey war, stiegen dann von dem Pferde ab, und gingen ungefähr eine Viertelmeile weiter. Endlich kamen sie glücklich an den Platz, wo sich das Both befand. Der König stieg freudig hinein, und in weniger als einer Viertelstunde war er am jenseitigen Ufer.

Noch ehe Stanislaus aus dem Bothe stieg, nahm er seinen rechtschaffenen Wirth, dem er seine Rettung zu verdanken hatte, bey Seite, griff in seine Tasche, und drückte ihm vielleicht mehr als die Hälfte seiner Baarschaft in die Hand. Edelmüthig schlug der wackre Mann dieß Geschenk aus. „Nein! nein! sprach er, ich habe es nicht darum gethan.“ Nur mit vieler Mühe nahm er zwey Ducaten, aber bloß, wie er sagte, als Andenken, an. Er fuhr nun mit dem Kahne fort, und der König reiste mit seinen drey Führern weiter.

Eine Meile weit vom Ufer trat der König in ein Wirthshaus, und vernahm hier zu seinem Schrecken, daß auch auf dieser Seite feindliche Posten wären. Er drang in seine Leute, so schnell als möglich für Pferde zu sorgen, um sogleich weiter reisen zu können; allein sie glaubten sich nun ganz sicher, und legten sich zu Bette. Nur mit Mühe

gelang es dem Könige, einen zu wecken, den er nach dem Dorfe schickte, um Pferde zu hohlen. Betruken kam er nach zwey Stunden zurück, und brachte einen Krämer mit, der dem Könige seinen Wagen, gegen Bezahlung desselben, ganz überlassen wollte. Ohne Schwierigkeit erhielt er 25 Ducaten dafür. Die Eile, mit welcher Stanislaus alles betrieb, und die blanken Ducaten erregten Aufsehen. Es versammelte sich eine Menge Bauern um ihn. Um seine Verlegenheit darüber zu vermehren, trat auch sein betrunkener Führer zu ihm, rühmte ihm die geleisteten Dienste in so großen Gefahren, und hätte das Geheimniß beynahe verrathen. Man suchte ihn auf eine gute Manier auf den Wagen zu packen; der König schickte den zweyten Führer an den Französischen Gesandten nach Danzig zurück, der dritte übernahm das Geschäft des Fuhrmanns.

Abends um zehn Uhr kamen sie an einer einzelnen Schenke an einem Strome an, und glaubten, sich an der Nogat zu befinden, worüber sie eine große Freude hatten. Wie stutzten sie aber, als sie von einem Bauer erfuhren, daß dieß die Weichsel sey. In dem Wirthshause hörten sie, daß die Russen an der Nogat alle Bothe weggenommen, und sie nach Marienburg gebracht hätten, welches den König in große Unruhe versetzte.

Als der Tag anbrach, bestanden die Führer des Königs darauf, nach Marienburg und dort über die Brücke zu gehen. Stanislaus vermochte sie von diesem tollen Vorhaben durchaus nicht abzubringen, und nur mit Mühe konnte er sie bewegen, vorerst nach der Nogat zu gehen, und, wenn hier die Überfahrt nicht möglich wäre, dann erst ihre Zuflucht zu der Marienburger Brücke zu nehmen.

Auf den elendesten Wegen kamen sie gegen Mittag in einem Dorfe an, wo der König es wagte, nach einem Wirthshause zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen. Von der Wirthinn erfuhr er, daß man nicht über die Nogat kommen könne, weil alle Bothe fortgenommen worden wären. Er gab ihr gute Worte, und bewog sie dadurch, ihm ihren Sohn mitzugeben, der ihn in einer Entfernung von einer halben Stunde an das jenseitige Ufer bringen sollte. Dieß geschah. Nach einer halben Stunde kam der König mit seinem Führer und dem Sohne der Wirthinn an dem Ufer der Nogat an. Auf ein von dem letzten gegebenes Zeichen kam ein Fischer aus der Hütte, die auf dem andern Ufer lag. Nach einer kleinen Viertelstunde war er mit seinem Kahne bey der Gesellschaft. Mit gerührter Seele stieg der König hinein, und wer beschreibt seine Freude, als er glück-

sich ans Land kam, und sich nun in Sicherheit sah. Er schickte seine Führer mit einem Billette an den Marquis di Monti nach Danzig ab, kaufte sich in dem ersten Dorfe einen neuen Wagen, und erreichte ohne weitere Gefahren und Unfälle die Stadt Marienwerder.

Bald darauf änderte sich die unglückliche Lage des gutgesinnten Stanislaus Leszczynsky; es fiel ihm Lothringen zu, und er lebte noch eine Reihe von Jahren in glücklicheren Umständen.

IV.

Lucius Junius Brutus.

Tarquinius, der Grausame — siebenter König des Römischen Staates — belagerte eben Ardea, die Hauptstadt der Rutuler, als er die Nachricht von einem schändlichen Verbrechen seines Sohnes Sextus, von seiner deßhalb augenblicklich vorgenommenen Entthronung, und der Einführung einer consularischen Regierung an die Stelle der monarchischen erfuhr. Mit der Selbsttäuschung des Stolzes eilte er ungesäumt aus seinem Lager nach der aufrüherischen Residenz, um die Treulosigkeit seiner Verwandten zu bestrafen, und den Empörern das ihm entrissene Zepter wieder zu entwinden. Zu seinem Erstaunen fand er aber die Thore seinem Eintritte verschlossen, und bewaffnete Bürgerreihen auf der Mauer der Stadt. Ergrimmt über die Vereitlung seiner Absicht, ging er zu seiner

Belagerungsarmee zurück, um, von ihr unterstützt, mit Gewalt den Versuch zu wagen, der ihm mit seinem kleinen Gefolge nicht gelungen war. Allein diese hatte sich bereits während seiner Abwesenheit für die neue Staatsveränderung einmüthig erklärt, und versagte ihrem gestürzten Herrscher den gehofften Schutz und Beystand.

Verlassen floh Tarquinius nach Etrurien, und faßte nun den Entschluß, durch Stärke und Intriguen, für welche er junge Wüstlinge in Rom — Begleiter seiner Söhne an den Festen der Schwelgerey — durch Etrurische Mittelspersonen zu fesseln wußte, seine Krone wieder zu erringen; und wirklich genoß er auch das Vergnügen, seinen künstlich eingefädelten Plan rasch reifen zu sehen.

Die Freunde seiner Familie spannen zur Wiedereinsetzung derselben in die Rechte der verlornen Herrschaft über Rom eine Verschwörung gegen die neue Regierungsverfassung an. Zwey Söhne des Lucius Junius Brutus und drey Neffen des Tarquinius Collatinus standen an der Spitze der Verbündeten.

Ein Sclave — Vindicius — erschlich sich aber bey einem Gastmahle der Vitellier ihr Geheimniß, und meldete die Gefahr des Staats dem Publius Valerius Publicola.

Valerius verbirgt den willkommenen Verräther in seinem Hause, und geht, von einem Schwarm Sclaven, Freunden und Schutzverwandten begleitet, in die Wohnung der Aquilier, in welcher die Verschwornen mit den Etrurischen Abgeordneten der Tarquinier ihre heimlichen Zusammenkünfte halten. Ohne erhebliche Gegenwehr bemächtigt er sich der gegenwärtigen Häupter der Verschwörung und ihrer Papiere.

Am nächsten Tage wird der Rath der Alten und das Volk zu einer Versammlung eingeladen, und die Consuln, der genannte Junius und Tarquinius, besteigen die Richtersitze, um über die Verhafteten Gericht zu halten.

Sie erscheinen — und werden an Pfähle geschnürt.

Brutus beginnt das Verhör mit seinen Söhnen. Mündliche und schriftliche Zeugnisse erklären sie für schuldig, und Thränen des Ueberzeugtseyns und der Reue entstürzen ihren Augen. Kalt und ernst fragt sie Brutus: „Was hast du, Titus, und du, Tiberius, zur Vertheidigung vorzubringen?“

Sie schweigen! — Drey Mahl ertönt die auffordernde Stimme des Richters, und immer enthält nur ein Strom der heißesten Thränen die verlangte Antwort.

Schonendes Mitleid schwebt jetzt in die Versammlung nieder; und ein leises Geflüster „nur Verbannung den Schuldigen", irrt von Mund zu Mund. Zähren feuchten Collatinus Wangen, und selbst Valerius — die geborne Strenge — steht in sich gekehrt, und schweigt.

Brutus erhebt sich von seinem Sitze, um das unwiderrufliche Urtheil über die Verbrecher zu fällen. Tiefe Stille und bange Erwartung verbreiten sich über Senat und Volk; — bebend harren sie der Entscheidung. — Sie erfolgt!

Brutus — Sieger im schweren Kampfe mit den Regungen des väterlichen Gefühls — spricht mit der feyerlichsten Selbstverläugnung zu den Nachrichtern: „Ich übergebe sie euch, Lictoren! vollzieht an ihnen die Gesetze — !"

Ein Schrey des Entsetzens entfährt der Versammlung. Nie empfundener Schmerz dringt sich ihren Mitgliedern auf, und mit der rührenden Bitte der Wehmuth begehren sie Verzeihung für die Verdammten. Tausend Stimmen erschallen: „wir geben sie ihrem Vaterlande — wir geben sie ihrer Familie wieder!" — Umsonst. Der Richter hatte gesprochen, und der Vater die Empfindungen des Herzens der Gesetzesstrenge geopfert.

Titus und Tiberius werden enthauptet. Mit der äußersten Ruhe wohnt Brutus diesem Schau-

spiele bey. Er sieht seine Söhne geißeln, und keine Spur der Rührung furcht sein Gesicht. Er sieht die Köpfe seiner Kinder vom Rumpfe fliegen — sieht sein Blut aus ihren Adern sprudeln, und — bleibt kalt. Aber jetzt wischt der Henker das Blut vom nassen Beile — der grausende Auftritt ist vorüber, und der Vater eilt in die Winkel seines Hauses, um das Unglück zu beweinen, dessen Beklagung ihm die Erfüllung der Staatspflicht öffentlich nicht erlaubt hatte.

V.

Hannibal. *)

Unter den Helden der alten Zeit, welche die Augen ihrer Zeitgenossen auf sich und ihre Thaten gezogen haben, und noch die Bewunderung der spätesten Nachkommenschaft genießen, verdient der Karthager Held Hannibal einen ehrenvollen Platz.

Eine lange Reihe von Jahren dauerte zwischen den Karthagern und den stolzen Römern der Krieg, der unter dem Nahmen des ersten Punischen Krieges bekannt ist. Am Ende desselben zeichnete sich der Karthagische Feldherr Hamilkar Barkas ungemein aus, mußte aber endlich doch der Uebermacht der Römer, gegen die er in seiner Brust ei-

*) Die, die Geschmack an historischen Schriften finden, werden mit Vergnügen und Nutzen das Leben dieses Helden von Bernewitz (in zwey Bänden) lesen; es ist bey der gegenwärtigen kurzen Biographie vorzüglich benutzt worden.

nen unauslöschlichen Haß nährte, weichen, und seinem Vaterlande zum Frieden rathen. Von dem Senate zu Karthago erhielt er die Vollmacht, ihn abzuschließen; er that dieß, und ging die harten Bedingungen ein, welche der Feind machte. Sicilien ging für die Karthager, die es besessen hatten, verloren, und Hamilkar kehrte nach Afrika (nach Karthago) zurück.

Im siebenzehnten Jahre dieses Krieges, ungefähr dritthalbhundert Jahre vor Christi Geburt, wurde dem Helden Hamilkar ein Sohn geboren, der einst in die Fußstapfen seines Vaters treten, und ihn an Heldenmuth und Feldherrntalent weit übertreffen sollte. Er erhielt den Nahmen Hannibal.

Nie erstarb in Hamilkars Brust der Wunsch, sein Vaterland an den Römern zu rächen. Nur die rechte Zeit wollte er abwarten, ihn in Erfüllung zu bringen. Um die geleerten Schatzkammern der Karthager zu füllen, schlug er seinen Mitbürgern vor, ihre Eroberungen in Spanien, das reich an Geld- und Silberminen wäre, fortzusetzen, und ihn mit einer Armee in dieses Land zu schicken. Durch die Eroberung desselben hoffte er, sich den Weg nach Italien zu bahnen, wo er die Römer im Herzen ihres Landes bekriegen, und, wenn möglich, demüthigen wollte.

Sein Vorschlag fand Gehör. Der Senat zu Karthago rüstete eine Armee aus, und gab Hamilkarn den Oberbefehl darüber. Um sich in seinem großen Vorhaben, sein Vaterland an den Römern zu rächen, zu bestärken, brachte er den Göttern ein Opfer, und wiederhohlte dabey feyerlich seinen Vorsatz. Nah' am Altar stand sein neunjähriger Sohn Hannibal. „Hast du Lust, mit nach Spanien zu ziehen?" fragte ihn der Vater. Freudig bejahte Hannibal diese Frage, und bestürmte den Vater mit der Bitte, ihn mitzunehmen.

Mit Vergnügen bemerkte Hamilcar den eifrigen, muthigen Sinn des neunjährigen Sohnes. Er versprach, seine Bitte zu erfüllen; doch nur unter einer Bedingung. Der Sohn versprach sie einzugehen. Hamilcar verlangte nun von ihm ein feyerliches Gelübde, daß er, so lange er lebe, ein unversöhnlicher Feind der Römer seyn wolle. Die Umstehenden entfernten sich. Hannibal trat an den Altar, und legte dieses Gelübde ab.

Bald darauf schiffte sich Hamilcar, begleitet von seinem Sohne, mit der ihm zugestandenen Armee nach Spanien ein. Seine Waffen hatten hier den glücklichsten Fortgang; es währte nicht lange, so waren mehrere Spanische Völkerschaften den Karthagern unterworfen. Da Hannibal noch zu jung

war, um nützlich zu seyn, so schickte ihn der Vater nach Afrika zurück. Seine ganze Gunst schenkte dieser einem schönen, kraftvollen Jüngling, Hasdrubal, aus einem vornehmen Geschlechte. Er gab ihm nicht nur seine Tochter zur Ehe, sondern bestimmte ihn auch zu seinem Nachfolger bey der Armee.

Neun Jahre hatte Hamilcar bereits in Spanien zugebracht, als er in einer Schlacht gegen die Vettoner fiel. Die Ernennung seines Schwiegersohnes zu seinem Nachfolger wurde dem Senate zu Karthago bekannt gemacht, und dieser bestätigte den Hasdrubal in seiner Würde.

Indeß war Hannibal zum Jüngling gereift. Ausgezeichnete Talente hatten sich bey ihm entwickelt, er zeigte sich als ein würdiger Sohn eines verdienstvollen, berühmten Vaters, ja versprach, noch mehr zu werden als er.

Hasdrubal wünschte den hoffnungsvollen Jüngling an seiner Seite, und bath deßhalb den Senat zu Karthago, Hannibaln nach Spanien zu schicken. Obgleich eine Parthey in dieser Stadt sich dagegen auflehnte, und die Sache aus allen Kräften zu hintertreiben suchte: so drang doch Hasdrubal mit seinem Gesuche durch, und Hannibal ward, im zwey und zwanzigsten Jahre seines Alters, nach Spanien geschickt. Mit Jubel wurde er hier von Hasdrubal und den Soldaten

empfangen; denn man ahndete in ihm seinen Vater, den die Armee kindlich geliebt und verehrt hatte, und dessen Andenken ihr immer noch heilig war.

Hier beginnt Hannibals ehrenvolle Laufbahn, auf der er sich unsterblichen Ruhm errang. Hasdrubal ernannte ihn sogleich zum Befehlshaber der Reiterey, und trug ihm mehrere wichtige Unternehmungen auf, die er so glücklich ausführte, daß er sich allgemeine Achtung und den Beyfall und das Vertrauen der ganzen Armee erwarb. Überall legte er seine Einsichten, großen Scharfsinn, kluge Bedachtsamkeit und den entschlossensten Muth an den Tag, und verrieth dadurch, daß er zum Feldherrn geboren sey. Mit größter Pünktlichkeit vollzog er Hasdrubals Befehle, und bewies, daß er zu gehorchen verstehe; von der andern Seite zeigte er aber auch, daß er zu befehlen wisse. Sein Ernst ward durch Güte gemildert, und keine Beschwerde war zu groß, die er nicht mit seinen Soldaten theilte. Gab es Gefahren, so zog er sich nie zurück, sondern ging dabey beherzt voran; bey den kühnsten Unternehmungen sah man ihn an der Spitze der Armee; sah ihn im Mangel zufrieden, im Überflusse mäßig; unverdrossen und gefaßt bewies er sich bey Mühseligkeiten; mit größter Genauigkeit vollzog er die ihm aufgetragenen

Geschäfte; scheute nicht Hitze noch Kälte, und widmete dem Schlafe nur wenige Stunden. Mehrmahls fand man ihn unter den ausgestellten Wachen, gehüllt in seinen Mantel, auf der bloßen Erde schlafen. Den Prunk liebte er nicht, bloß auf Waffen von ausgezeichneter Güte, auf schöne und dauerhafte Pferde, auf geübte Fußgänger und geschickte Reiter legte er großen Werth.

Hasdrubal errichtete in Spanien an der Küste des Mittelländischen Meeres eine Stadt, die er Neu-Karthago nannte (das heutige Carthagena.) Die Lage derselben war ungemein vortheilhaft. Mit Mißtrauen sahen die Römer, daß die Macht der Karthager in Spanien sich mit jedem Tage vergrößere, und ihnen Gefahr drohe; sie wünschten deßhalb Veranlassung zu erhalten, dieselbe zu beschränken. Diese fanden sie bald. An der Grenze von Spanien lag die Stadt Sagunt, die sich bisher immer im Besitze der Freyheit erhalten hatte, und auf ihre Rechte sehr eifersüchtig war. Furcht, den Karthagern in die Hände zu fallen, bewog die Sagunter, mit den Römern ein Bündniß zu schließen, wodurch diese Gelegenheit bekamen, den Karthagern zu schaden. Da sie indeß gerade von den Galliern einen Einbruch zu befürchten hatten: so verschoben sie dieß vor der Hand auf bessere Zeiten, schlossen sogar, um den Schein

friedlicher Gesinnungen zu haben, mit Hasdrubal einen neuen Vertrag auf drey Jahre.

Drey Jahre hatte Hannibal schon unter Hasdrubals Befehlen gestanden, als dieser tapfere Feldherr von Meuchelmördern ums Leben gebracht wurde. Die Armee warf ihre Blicke auf Hannibal; unbegrenzt war ihr Zutrauen zu ihm, allgemein der Wunsch, daß er seinem Schwager in der Würde folge. Er sah sich von unruhigen Haufen umringt; jedermann drängte sich an ihn; man hob ihn in die Höhe, trug ihn unter dem lautesten Jubel in das Zelt des Feldherrn, und rief ihn hier einstimmig zum Oberbefehlshaber der Armee aus.

Hannibal meldete den Vorfall dem Senate zu Karthago, und die Soldaten erklärten, daß sie nur unter diesem Helden dienen wollten. In Karthago erregte dieß großes Aufsehen; Hannibals Wahl wurde von seinen Feinden bestritten; sie gaben sich alle Mühe, sie für ungültig zu erklären, und den Senat zu bewegen, sie zu vernichten. Allein sie erreichten ihren Zweck nicht; Hannibals Wahl wurde genehmigt, und ihm der Oberbefehl über die Armee in Spanien förmlich übergeben.

Kaum sechs und zwanzig Jahre alt, sann nun Hannibal auf nichts eifriger, als auf Krieg gegen die Römer, eingedenk des feyerlich gethanen Ge-

lübdes. Seine feurige Seele entwarf den kühnsten Plan, der je von einem beherzten Helden entworfen worden ist. Die Römer sollten in Italien angegriffen werden, und dahin wollte Hannibal seine Armee nicht von Afrika, sondern von Spanien aus über die Alpen führen. Welche Hindernisse standen ihm dabey im Wege! Er mußte durch unbekannte, feindselige Länder, durch unwegsame Gegenden, über reißende Ströme und ungeheure, unübersteiglich scheinende Gebirgsmassen ziehen, und wußte nicht, ob er dort hinlängliche Lebensmittel, oder ob er nicht überall Widerstand finden würde. Doch dieß alles machte die große Seele des Helden nicht wanken. Mit jedem Tage stieg die Liebe der Armee gegen ihn; durch Gerechtigkeit, Redlichkeit und Freygebigkeit suchte er sich darin zu befestigen, und im Besitz dieses Vertrauens und dieser Liebe, getraute er sich das unmöglich Scheinende möglich zu machen.

Fast ganz Spanien war durch ihn den Karthagern unterworfen; die Stadt Sagunt war noch frey, und stand mit den Römern im Bündniß. Um diesen allen Verkehr mit Spanien abzuschneiden, und dadurch dieses Land gegen jeden Einfall zu sichern, war es nöthig, daß Sagunt unter dem Einfluß der Karthager stand. Auf erhaltene Veranlassung wurde ihr von Hannibal der Krieg

erklärt. Die Römer thaten Vorstellungen, doch ohne Erfolg. Die Saguntner trotzten auf das Bündniß mit denselben; es half nichts. Hannibal erhielt von dem Senate seiner Vaterstadt die Vollmacht, mit Sagunt nach Gutdünken zu verfahren. Die Stadt ward belagert. Tapfer wehrten sich die Saguntner, wagten kühne Ausfälle, und fügten den Karthagern empfindlichen Schaden zu. Bey allen Angriffen war Hannibal zugegen; mit Klugheit leitete er sie; entschlossen trotzte er jeder Gefahr, und entflammte den Muth der Soldaten. Ein Wurfspieß verwundete ihn an der Hüfte, und streckte ihn zu Boden. Voll Bestürzung darüber, ließen die Belagerer alles im Stiche, und flohen davon. Indeß wurden die Angriffe mit Muth erneuert. Auf beyden Seiten schlug man sich mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Endlich stürzten die Mauern auf verschiedenen Seiten ein. Die Karthager drangen ein. Es begann eine blutige Schlacht. Fast jeder Pfeil, jeder Wurfspieß tödtete. Den Saguntern kam eine Art Wurfspieße sehr zu statten, die mit einem drey Schuh langen Eisen versehen waren, und womit man den Mann mit seiner Rüstung durchbohren konnte. Die Tapferkeit der Saguntner war so groß, daß die Karthager in Unordnung geriethen und sich in ihr Lager flüchteten.

Die Römer thaten neue Vorstellungen. Umsonst! Nachdem Hannibal seine Soldaten einige Tage hatte ausruhen lassen, und ihm die Belagerung schon zu lange währte, versprach er ihnen, die Stadt der Plünderung Preis zu geben, wenn sie sie eroberten. Dieß brachte bey der Armee die stärkste Wirkung hervor. Mit Ungeduld wartete jedermann auf das Zeichen zum Sturm. Es wurde gegeben. Mit Muth stürmte man in die Stadt. Die Sagunter thaten den schrecklichsten Widerstand. Es fiel von neuem ein groß̈es Stück Mauer ein; die Carthager drangen ein, und eroberten eine Anhöhe in der Stadt, die Hannibal mit einer Mauer umgeben, und von da aus die Stadt beschießen ließ. Nach vielem Blutvergießen und dem bewundernswürdigsten Widerstand von Seiten der Sagunter ward die Stadt endlich eingenommen. Die Karthager, ergrimmt über diesen Widerstand, verwüsteten und tödteten alles, und machten ungeheure Beute.

Acht Monathe lang war Sagunt belagert worden. Nach Eroberung derselben verweilte Hannibal noch einen Winter in Neu-Karthago, und machte große Kriegszurüstungen gegen die Römer. Als man in Rom Nachricht von der Zerstörung der Stadt Sagunt erhielt, wurde alles in hohem Grade bestürzt, und der Senat beschloß, eine Ge-

sandtschaft an den Senat nach Karthago zu schicken, und ihm feyerlich den Krieg erklären zu lassen; was auch wirklich geschah.

Hannibal machte nun ernstliche Anstalten, Spanien zu verlassen, und nach Italien aufzubrechen. Ehe er sich in den Marsch setzte, schickte er Bothen in diejenigen Länder, durch die er ziehen mußte, damit sie ausforschten, ob er in denselben hinlängliche Nahrungsmittel finden würde, und wie die sie bewohnenden Völker gesinnt wären. Er wünschte besonders die Gallier in sein Interesse zu ziehen. — Im Frühling versammelte der Held sein Heer, und musterte und ordnete es nach den verschiedenen Völkerschaften, aus welchen es bestand. In Spanien ließ er seinen Bruder Hasdrubal mit 15,000 Mann, einer Anzahl Elephanten und einigen funfzig Schiffen zurück. An seine Truppen hielt er eine Rede, und erklärte ihnen darin den Zweck seiner Unternehmung. Er deutete auf die Hindernisse hin, die sie auf dem Marsche nach Italien finden, machte sie aber auch auf die Vortheile aufmerksam, die aus diesem Zuge für sie und das Vaterland entspringen würden, und entflammte ihre Abneigung gegen die Römer zum höchsten Hasse. Um sein Unternehmen zu

sichern, traf er die zweckmäßigsten Anstalten, und brach nun in drey Kolonnen auf. Was ihm auf dem Wege widerstand, besiegte er. Einige tausend von seinen Truppen bereueten es, sich an den Zug angeschlossen zu haben; diese Feigen ließ er zurückziehen.

Als die Römer von Hannibals gewagtem Zuge hörten, machten sie große Kriegszurüstungen, und suchten sich Bundesgenossen zu verschaffen. Glücklich wurden die Pyrenäen überstiegen. Die Gallier blieben nicht unthätig, sondern rüsteten sich zum Widerstande. Hannibal, dem viel an ihrer Freundschaft gelegen seyn mußte, erklärte ihren Fürsten, daß die Unternehmung nicht gegen sie, sondern gegen Italien gerichtet sey; damit begnügten sie sich, und ließen die Karthager nicht nur ruhig ziehen, sondern gaben auch den Römern, die sich mit ihnen verbinden wollten, kein Gehör.

Unter manchen Beschwerden, aber doch glücklich, setzte Hannibal über den Fluß Rhodanus, Rhone genannt, nachdem er die ihm entgegenstehenden Feinde am jenseitigen Ufer, theils durch List, theils durch seine Macht zerstreut hatte. Die Elephanten, die er mit sich führte, und die das Wasser scheuten, wurden auf Flößen, die man mit grünen Rasen belegte, um die Thiere zu täuschen, hinübergeschafft. — In dieser Gegend hat-

ten die Römer ein Lager aufgeschlagen. Bey der Mündung des Rhodanus stießen 500 von Hannibals Reitern mit dem Römischen Consul P. Cornelius Scipio zusammen. Es entstand ein hitziges Gefecht; fast keiner blieb unverwundet, und der Verlust an Todten war von beyden Seiten gleich groß, bis endlich die Römer Sieger wurden.

Hannibal faßte den Entschluß, sich mit den Römern an dem Rhodan in kein Treffen einzulassen, sondern sie zu umgehen, und seinen Zug gerade nach Italien fortzusetzen. — Man näherte sich immer mehr den Alpen; die Bothen, die als Kundschafter vorausgeschickt worden waren, kamen zurück, und schilderten die Höhe der Gebirge und ihre Unwegsamkeit als außerordentlich. Darüber stutzte Hannibals Armee, und fing an, den Muth zu verlieren. Hannibal hielt eine treffliche Rede an sie; führte ihr die bereits glücklich besiegten Gefahren und Beschwerden ins Gedächtniß zurück, und forderte sie kräftig auf, Muth zu fassen und die Hindernisse, die noch im Wege lagen, männlich zu besiegen. Die Armee rief ihm Beyfall zu, und versprach, ihm willig zu folgen. Er ließ sie einen Tag lang ruhen, dann zog er weiter.

Unterdeß hatte der Römische Consul, Cornelius Scipio, Hannibaln an dem Rhodanus aufgesucht, um ihm eine Schlacht zu liefern; wie erstaunte er, da er ihn dort nicht mehr antraf. Er konnte nicht hoffen, ihn einzuhohlen; daher beschloß er, sich einzuschiffen, und nach Genua zu verfügen, wo er sich mit der Römischen Armee am Po vereinigen, und Hannibaln beym Herabsteigen von den Alpen empfangen wollte.

Glücklich war Hannibals Armee, nach mancherley überstandenen Mühseligkeiten, bis an den Fuß der Alpen gekommen. Sie hatte sich zwar in der Einbildung diese Gebirge schrecklich hoch vorgestellt, aber da sie dieselben wirklich vor sich sah, erschienen sie ihr noch grausender. Alles, was die Truppen sahen, war gemacht, sie niederzuschlagen. Ihr Blick fiel auf die steilsten, mit Schnee und Eis bedeckten Berge, auf elende Hütten, die an nackten Felsen hingen, auf eingeschrumpftes Vieh und halb wilde Menschen; kurz auf so vieles, das Grausen erregte. Noch war dieß nicht genug; zu ihrem noch größern Schrecken entdeckten sie, daß die Höhen, über die sie ziehen mußten, mit Allobrogern (einer Art Gallier) besetzt waren, welche große Felsenstücke aufgethürmt hatten, um damit den Karthagern die Köpfe einzuschlagen.

Hannibal blieb gefaßt, ließ Halt machen, und schickte einige Gallier, die sich bey seiner Armee befanden, auf Kundschaft aus. Sie brachten die Nachricht, daß die Allobroger nichts weiter besetzt hätten, als diese Höhen, und daß sie nur am Tage dort wären, in der Nacht aber sich in ihre Hütten zögen. Sogleich entwarf Hannibal einen Plan, sie zu überlisten. Am Morgen des folgenden Tages gab er Befehl zum Aufbruch. Die Armee rückte bis dicht an die besetzten Anhöhen, und schlug hier ein Lager auf, so daß es den Anschein hatte, als wollte Hannibal sich hier mehrere Tage verweilen. Kaum war aber die Nacht da, und der Feind in seine Hütten gezogen, so ließ Hannibal einen Theil der Entschlossensten in aller Stille auf jene Hügel rücken, und sie besetzen. Den darauf folgenden Morgen brach die Armee auf. Die Barbaren eilten aus ihren Hütten, und wollten ihre Posten einnehmen; wie erschraken sie, als sie sie besetzt fanden; sie zu erobern, schien ihnen nicht möglich, sie machten daher Halt, und stürzten mit großem Geschrey auf die im Marsche begriffene Armee, die dadurch in Unordnung gerieth, und viele Menschen, Pferde und Lastthiere verlor. Die letzten wurden scheu, stürzten in Abgründe, und rissen im Fallen oft

ganze Reihen von Soldaten in fast bodenlose Tiefen mit hinab.

Als Hanibal diese Unordnung gewahr wurde, eilte er mit seiner Mannschaft von den Anhöhen zu Hülfe, und schlug die Feinde in die Flucht, mußte aber den Sieg theuer genug bezahlen, denn er erlitt einen beträchtlichen Verlust.

Nach fünf Tagen erreichte Hannibal eine Gegend, die etwas mehr bewohnt war. Die Einwohner derselben empfingen ihn mit vieler Ergebenheit und Freundlichkeit, zogen ihm mit Kränzen auf dem Haupte und Öhlzweigen, als Friedenszeichen, in der Hand, entgegen, und versprachen, seine Freunde zu seyn, und ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Hannibal hatte Ursache, ihnen nicht zu trauen; er nahm sie übrigens, nebst dem, was sie brachten, mit vieler Güte auf. Auch ihr Anerbiethen, ihm den Weg zu zeigen, nahm er an; war aber dabey auf seiner Huth, und machte sich auf den Fall, daß er von ihnen hintergangen würde, gefaßt. Die Reiterey nebst den Elephanten und den übrigen Lastthieren schickte er jetzt voraus, und folgte mit dem Fußvolke nach. Zwey Tage lang ging der Zug ruhig vor sich, am dritten aber, da sie sich in einem von Bergen und Felsen eingeschlossenen Thale befanden, drangen die Barbaren von verschiedenen Sei-

ten hervor, und machten einen wüthenden Angriff. Hannibal, dem dieß nicht unerwartet kam, drängte sie beherzt zurück, wobey er freylich viele Menschen und Lastthiere verlor. Die, auf den Höhen befindlichen Barbaren wälzten mächtige Felsenstücke hinunter, und thaten dadurch den Karthagern großen Schaden, trennten sogar das Heer, das sich jedoch am folgenden Tage wieder vereinigte, und den Marsch nach dem Gipfel der Alpen fortsetzte. Die Elephanten jagten den Barbaren große Furcht ein, und sie wagten es nicht, ihnen nahe zu kommen.

Nach Verlauf von neun Tagen erreichte endlich die Armee den Gipfel der Alpen, wo sie zwey Tage ausruhte. Viele Soldaten, die sich verirrt hatten, und viele Thiere, die zurückgeblieben waren, kamen hier nach und nach an.

Es war schon spät im Herbste. Nicht nur die Gipfel der Gebirge, sondern auch die Wege waren mit Schnee bedeckt. Hannibals Truppen, dessen nicht gewohnt, wurden niedergeschlagen, und geriethen fast in Verzweiflung. Langsam ging der Zug von statten, zuweilen äußerte sich sogar ein lautes Murren. Hannibal, um dem Heere eine bessere Stimmung zu geben, führte dasselbe auf eine breite Anhöhe, von wo aus man die segensreichen Fluren Italiens übersehen konnte.

Hier hielt er eine Rede an die Soldaten, und machte sie aufmerksam auf die Vortheile, die sie zu erwarten hätten, wenn sie noch eine Zeit lang muthig die Beschwerden erduldeten. Die Armee bekam neuen Muth, und den Tag darauf ging der Zug weiter.

Jetzt zeigten sich neue Beschwerden, neue Gefahren. Mit großen Mühseligkeiten war das Erklimmen der Berge verbunden, aber ungleich beschwerlicher und mit weit größeren Gefahren verknüpft war das Herabsteigen. Wo sonst kaum ein einzelner Mensch zu gehen wagte, sollte eine starke Armee mit Kriegsgeräthschaften, Pferden, Elephanten und andern Lastthieren herabsteigen. Der geringste Fehltritt auf der schlüpfrigen Bahn hatte den Tod im Gefolge, und verursachte den schrecklichsten Sturz in schroffe Abgründe. Oft geschah es, daß einer im Fallen sich an dem Nachbar halten wollte, und dieser mit hinabgezogen wurde; zuweilen stürzten ganze Reihen von Menschen und Thieren in die schrecklichsten Tiefen.

Auf so gefahrvollen Pfaden war das Heer eine Zeit lang hingezogen, als es plötzlich auf einen schmalen Felsenweg stieg, welcher der einzige war, den man einschlagen konnte; er lief an einem steilen Abhang hinunter; unglücklicher Weise unterbrach ein frischer Erdfall auf der einen

Seite das Fortkommen. Mit Lebensgefahr konnte noch allenfalls der einzelne Soldat hinabrutschen, aber eine Unmöglichkeit war es, Pferde und Lastthiere herabzubringen. Man denke sich die Verlegenheit, das Entsetzen der Armee. Hannibal bemerkte die Muthlosigkeit und Unzufriedenheit der Soldaten, und eilte herbey, um Vorkehrungen zu treffen. Zu seinem Verdrusse fand er, daß hier keine menschliche Weisheit und Macht hinreiche, dieses Hinderniß zu besiegen, und daß weiter nichts zu thun übrig bleibe, als den Berg zu umgehen.

Auf dem Wege, den man jetzt einschlug, lag tiefer Schnee; der Boden war schlüpfrig und abschüssig, die Soldaten gleiteten oft aus, und stürzten hin; die gefallenen Pferde konnte man nicht wieder aufbringen, und die Lastthiere blieben in Eislöchern stecken. Man befand sich in der größten Verlegenheit; an das Fortkommen war nicht zu denken, zurück zu kehren fast unmöglich. In dieser bedrängten Lage gerieth Hannibal auf den von Welt und Nachwelt angestaunten Gedanken, sich durch die Felsen einen Weg zu bahnen. Die Armee macht Halt. Ihr großer Heerführer ließ den Schnee wegräumen, eine große Menge hoher und starker Bäume fällen, und einen mächtigen Holzstoß errichten. Dieser ward

angezündet. Es entstand ein entsetzliches Feuer, und eine Gluth, durch welche die Steine so mürbe gemacht wurden, daß man jetzt den abgekühlten Felsen leichter durchbrechen konnte. Auf diese Weise wurde eine Bahn gehauen, auf welcher Soldaten und Thiere hinabsteigen konnten.

Nach einigen Tagen war das Heer unten, wo man drey Rasttage hielt. Zwey Wochen lang hatte dieser bewunderungswürdige Zug gedauert, als Hannibal in den Ebenen am Po ankam, und seine Fahnen an den Ufern dieses Flusses wehten. Seit seinem Aufbruche von Neu-Karthago waren bereits fünf Monathe verflossen, und in dieser Zeit hatte das Heer durch die unwegsamsten Gegenden 170 Deutsche Meilen zurückgelegt. Es war 60,000 Mann stark, als der Zug begann, auf dem Wege schmolz es bis auf die Hälfte, und Hannibal zählte nur noch 12,000 Afrikaner, 8,000 Spanische Fußvölker und 6,000 Reiter.

Mit dieser kleinen Armee sollte er ein starkes Land, mächtige und in der Kriegskunst erfahrne und geübte Heere bezwingen!

Die Aufmerksamkeit eines großen Theils der Welt war auf Hannibal gerichtet. Sobald dieser merkte, daß Menschen und Vieh sich erhohlt hat-

ten, forderte er die Völker, die am Fuße der Alpen auf dem Turinischen Gebiethe wohnten, auf, mit ihm in ein Bündniß zu treten. Sie wollten sich nicht sogleich dazu entschließen, und Hannibal zog deßhalb vor ihre Hauptstadt Turin, und nahm sie in drey Tagen mit Sturm ein. Dieß wirkte! Alles war voll Schrecken, und man ergab sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade.

Hannibal vernahm, daß Cornelius Scipio bereits über den Po gegangen sey, und gegen ihn anrücke. Sogleich rüstete er sich zur Fortsetzung seines Zugs. Scipio erstaunte, als er sah, daß Hannibal, was unmöglich schien, die Alpen überstiegen habe. Seine Hochachtung gegen den Karthagischen Helden vergrösserte sich. Er feuerte sein Heer zum Muthe auf, und schilderte demselben den übeln Zustand der feindlichen Armee. Auch Hannibal suchte das Seinige zu einer entscheidenden Schlacht zweckmäßig vorzubereiten. Er hielt an dasselbe eine kraftvolle Rede, und versprach den Tapfern große Belohnungen.

Beyde Heere trafen zusammen. Die Römischen Leichtbewaffneten schossen ihre ersten Pfeile gegen die Karthager ab, nahmen aber die Flucht, als sie diese in Ordnung anrücken sahen, und zogen sich hinter die Reiterey. Diese begann nun mit der Karthagischen den Kampf. Das Gefecht war hitzig;

viele Römer wurden von den Pferden geworfen, andere sprangen selbst herab, um zu Fuße zu fechten. So ging es eine Meile fort, bis die Römische Reiterey, auf Hannibals kluge Veranstaltung, im Rücken angefallen wurde. Die Römer geriethen dadurch in Unordnung, und als vollends der Consul Scipio, der die Erhaltung des Lebens seinem 17jährigen Sohne verdankte, verwundet wurde, stieg die Verwirrung auf den höchsten Grad; die Römer flohen, und nur mit Mühe konnte Scipio gerettet werden. Ob nun gleich die Karthager den Sieg davon trugen, so sollen sie doch bey diesem Vorfalle mehr Leute verloren haben als ihre Feinde.

Hannibal hielt etwas still, dann verfolgte er die Feinde bis an den Fluß Po, über den er aber nicht setzen konnte, weil die Römer die darüber geschlagene Brücke bereits abgetragen hatten; sechs hundert Römische Soldaten, die zurück geblieben waren, machte er zu Gefangenen. Nach zwey Tagen gelang es ihm, an einem andern Platze eine Schiffsbrücke über den Po zu schlagen, und seine Armee hinüber zu führen. Scipio, welcher immer mehr, theils von den Karthagern, theils von den Galliern, litt, bezog auf einer Anhöhe an dem Flusse Trebia ein vortheilhaftes Lager, wo er die Ankunft frischer Truppen, mit denen der andere Consul, T. Sempronius, im Anzuge war, erwarten wollte. Kaum

war dieser eingetroffen, als er gleich großes Verlangen nach einer Schlacht trug, obgleich Scipio ihm dieses widerrieth, indem die Truppen vierzig Tage auf dem Marsch gewesen und von den ausgestandenen Strapazen noch ermüdet wären. Doch der feurige Sempronius wollte von keiner Zögerung wissen.

Hannibal bekam ein großes Römisches Magazin in seine Gewalt, womit ihm sehr geholfen war, indem seine Armee Mangel zu leiden angefangen hatte. Sempronius griff ihn mehrmals an, und erhielt einige kleine Vortheile, worüber der feurige Mann so stolz wurde, daß er alles darauf anlegte, Hannibaln ein entscheidendes Treffen zu liefern. Scipio, der die Sache ruhig überlegte, und den andern Consul an militärischer Weisheit weit übertraf, gab seine Zustimmung dazu nicht. Indeß ließ sich Sempronius nicht irre machen, und übereilte alles. Hannibal, dem es angenehm war, einen so hitzigen und eilfertigen Gegner zu haben, sann reiflich über die Stellung seiner Armee und die Art des Angriffs nach, und wünschte eben so wie Sempronius eine Schlacht.

Die Gegend, in welcher Hannibal stand, war eine Ebene, durchschnitten von einem Bache, der hohe Ufer hatte, die mit Dornhecken besetzt waren. In diese versteckte er eine Menge Leute mit ihren

Pferden; versammelte einen Kriegsrath, und [illegible] diesem seine Entwürfe mit, die von allen [illegible] wurden. Den Tag darauf in aller Fr[illegible] Colonne über die Trebia, und st[illegible] das Römische Lager; sie hatte B[illegible] alsdann zurück zu ziehen, und den Fe[illegible] den Fluß zu locken. Dieß geschah. [illegible] bereits Winter, und es fiel Schnee; da[illegible] war frostig und für die Römischen Sol[illegible]um so empfindlicher, da sie vor dem Aus[illegible] weder selbst etwas gegessen, noch ihre Pf[illegible]gefüttert hatten. Dabey mußten sie durch [illegible]rebia waten, wodurch sie sich erkälteten. [illegible]rmattet durch Hunger und Kälte, kamen sie am jenseitigen Ufer des Flusses an. Jetzt stellte Hannibal seine Truppen, die gut gefrühstückt und sich am Feuer erwärmt hatten, in Schlachtordnung.

Die Heere rückten gegen einander. Die leichten Truppen begannen das Gefecht; die Karthager erhielten leicht die Oberhand über die ermatteten Feinde. Bald stürzte auch die Karthagische Reiterey auf die Römische los; diese wurde über den Haufen geworfen, und in die Flucht geschlagen. Eine Anzahl leicht bewaffneter Karthager fiel dem Römischen Fußvolk in die Flanken, und brachte eine gewaltige Verwirrung hervor. Dennoch hielten die Römer in der Mitte der Schlachtlinie Stand, und wichen keinen Fuß breit. Jetzt aber stürzten

war dieser eingetroffen, als er gleich großes Verlangen nach einer Schlacht trug, obgleich Scipio ihm dieses widerrieth, indem die Truppen vierzig Tage auf dem Märsch gewesen und von den ausgestandenen Strapazen noch ermüdet wären. Doch der feurige Sempronius wollte von keiner Zögerung wissen.

Hannibal bekam ein großes Römisches Magazin in seine Gewalt, womit ihm sehr geholfen war, indem seine Armee Mangel zu leiden angefangen hatte. Sempronius griff ihn mehrmals an, und erhielt einige kleine Vortheile, worüber der feurige Mann so stolz wurde, daß er alles darauf anlegte, Hannibaln ein entscheidendes Treffen zu liefern. Scipio, der die Sache ruhig überlegte, und den andern Consul an militärischer Weisheit weit übertraf, gab seine Zustimmung dazu nicht. Indeß ließ sich Sempronius nicht irre machen, und übereilte alles. Hannibal, dem es angenehm war, einen so hitzigen und eilfertigen Gegner zu haben, sann reiflich über die Stellung seiner Armee und die Art des Angriffs nach, und wünschte eben so wie Sempronius eine Schlacht.

Die Gegend, in welcher Hannibal stand, war eine Ebene, durchschnitten von einem Bache, der hohe Ufer hatte, die mit Dornhecken besetzt waren. In diese versteckte er eine Menge Leute mit ihren

Pferden; versammelte einen Kriegsrath, und theilte diesem seine Entwürfe mit, die von allen gebilligt wurden. Den Tag darauf in aller Frühe setzte eine Colonne über die Trebia, und streifte bis an das Römische Lager; sie hatte Befehl, sich alsdann zurück zu ziehen, und den Feind über den Fluß zu locken. Dieß geschah. Es war bereits Winter, und es fiel Schnee; das Wetter war frostig und für die Römischen Soldaten um so empfindlicher, da sie vor dem Ausrücken weder selbst etwas gegessen, noch ihre Pferde gefüttert hatten. Dabey mußten sie durch die Trebia waten, wodurch sie sich erkälteten. Ermattet durch Hunger und Kälte, kamen sie am jenseitigen Ufer des Flusses an. Jetzt stellte Hannibal seine Truppen, die gut gefrühstückt und sich am Feuer erwärmt hatten, in Schlachtordnung.

Die Heere rückten gegen einander. Die leichten Truppen begannen das Gefecht; die Karthager erhielten leicht die Oberhand über die ermatteten Feinde. Bald stürzte auch die Karthagische Reiterey auf die Römische los; diese wurde über den Haufen geworfen, und in die Flucht geschlagen. Eine Anzahl leicht bewaffneter Karthager fiel dem Römischen Fußvolk in die Flanken, und brachte eine gewaltige Verwirrung hervor. Dennoch hielten die Römer in der Mitte der Schlachtlinie Stand, und wichen keinen Fuß breit. Jetzt aber stürzten

die in den Dornhecken versteckten 2000 Mann hervor, griffen die Römischen Legionen im Rücken an, und brachten sie in die größte Unordnung. Gräßlich war der Kampf; die Römer wichen, und fast alles, was den Schwertern der Karthager entging, ward von den Pferden und Elephanten zertreten. Bloß 10,000 Römer schlugen sich mit unglaublicher Tapferkeit durch die Feinde.

Hannibals Sieg war glänzend; sein Verlust, verglichen mit dem der Feinde, gering. — Aber nun kam ein Feind, über den er weniger vermochte — Regen, Schnee und Frost. Die rauhe Witterung, an die seine Leute nicht gewöhnt waren, rieb viele von ihnen auf. Menschen und Pferde fielen vor Kälte um, und von den Elephanten blieben bloß sieben am Leben.

In Rom brachte die Nachricht von Hannibals Siege einen großen Schrecken hervor. Der Held ließ nun seine Truppen, die durch fremde immer mehr vermehrt wurden, ausruhen; jedoch blieb er im Winter nicht ganz unthätig, und brachte zu wiederhohlten Mahlen dem Feinde empfindlichen Schaden bey.

Im darauf folgenden Frühlinge beschloß Hannibal die Apenninen zu übersteigen, um Hetrurien

zu bekriegen. Allein da er auf dem Marsche dahin noch mehr Hindernisse fand, als auf den Alpen, so sah er sich genöthigt, umzukehren. Er erreichte sein Lager, und rückte den Tag darauf mit 12,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern gegen den Feind. Der Römische Consul Sempronius schlug sich tapfer, und drängte die Feinde zurück, da er aber ihr Lager einnehmen wollte, ließ Hannibal seine Reiter auf verschiedenen Seiten in den Feind einhauen; es entstand ein fürchterliches Gemetzel; die Nacht setzte demselben Grenzen; der Verlust der Römer war groß; mehrere Magistratspersonen verloren ihr Leben.

Hannibal vernahm, daß in Hetrurien sich bereits der Römische Consul Flaminius mit einem Heere befinde, und beschloß, ihm entgegen zu ziehen. Er wollte dabey den kürzesten, aber dabey höchst beschwerlichen Weg einschlagen. Seine Armee gerieth darüber in Bestürzung, und scheute die neuen Gefahren. Der Held trat dessen ungeachtet den Marsch an. Viele Menschen und Thiere blieben im Moraste stecken und kamen um. Nach einem beträchtlichen Verluste kam Hannibal auf einem trocknen Platze an, wo er sein Lager aufschlug, und seine Soldaten einige Tage ausruhen ließ. Er zog Erkundigungen über den Aufenthaltsort des Feindes, über den Zustand desselben

und über den Charakter des Anführers ein. Von diesem vernahm er, zu seinem Vergnügen, daß er ein Mann von großer Einbildung sey. Nicht ohne Grund hoffte er, daß Flaminius sich von seinem Stolze zu unüberlegten und verkehrten Unternehmungen werde hinreißen lassen. Hannibal suchte ihn daher zu einer Schlacht zu reitzen, was ihm auch glücklich gelang. Obgleich der zusammenberufene Kriegsrath dem Flaminius widerrieth, sich in ein Gefecht einzulassen, ehe er Verstärkung erhalten hätte; so gab der hitzige Feldherr doch Befehl zur Schlacht. Hannibal sah voraus, daß der ehrgeitzige Flaminius im Zorne unbesonnen handeln werde, und suchte ihn noch mehr zu reitzen. Er lockte ihn in ein enges Thal an dem Thrasymenischen See; umschloß ihn von allen Seiten, fiel ihn dann an, und brachte die Römer in die größte Unordnung, die ihre Heerführer nicht heben konnten. Man schlug sich in der Nähe des Thrasymenischen Sees mit der bewundernswürdigsten Tapferkeit, und führte das Gefecht mit solcher Hitze, daß man nicht einmahl ein starkes Erdbeben bemerkte, welches unterdeß statt fand. Flaminius wurde niedergehauen. Nun flohen die Römer in wilder Eile. Mehr als 15,000 derselben kamen ums Leben, und beynahe eben so viele geriethen in die Gefangenschaft. Hannibal soll nicht mehr

als 1500 Mann verloren haben. Flaminius Leichnam wollte er ehrenvoll begraben lassen, allein er konnte nicht aufgefunden werden.

In Rom brachte die Nachricht von der vorgefallenen Schlacht am Thrasymenischen See große Bestürzung hervor. Man fand für nöthig, die Obergewalt, in Rücksicht der Regierung, einem einzigen Manne auf einige Zeit anzuvertrauen, und ernannte daher den Quintus Fabius Maximus zum Dictator, dieser aber den Marcus Minucius Rufus zum Befehlshaber der Reiterey. Er rückte jetzt dem Hannibal entgegen, welcher unterdeß die größten Verwüstungen anrichtete, und unter den Gefangenen die Römer mit Strenge, die mit ihnen Verbündeten aber mit vieler Gelindigkeit behandelte, um dadurch die Bundesgenossen Roms zu bewegen, sich lieber mit ihm zu vereinigen.

In Apulien, in der Gegend von Arpi, stieß Hannibal auf den Dictator Fabius, und both ihm ein Treffen an. Allein dieser weise Feldherr sah wohl ein, daß es für ihn das beste sey, sich vertheidigungsweise zu verhalten, und vor der Hand jeden Angriff und eine größere Schlacht zu vermeiden. Hannibal merkte bald, daß er es nicht mehr mit einem unbesonnenen Hitzkopfe, sondern mit einem weisen, einsichtsvollen Krieger zu thun habe, und sah mit Mißvergnügen, daß Fabius zu

Seite das Fortkommen. Mit Lebensgefahr konnte noch allenfalls der einzelne Soldat hinabrutschen, aber eine Unmöglichkeit war es, Pferde und Lastthiere herabzubringen. Man denke sich die Verlegenheit, das Entsetzen der Armee. Hannibal bemerkte die Muthlosigkeit und Unzufriedenheit der Soldaten, und eilte herbey, um Vorkehrungen zu treffen. Zu seinem Verdrusse fand er, daß hier keine menschliche Weisheit und Macht hinreiche, dieses Hinderniß zu besiegen, und daß weiter nichts zu thun übrig bleibe, als den Berg zu umgehen.

Auf dem Wege, den man jetzt einschlug, lag tiefer Schnee; der Boden war schlüpfrig und abschüssig, die Soldaten gleiteten oft aus, und stürzten hin; die gefallenen Pferde konnte man nicht wieder aufbringen, und die Lastthiere blieben in Eislöchern stecken. Man befand sich in der größten Verlegenheit; an das Fortkommen war nicht zu denken, zurück zu kehren fast unmöglich. In dieser bedrängten Lage gerieth Hannibal auf den von Welt und Nachwelt angestaunten Gedanken, sich durch die Felsen einen Weg zu bahnen. Die Armee macht Halt. Ihr großer Heerführer ließ den Schnee wegräumen, eine große Menge hoher und starker Bäume fällen, und einen mächtigen Holzstoß errichten. Dieser ward

angezündet. Es entstand ein entsetzliches Feuer, und eine Gluth, durch welche die Steine so mürbe gemacht wurden, daß man jetzt den abgekühlten Felsen leichter durchbrechen konnte. Auf diese Weise wurde eine Bahn gehauen, auf welcher Soldaten und Thiere hinabsteigen konnten.

Nach einigen Tagen war das Heer unten, wo man drey Rasttage hielt. Zwey Wochen lang hatte dieser bewundernswürdige Zug gedauert, als Hannibal in den Ebenen am Po ankam, und seine Fahnen an den Ufern dieses Flusses wehten. Seit seinem Aufbruche von Neu-Karthago waren bereits fünf Monathe verflossen, und in dieser Zeit hatte das Heer durch die unwegsamsten Gegenden 170 Deutsche Meilen zurückgelegt. Es war 60,000 Mann stark, als der Zug begann, auf dem Wege schmolz es bis auf die Hälfte, und Hannibal zählte nur noch 12,000 Afrikaner, 8,000 Spanische Fußvölker und 6,000 Reiter.

Mit dieser kleinen Armee sollte er ein starkes Land, mächtige und in der Kriegskunst erfahrne und geübte Heere bezwingen!

Die Aufmerksamkeit eines großen Theils der Welt war auf Hannibal gerichtet. Sobald dieser merkte, daß Menschen und Vieh sich erhohlt hat-

ten, forderte er die Völker, die am Fuße der Alpen auf dem Turinischen Gebiethe wohnten, auf, mit ihm in ein Bündniß zu treten. Sie wollten sich nicht sogleich dazu entschließen, und Hannibal zog deßhalb vor ihre Hauptstadt Turin, und nahm sie in drey Tagen mit Sturm ein. Dieß wirkte! Alles war voll Schrecken, und man ergab sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade.

Hannibal vernahm, daß Cornelius Scipio bereits über den Po gegangen sey, und gegen ihn anrücke. Sogleich rüstete er sich zur Fortsetzung seines Zugs. Scipio erstaunte, als er sah, daß Hannibal, was unmöglich schien, die Alpen überstiegen habe. Seine Hochachtung gegen den Karthagischen Helden vergrößerte sich. Er feuerte sein Heer zum Muthe auf, und schilderte demselben den übeln Zustand der feindlichen Armee. Auch Hannibal suchte das Seinige zu einer entscheidenden Schlacht zweckmäßig vorzubereiten. Er hielt an dasselbe eine kraftvolle Rede, und versprach den Tapfern große Belohnungen.

Beyde Heere trafen zusammen. Die Römischen Leichtbewaffneten schossen ihre ersten Pfeile gegen die Karthager ab, nahmen aber die Flucht, als sie diese in Ordnung anrücken sahen, und zogen sich hinter die Reiterey. Diese begann nun mit der Karthagischen den Kampf. Das Gefecht war hitzig;

viele Römer wurden von den Pferden geworfen, andere sprangen selbst herab, um zu Fuße zu fechten. So ging es eine Meile fort, bis die Römische Reiterey, auf Hannibals kluge Veranstaltung, im Rücken angefallen wurde. Die Römer geriethen dadurch in Unordnung, und als vollends der Consul Scipio, der die Erhaltung des Lebens seinem 17jährigen Sohne verdankte, verwundet wurde, stieg die Verwirrung auf den höchsten Grad; die Römer flohen, und nur mit Mühe konnte Scipio gerettet werden. Ob nun gleich die Karthager den Sieg davon trugen, so sollen sie doch bey diesem Vorfalle mehr Leute verloren haben als ihre Feinde.

Hannibal hielt etwas still, dann verfolgte er die Feinde bis an den Fluß Po, über den er aber nicht setzen konnte, weil die Römer die darüber geschlagene Brücke bereits abgetragen hatten; sechs hundert Römische Soldaten, die zurück geblieben waren, machte er zu Gefangenen. Nach zwey Tagen gelang es ihm, an einem andern Platze eine Schiffsbrücke über den Po zu schlagen, und seine Armee hinüber zu führen. Scipio, welcher immer mehr, theils von den Karthagern, theils von den Galliern, litt, bezog auf einer Anhöhe an dem Flusse Trebia ein vortheilhaftes Lager, wo er die Ankunft frischer Truppen, mit denen der andere Consul, T. Sempronius, im Anzuge war, erwarten wollte. Kaum

war dieser eingetroffen, als er gleich großes Verlangen nach einer Schlacht trug, obgleich Scipio ihm dieses widerrieth, indem die Truppen vierzig Tage auf dem Märsch gewesen und von den ausgestandenen Strapazen noch ermüdet wären. Doch der feurige Sempronius wollte von keiner Zögerung wissen.

Hannibal bekam ein großes Römisches Magazin in seine Gewalt, womit ihm sehr geholfen war, indem seine Armee Mangel zu leiden angefangen hatte. Sempronius griff ihn mehrmals an, und erhielt einige kleine Vortheile, worüber der feurige Mann so stolz wurde, daß er alles darauf anlegte, Hannibaln ein entscheidendes Treffen zu liefern. Scipio, der die Sache ruhig überlegte, und den andern Consul an militärischer Weisheit weit übertraf, gab seine Zustimmung dazu nicht. Indeß ließ sich Sempronius nicht irre machen, und übereilte alles. Hannibal, dem es angenehm war, einen so hitzigen und eilfertigen Gegner zu haben, sann reiflich über die Stellung seiner Armee und die Art des Angriffs nach, und wünschte eben so wie Sempronius eine Schlacht.

Die Gegend, in welcher Hannibal stand, war eine Ebene, durchschnitten von einem Bache, der hohe Ufer hatte, die mit Dornhecken besetzt waren. In diese versteckte er eine Menge Leute mit ihren

Pferden; versammelte einen Kriegsrath, und theilte diesem seine Entwürfe mit, die von allen gebilligt wurden. Den Tag darauf in aller Frühe setzte eine Colonne über die Trebia, und streifte bis an das Römische Lager; sie hatte Befehl, sich alsdann zurück zu ziehen, und den Feind über den Fluß zu locken. Dieß geschah. Es war bereits Winter, und es fiel Schnee; das Wetter war frostig und für die Römischen Soldaten um so empfindlicher, da sie vor dem Ausrücken weder selbst etwas gegessen, noch ihre Pferde gefüttert hatten. Dabey mußten sie durch die Trebia waten, wodurch sie sich erkälteten. Ermattet durch Hunger und Kälte, kamen sie am jenseitigen Ufer des Flusses an. Jetzt stellte Hannibal seine Truppen, die gut gefrühstückt und sich am Feuer erwärmt hatten, in Schlachtordnung.

Die Heere rückten gegen einander. Die leichten Truppen begannen das Gefecht; die Karthager erhielten leicht die Oberhand über die ermatteten Feinde. Bald stürzte auch die Karthagische Reiterey auf die Römische los; diese wurde über den Haufen geworfen, und in die Flucht geschlagen. Eine Anzahl leicht bewaffneter Karthager fiel dem Römischen Fußvolk in die Flanken, und brachte eine gewaltige Verwirrung hervor. Dennoch hielten die Römer in der Mitte der Schlachtlinie Stand, und wichen keinen Fuß breit. Jetzt aber stürzten

die in den Dornhecken versteckten 2000 Mann hervor, griffen die Römischen Legionen im Rücken an, und brachten sie in die größte Unordnung. Gräßlich war der Kampf; die Römer wichen, und fast alles, was den Schwertern der Karthager entging, ward von den Pferden und Elephanten zertreten. Bloß 10,000 Römer schlugen sich mit unglaublicher Tapferkeit durch die Feinde.

Hannibals Sieg war glänzend; sein Verlust, verglichen mit dem der Feinde, gering. — Aber nun kam ein Feind, über den er weniger vermochte — Regen, Schnee und Frost. Die rauhe Witterung, an die seine Leute nicht gewöhnt waren, rieb viele von ihnen auf. Menschen und Pferde fielen vor Kälte um, und von den Elephanten blieben bloß sieben am Leben.

In Rom brachte die Nachricht von Hannibals Siege einen großen Schrecken hervor. Der Held ließ nun seine Truppen, die durch fremde immer mehr vermehrt wurden, ausruhen; jedoch blieb er im Winter nicht ganz unthätig, und brachte zu wiederhohlten Mahlen dem Feinde empfindlichen Schaden bey.

Im darauf folgenden Frühlinge beschloß Hannibal die Apenninen zu übersteigen, um Hetrurien

zu bekriegen. Allein da er auf dem Marsche dahin noch mehr Hindernisse fand, als auf den Alpen, so sah er sich genöthigt, umzukehren. Er erreichte sein Lager, und rückte den Tag darauf mit 12,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern gegen den Feind. Der Römische Consul Sempronius schlug sich tapfer, und drängte die Feinde zurück, da er aber ihr Lager einnehmen wollte, ließ Hannibal seine Reiter auf verschiedenen Seiten in den Feind einhauen; es entstand ein fürchterliches Gemetzel; die Nacht setzte demselben Grenzen; der Verlust der Römer war groß; mehrere Magistratspersonen verloren ihr Leben.

Hannibal vernahm, daß in Hetrurien sich bereits der Römische Consul Flaminius mit einem Heere befinde, und beschloß, ihm entgegen zu ziehen. Er wollte dabey den kürzesten, aber dabey höchst beschwerlichen Weg einschlagen. Seine Armee gerieth darüber in Bestürzung, und scheute die neuen Gefahren. Der Held trat dessen ungeachtet den Marsch an. Viele Menschen und Thiere blieben im Moraste stecken und kamen um. Nach einem beträchtlichen Verluste kam Hannibal auf einem trocknen Platze an, wo er sein Lager aufschlug, und seine Soldaten einige Tage ausruhen ließ. Er zog Erkundigungen über den Aufenthaltsort des Feindes, über den Zustand desselben

und über den Charakter des Anführers ein. Von diesem vernahm er, zu seinem Vergnügen, daß er ein Mann von großer Einbildung sey. Nicht ohne Grund hoffte er, daß Flaminius sich von seinem Stolze zu unüberlegten und verkehrten Unternehmungen werde hinreißen lassen. Hannibal suchte ihn daher zu einer Schlacht zu reitzen, was ihm auch glücklich gelang. Obgleich der zusammenberufene Kriegsrath dem Flaminius widerrieth, sich in ein Gefecht einzulassen, ehe er Verstärkung erhalten hätte; so gab der hitzige Feldherr doch Befehl zur Schlacht. Hannibal sah voraus, daß der ehrgeitzige Flaminius im Zorne unbesonnen handeln werde, und suchte ihn noch mehr zu reitzen. Er lockte ihn in ein enges Thal an dem Thrasymenischen See; umschloß ihn von allen Seiten, fiel ihn dann an, und brachte die Römer in die größte Unordnung, die ihre Heerführer nicht heben konnten. Man schlug sich in der Nähe des Thrasymenischen Sees mit der bewundernswürdigsten Tapferkeit, und führte das Gefecht mit solcher Hitze, daß man nicht einmahl ein starkes Erdbeben bemerkte, welches unterdeß statt fand. Flaminius wurde niedergehauen. Nun flohen die Römer in wilder Eile. Mehr als 15,000 derselben kamen ums Leben, und beynahe eben so viele geriethen in die Gefangenschaft. Hannibal soll nicht mehr

als 1500 Mann verloren haben. Flaminius Leichnam wollte er ehrenvoll begraben lassen, allein er konnte nicht aufgefunden werden.

In Rom brachte die Nachricht von der vorgefallenen Schlacht am Thrasymenischen See große Bestürzung hervor. Man fand für nöthig, die Obergewalt, in Rücksicht der Regierung, einem einzigen Manne auf einige Zeit anzuvertrauen, und ernannte daher den Quintus Fabius Maximus zum Dictator, dieser aber den Marcus Minucius Rufus zum Befehlshaber der Reiterey. Er rückte jetzt dem Hannibal entgegen, welcher unterdeß die größten Verwüstungen anrichtete, und unter den Gefangenen die Römer mit Strenge, die mit ihnen Verbündeten aber mit vieler Gelindigkeit behandelte, um dadurch die Bundesgenossen Roms zu bewegen, sich lieber mit ihm zu vereinigen.

In Apulien, in der Gegend von Arpi, stieß Hannibal auf den Dictator Fabius, und both ihm ein Treffen an. Allein dieser weise Feldherr sah wohl ein, daß es für ihn das beste sey, sich vertheidigungsweise zu verhalten, und vor der Hand jeden Angriff und eine größere Schlacht zu vermeiden. Hannibal merkte bald, daß er es nicht mehr mit einem unbesonnenen Hitzkopfe, sondern mit einem weisen, einsichtsvollen Krieger zu thun habe, und sah mit Mißvergnügen, daß Fabius zu

keinem Treffen zu bewegen sey. Ganz anders dachte der Römische Befehlshaber der Reiterey, Markus Minucius Rufus. Dieser wünschte nichts so sehr, als sich mit Hannibal zu messen, und ihn, wie er wähnte, aufzureiben. Mit dem ruhigen Benehmen des Fabius war er im höchsten Grade unzufrieden, erklärte ihn für einen Zauderer und Feigherzigen, und suchte die Soldaten zum Kampfe anzufeuern. Die große Seele des Fabius achtete darauf nicht; er blieb, wie große Männer zu handeln pflegen, seinem Vorsatze treu, und vermied sorgfältig eine Schlacht.

Hannibal, müde der Unthätigkeit seines Feindes, beschloß, nach Campanien vorzurücken, wo er die Stadt Capua einzunehmen hoffte. Seine Wegweiser führten ihn irre. Zwischen Gebirgen wollte er zurückkehren; aber Fabius, der ihm gefolgt war, besetzte einen Berg, und ließ seine ganze Armee auf Anhöhen, die am Eingange in die Gebirge lagen, wo Hannibal herkommen mußte, eine vortheilhafte Stellung nehmen. Mancius, den er auf Kundschaft ausschickte, ließ sich, dem Befehle des Diktators zuwider, in ein Gefecht ein, und wurde sammt den Seinigen niedergehauen.

Hannibal sah sich eingeschlossen, und gerieth in die größte Verlegenheit. Nur durch List konnte er sich retten. Diese ward bald ersonnen. Er

ließ 2000 Stück Rinder zusammen bringen, und jedem an die Hörner ein kleines Bündel Reisig mit Pech vermischt anbinden. In der Nacht ward es angezündet, und das Vieh gegen die Feinde getrieben. Diese, dadurch irre gemacht und in Furcht gesetzt, ließen die Karthager durch die engen Wege ziehen, und so entkamen sie glücklich.

Der Winter trat wieder ein. Fabius lag zwischen Rom und Hannibals Armee. Die Verleumdung klagte ihn an, und es wurde sogar seine Vaterlandstreue in Verdacht gezogen. Um sein Betragen zu rechtfertigen, wurde er nach Rom berufen, wo sehr viele mit ihm unzufrieden waren. Minucius bekam fast eben so viel Gewalt bey der Armee als er; dieß brachte unter den zwey Feldherren viel Eifersucht hervor, von welcher Hannibal Vortheil ziehen wollte; besonders sollte ihm der Übermuth des Minucius gut zu statten kommen. Durch List umschloß er diesen bald, und brachte ihn in die schrecklichste Verlegenheit, in der er mit den Seinigen umgekommen wäre, wenn nicht Fabius, allen Groll vergessend, ihm zu Hülfe geeilt wäre, und ihn gerettet hätte. Minucius sah nun wohl ein, daß ihm Fabius an Einsicht und Tugend überlegen sey, und both ihm die Hand zur Versöhnung. Die zwey Feldherren wurden nun

Freunde, und in Rom änderte sich jetzt die Meinung von Fabius zu seinem Vortheile.

Hannibal bezog nun die Winterquartiere. Im folgenden Sommer rückte er vor Cannä; durch die Einnahme des hiesigen Schlosses, das den Römern zu einem Magazine diente, wurden diese in große Verlegenheit gesetzt. Der Senat in Rom beschloß, dem Hannibal eine Schlacht zu liefern, und schickte die zwey neugewählten Consuln, Terentius Varro und Ämilius Paulus, mit einer sehr zahlreichen Armee ab. — Die bevorstehende Schlacht sollte von der größten Wichtigkeit seyn, und über den Ausgang des ganzen Kriegs entscheiden. Alles war darauf gespannt. Einer von den Consuln, Varro, ein Mann voll übermüthigen Trotzes, führte die stolzesten Reden; Hannibaln zu besiegen, schien ihm eine Kleinigkeit; er wolle, sagte er, ihn schon schlagen, und ließ noch manches verwegene, unbesonnene Wort fallen, worüber alle Verständige ihre Mißbilligung zu erkennen gaben.

Die Heere näherten sich. Ein Vorgefecht fiel zum Vortheile der Karthager aus, welches den Übermuth des prahlerischen Varro erhöhte. Das Römische Heer war weit stärker, und die Kartha-

ger waren darüber etwas bestürzt. Hannibal hielt eine kräftige Rede an sie, und feuerte ihren Muth an. Als sie zu Ende war, jubelten die Soldaten Beyfall. Am folgenden Morgen stellte der Held die Truppen in Schlachtordnung. Allein Ämilius, der an diesem Tage den Oberbefehl hatte, verhielt sich zu Varros und seiner Soldaten Verdruß, ganz ruhig, und wich behutsam einer Schlacht aus. Als den Tag darauf Varro das Commando hatte, ließ er die Armee gegen Hannibal anrücken. Dieser, der seine aus Spanien mitgebrachten Soldaten mit Gallischen immer zu vermehren suchte, hatte jetzt 40,000 Mann Fußvolk und 10,000 Reiter; keine große Armee, im Vergleich mit der Römischen.

Der wichtige Kampf begann. Man schlug sich mit schrecklicher Wuth. Die meisten Römer sprangen von den Pferden und fochten zu Fuße. Es entstand ein entsetzliches Blutvergießen; die Tapferkeit beyder Theile war erstaunlich. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Karthager; der größte Theil der Römer kam ums Leben. Der Consul Paulus Ämilius, nebst vielen andern vornehmen Römern und 70,000 Mann, blieben auf dem Schlachtfelde; Varro entkam mit Mühe, und 10,000 Mann wurden gefangen genommen. Die Karthager metzelten alles nieder; selbst als

der Sieg bereits entschieden war, bis ihnen Hannibal zu wiederhohlten Mahlen zurief: Haltet ein, Soldaten! schonet der Überwundenen! Er selbst verlor kaum 6000 Mann und 200 Pferde.

Einer der größten Vortheile, die ihm dieser Sieg gewährte, war der, daß nun mehrere Völkerschaften sich an ihn schlossen, und mit ihm in ein Bündniß gegen die Römer traten.

So endigte die berühmte Schlacht bey Cannä, auf deren Ausgang alles im höchsten Grade gespannt war.

Hannibal hielt es für rathsam, seinen Sieg nicht zu verfolgen, und Rom nicht zu belagern. Hier hätte die vorgefallene Schlacht die größte Angst und Bestürzung hervorgebracht, und man machte alle Anstalten, die Stadt zu sichern.

Hannibal fand sich geneigt, die Römischen Gefangenen gegen ein bestimmtes Lösegeld frey zu lassen, und schickte daher zehn der Vornehmsten nach Rom, um die Sache dem Senate vorzutragen. Vorher verpflichteten sie sich durch einen Eid, zurückzukehren. Der Senat nahm, zu ihrem Mißvergnügen, den Vorschlag nicht an, und die zehn mußten in Hannibals Lager zurück. Bloß Einer that dieß nicht, und entschuldigte sich damit, daß

er, nachdem er aus dem Lager weggegangen wäre, und darin etwas vergessen hätte, dahin zurückgekehrt sey, und auf diese Weise seinen Eid gehalten habe. Der Senat zu Rom ließ aber diese Ausflucht nicht gelten, und schickte ihn Hannibaln zu.

In Karthago war die Freude über Hannibals Siege sehr groß, aber man traf keine Anstalten, ihn zu unterstützen. Seine Feinde im Vaterlande hörten nicht auf, ihm entgegen zu arbeiten, und in Spanien änderten sich Karthagos Angelegenheiten sehr zum Nachtheile. Von der andern Seite bothen die Römer alles auf, sich zu retten. Der Dictator Junius Pera zog mit 25,000 Mann wohlgerüsteter Truppen aus Rom, und der Prätor Claudius Marcellus stand bereits zu Castilinum. Hannibal streifte indessen herum, und machte bedeutende Eroberungen. Das Schlimmste war, daß seine Soldaten in Campanien weichlich wurden, und sich den größten Ausschweifungen überließen. Sie fingen an, die Befehle ihrer Obern nicht genau zu befolgen, unordentlich und widerspänstig zu werden. Bey Nola wurde Hannibal von Marcellus geschlagen, und verlor 5,000 Todte, 600 Gefangene, und 19 Fahnen. Einige Tage darauf gingen 1272 Mann von seinen Truppen zu den Römern über. Unter beständigem Wechsel des Glücks verging eine lange Zeit.

Im sechsten Jahre des Kriegs wurden zu Rom Quintus Fabius Maximus, der Sohn des vorigen Consuls Fabius, und Titus Sempronius Grachus zu Consuln erwählt. Jeder erhielt eine Armee gegen Hannibal. Sie thaten ihm einigen Schaden.

Hannibal machte endlich Anstalten, nach Rom vorzurücken, indeß die Römer das von ihm besetzte Capua einzunehmen suchten. In Rom war alles in der größten Bestürzung; man wollte sämmtliche Armeen zur Beschützung der Stadt zusammenziehen; allein der tapfere, besonnene Fabius erklärte sich dagegen, und meinte, man dürfe die Belagerung von Capua nicht aufgeben. Indeß wurde doch ein Theil der Belagerungstruppen nach Rom befehligt. — Jemehr sich Hannibal der Stadt Rom näherte, desto größer wurde hier die Angst. Alles both seine Dienste an, und sämmtliche Plätze wurden von Truppen besetzt. Nur noch drey tausend Schritte war Hannibal von Rom entfernt. Die Armeen standen in Schlachtordnung; aber gerade, als sie angreifen wollten, erhob sich ein fürchterliches Gewitter, mit Hagel und Platzregen vermischt, wodurch beyde Heere gezwungen wurden, sich in ihr Lager zurückzuziehen. Den folgenden Tag ging es eben so.

Hannibal sah ein, daß er gegen Rom nichts ausrichten könne, und zog sich daher zurück. Unterdeß wurde Capua von den Römern eingenommen. Dieß schadete den Karthagern bey ihren Bundesgenossen sehr viel; Hannibal kam immer mehr ins Gedränge; die Römer entrissen ihm eine eroberte Stadt nach der andern, und, was das Traurigste war, die Karthager ließen ihn ohne Unterstützung. Dennoch behielt Hannibal beständig die nähmliche Fassung, die jedermann an ihm bewunderte, und nichts war im Stande, seinen Muth zu erschüttern. Marcellus hatte ihm den meisten Abbruch gethan, und er achtete daher diesen Feldherrn sehr hoch. Unglücklicher Weise blieb er in einem kleinen Gefechte auf dem Platz. Hannibal betrachtete mit Rührung seine Leiche, zog ihm den Ring vom Finger, ließ seinen Körper mit allen Ehrenbezeigungen verbrennen, und schickte die Asche in einer silbernen, mit einer goldenen Krone gezierten Urne dem Sohne des Getödteten.

Die Römer schickten unterdeß den jungen Scipio, einen jungen Mann von 24 Jahren, als Prokonsul nach Spanien ab. Es gelang ihm, die Gemüther Aller für sich einzunehmen, und fast alle Völker in Spanien traten auf die Seite des edlen, tapfern Scipio, der bald auch Neu-Karthago eroberte, und durch seine jetzigen Fortschrit-

te den Todesstreich vorbereitete, den er späterhin dem Hannibalischen Heere versetzte.

Hannibals Bruder, Hasdrubal, eilte seinem Bruder über die Alpen zu Hülfe, wurde aber von dem Consul Claudius Nero gänzlich geschlagen, verlor sein Leben und mit ihm kamen 56,000 Mann um, 5,400 wurden gefangen genommen. Dieß brachte in Rom eine große Freude hervor. Durch diesen Sieg wurde Karthagos Schicksal entschieden; und Hannibal soll bey der Nachricht davon ausgerufen haben: „Unglückliches Karthago, nun erkenne ich, welches dein Schicksal seyn wird!“ Er zog seine Truppen zusammen, und begab sich in einen Winkel Italiens, wo er Hülfe von Karthago aus erwartete. Auch in seinem Unglück war er groß und der Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Scipio ging mit seiner Flotte nach Karthago. Das bedrängte Vaterland rief daher Hannibal aus Italien zu Hülfe. Noch ehe er in Afrika ankam, sah sich der Senat zu Karthago genöthigt, dreyßig aus seiner Mitte an Scipio zu schicken, um Frieden zu bitten. Dieser schlug ihnen folgende Bedingungen vor: Sie sollten alle Gefangene und Überläufer ausliefern; ihre Armeen aus Italien und Gallien zurückrufen; auf den Besitz von Spanien ganz Verzicht thun; alle zwischen Afrika und Italien

liegende Provinzen räumen; alle ihre Kriegsschiffe, bis auf zwanzig, an die Römer ausliefern, 500,000 Scheffel Waizen und 30,000 Gerste nebst einer grossen Summe Geldes an sie erlegen. Die Karthager liessen sich alles gefallen, und schlossen mit Scipio einen Waffenstillstand.

Der Befehl, nach Afrika zurück zu kehren, schlug Hannibaln Anfangs etwas nieder; und versetzte ihn in den heftigsten Zorn. Mit Schmerz verließ er Italien. Die Truppen, die er mitnahm, waren eingeschifft. Das lezte Schiff sollte Er besteigen. Mit thränenvollem Blick hing er an dem Lande seines Ruhms, in welchem er eine lange Reihe von Jahren hindurch die angestrengtesten Heldenthaten verrichtet, die wichtigsten Eroberungen gemacht hatte. Mit innigem Schmerz hing sein Auge an dem Lande, bis es verschwand.

Sechzehn Jahre war Hannibal Roms gefährlichster Feind gewesen, und man jubelte daher in dieser Stadt über seinen Abgang, wiewohl man von der andern Seite für Scipio besorgt war, wenn Hannibal in sein Vaterland käme.

In Afrika brach nach geschlossenem Frieden der Krieg zwischen den Karthagern und Scipio wieder los. Hannibal landete mit seiner Armee, und

rückte mit derselben in Eile nach Zama (vielleicht dem heutigen Zamora), welche Stadt fünf Tagereisen von Karthago entfernt lag. Er lagerte sich hier, und kundschaftete die Stellung der Römer aus. Von Scipio bekam er die beste Meinung, und schlug ihm eine persönliche Zusammenkunft und Unterredung vor, in welcher man von neuem Friedensbedingungen sprechen wollte. Scipio willigte darein, und überließ Hannibaln die Bestimmung der Zeit und des Orts der Zusammenkunft.

Unter Bedeckung kamen die beyden Feldherren zur bestimmten Zeit zwischen ihren Lagern zusammen. Als sie sich erblickten, blieben sie voll gegenseitiger Bewunderung stehen. — Hannibal hielt eine Rede an Scipio, die dieser erwiederte. Der letzte verlangte, daß Karthago sich auf Gnade und Ungnade den Römern ergeben möchte; wenn nicht, so solle eine Schlacht entscheiden. Hannibal wählte das letzte.

Am andern Tage früh rückten die Armeen gegen einander, und machten sich schlagfertig. Beyde schienen sich gleich zu seyn, und zwischen 40 bis 50,000 Mann zu betragen. Hannibal stellte vor das Fußvolk 80 Elephanten. Die Schlacht begann. Die Elephanten, durch das Geschrey der Römer stutzig gemacht, wollten nicht vorwärts, wendeten um, und brachten Hannibals

Heer in Unordnung; die Reiterey an beyden Flügeln wurde in die Flucht geschlagen. Hannibal ließ nun das Fußvolk einhauen; die erste Linie wurde von der zweyten aus Feigheit nicht unterstützt; sie wendete sich um, und stürzte auf diese los, um sich einen Weg zum Rückzuge zu bahnen; man wurde handgemein, und so schlugen sich Karthager mit Karthagern herum. — Die dritte Linie von Hannibals Heere hatte sich noch nicht geschlagen. Mit dieser wollte Hannibal die Römer empfangen. Allein diese zogen sich, auf Befehl des Scipio, nachdem sie die zwey ersten Linien der Karthager in die Flucht geschlagen hatten, zurück, und in Eine Linie zusammen. So rückten sie gegen Hannibal, ihm an Zahl weit überlegen, und an Tapferkeit gleich. Es entstand das fürchterlichste Gefecht. Kein Mann wich. Endlich kamen die römischen Reiter zurück, von denen die Karthagischen verfolgt worden waren, und fielen den Karthagern in den Rücken. Ein blutiges Gemetzel brachte bey diesen Verwirrung hervor, und sie ergriffen die Flucht. Der Sieg war entschieden. Von den Karthagischen Truppen blieben 20,000 auf dem Schlachtfelde; eben so viel wurden gefangen; 11 Elephanten und 130 Fahnen kamen in die Hände der Römer. Hannibal floh mit einigen Reitern nach Adrumetum, und nahm

das Zeugniß aller Kriegsverständigen mit, daß er an diesem blutigen Tage die herrlichsten Feldherrntalente gezeigt habe. Von Adrumetum kam er nach Karthago. Er erklärte dem Senate, daß jetzt kein anderes Rettungsmittel sey, als um Frieden zu bitten. Dieß geschah. Scipio legte die härtesten Bedingungen vor; auf Hannibals Rath wurden sie eingegangen, worauf Scipio seine Truppen nach Sicilien einschiffte, und sich von hier nach Rom begab, wo er den prächtigsten Triumphzug hielt, und von nun an den Beynahmen „des Afrikaners" erhielt.

Karthago bedurfte in diesen bedrängten Umständen eines einsichtvollen, entschlossenen Mannes. Aller Augen fielen auf Hannibal. Er wurde, nebst seinem Bruder Mago, an die Spitze des übrig gebliebenen Heeres gestellt. Dieß mißfiel den Römern, und die Karthager, wollten sie mit ihnen in Frieden leben, sahen sich genöthigt, beyde Brüder von dem Heere abzurufen.

Hannibal erhielt nun eines der ersten Staatsämter; er wurde Prätor, und bekam ein neues Feld zu nützlicher Wirksamkeit. Auch auf diesem Posten zeigte er sich als Mann, schaffte viele Mißbräuche ab, und ließ sich durch die Feinde, die er, als ausgezeichneter Mann, in Menge hatte, in seinem edlen Eifer nicht irre machen. Diese

niedrigen Seelen schrieben nach Rom, und suchten ihn dort verhaßt zu machen; besonders suchten sie durch die Versicherung, daß er mit dem Könige von Syrien, Antiochus, geheime Einverständnisse unterhalte, ihn verdächtig zu machen. Die Römer waren sehr geneigt, dieß zu glauben, da sie von jeher Hannibaln nichts Gutes zutrauten. Scipio erklärte sich, als edler Mann, dagegen, daß man sich mit den Feinden Hannibals in Einverständnisse einlasse; aber die Gegenparthey drang durch, und es wurden Gesandte nach Karthago geschickt, die Hannibaln bey dem dortigen Senate anklagen sollten. Diese suchten zwar die Absicht ihrer Sendung zu verbergen, allein Hannibal errieth sie leicht, und fand es für das rathsamste, sich durch eine schnelle Flucht zu retten.

Die Gesandten aus Rom brachten den Senat zu Korinth dahin, daß er beschloß, Hannibals sich zu bemächtigen allein, da man ihn aufsuchte, war er bereits zu Tyrus, wo er mit allgemeiner Achtung aufgenommen wurde. Von hier begab er sich nach Antiochien, in Syrien, wo er den König Antiochus anzutreffen hoffte. Dieser war nicht mehr hier; Hannibal fand ihn aber zu Ephesus, in großer Verlegenheit, ob er sich mit den Römern in einen Krieg einlassen solle oder nicht. Hannibals Erscheinung beruhigte ihn, und es war

jetzt nur davon die Rede, wie der Krieg am besten geführt werden sollte. Hannibal, der von ihm mit der größten Auszeichnung behandelt wurde, rieth ihm, den Krieg mit den Römern in Italien zu führen, und bath sich von ihm nur 100 Schiffe mit 10,000 Mann Fußvolk und etwa 1000 Reitern aus. Der Plan, den er dem Könige vorlegte, verrieth tiefe Einsicht, und wurde von diesem bewundert und angenommen. Hannibal wollte die Karthager zu einem neuen Aufstande gegen die Römer bewegen; und schickte deßhalb einen gewissen Aristo nach Karthago. Dieser fand aber dort keine gute Aufnahme, und mußte heimlich flüchten. Die Hofleute des Antiochus suchten, aus Eifersucht, ihren Herrn gegen Hannibal einzunehmen, und ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Die Römer merkten die Absichten des Antiochus, und schickten eine Gesandtschaft nach Ephesus, welche so oft als möglich mit Hannibal zusammen zu kommen suchte. Dadurch wurde Antiochus mißtrauisch gegen Hannibal, und entzog ihm seine Achtung. Durch eine freymüthige Erklärung gewann er dieselbe zwar wieder, verlor sie aber, durch die Verleumder seiner Gegner, zum zweyten Mahle.

Antiochus fuhr mit viel zu geringer Macht nach Griechenland, und nahm zwar Hannibal mit,

bediente sich aber selten seines Rathes, oder befolgte ihn doch, zu seinem großen Schaden, nicht. Der von seinen Höflingen getäuschte König kam ins Gedränge, wurde geschlagen, und am Ende gezwungen, mit den Römern unter harten Bedingungen Frieden zu schließen. Eine derselben war Hannibals Auslieferung. Dieser flüchtete sich daher nach Kreta.

In Gortynä, auf der Insel Kreta, drohte ihm neue Gefahr. Er führte große Schätze an Gold und Kostbarkeiten bey sich; die Kreter waren habsüchtig, und er fürchtete, von ihnen beraubt zu werden. Er sicherte sich durch eine List; füllte mehrere große Gefäße mit Bley, und bedeckte sie oben mit Gold und Silber; in Gegenwart der Vornehmsten der Stadt ließ er sie in den Tempel der Diana bringen, deren Schutz er sie vertraute. Seine Schätze hingegen versteckte er in hohle Bilder von Erz, die er in seiner Wohnung frey da stehen ließ, so, daß niemand auf den Gedanken kam, es wäre Gold und Silber darin. — Die Gortynier bewachten die vermeintlichen Schätze im Tempel und bekümmerten sich um Hannibal wenig.

Er begab sich nun zu dem Könige von Bithynien, Prusias, der ihn mit vielen Ehren aufnahm, und ihm Schutz versprach. Diesen König

suchte er mit mehreren Fürsten gegen die Römer zu verbinden, vorerst aber den König von Pergamus, Eumenes, einen Feind von Prusias und Anhänger der Römer, zu demüthigen. Prusias gab ihm eine Flotte, die aber bey weitem nicht so stark war als die des Eumenes. Er suchte sie durch List zu überwinden; ließ viele Schlangen in Gefäße sammeln, und befahl, sie auf die feindlichen Schiffe zu werfen, wenn man mit ihnen zusammen stieße. Die List gelang; die Schlangen, über die man Anfangs lachte, brachten auf den feindlichen Schiffen große Verwirrung hervor; Hannibal gewann die Schlacht, und Eumenes entkam nur mit Noth.

Prusias war ein veränderlicher, schwachherziger Fürst, und Hannibal hielt sich bey ihm nicht für sicher; er lebte daher gewöhnlich entfernt von dessen Residenz, nicht weit vom Meere, in einem Flecken, wo er ein Haus besaß. In diesem befanden sich zwey unterirdische Gänge, die alle in Hannibals Zimmer führten. Einige Gesandten, die Prusias nach Rom geschickt hatte, waren von L. Quintus Flaminius zu Tische eingeladen worden; im Gespräche erzählte einer von ihnen, Hannibal befinde sich jetzt in den Staaten ihres Königs. Flaminius zeigte dieses dem Senate an, und dieser, der die Republik für unsicher hielt, so lange Hannibal frey wäre, schickte Gesandte

nach Bithynien, welche die Auslieferung Hannibals begehren sollten. Prusias soll Anfangs Vorstellungen dagegen gemacht haben; da man aber darauf bestand, erlaubte er den Römern nicht nur, sich Hannibals zu bemächtigen, sondern gab ihnen auch einige Leute mit, welche ihnen seinen Aufenthalt zeigen sollten.

Ein Diener Hannibals, der die Wache vor dem Hause hielt, eilte mit der Nachricht zu ihm, daß bewaffnete Leute sich naheten. Hannibal befahl, die geheimen Gänge zu untersuchen; er erhielt die Nachricht, daß das ganze Haus umzingelt sey. Auf diese Weise war alle Hoffnung, sich durch die Flucht zu retten, verschwunden. Hannibal wollte lieber sterben, als sich seinen Todfeinden gefangen ergeben. Er hatte auf diesen Fall schon lange Gift in Bereitschaft. Auch im Tode noch Held, leerte er den Giftbecher, und starb, nach einigen im 65ten, nach andern im 70. Jahre seines thatenreichen und beschwerdevollen Lebens.

VI.

Christian Fürchtegott Gellert.

Wer kennt Gellerts Nahmen nicht, und wer, der seinen Charakter und seine Verdienste kennt, nennt ihn nicht mit Hochachtung und Liebe? Unter den besten, verdienstvollsten Männern Deutschlands nimmt er unstreitig einen der ersten Plätze ein. Aber dessen ungeachtet war auch sein Leben mit großen Leiden durchflochten. Er ertrug sie auf eine musterhafte Weise, und verdient, christlichen Duldern als Vorbild aufgestellt zu werden.

Gellert wurde im J. 1715 zu Hainichen, in Sachsen, geboren. Sein frommer Vater war daselbst evangelischer Prediger, und erzog seine dreyzehn Kinder mit einer klugen und dabey von allem Geitze entfernten Sparsamkeit. Seine rechtschaffene Mutter war immer bemüht, ihren Kindern die Grundsätze und Empfindungen einer unge-

häuchelten Frömmigkeit gleich in ihrer Kindheit einzuflößen, und sie ihnen so wohl durch den Reitz, den mütterliche Lehren haben, als auch durch die Anmuth ihres eigenen Beispiels angenehm und liebenswürdig zu machen, und erwarb sich durch ihr gutes, sanftes Herz, als eine dienstfertige, mitleidig und wohlthätige Menschenfreundinn, an ihrem Orte ein gesegnetes Andenken.

Gellert, der sich den Wissenschaften widmete, machte seine akademischen Studien in Leipzig, wohin er auch im Jahre 1741 einen Vetter, den er zur Universität vorbereitet hatte, begleitete, um dort die Aufsicht über ihn fortzusetzen, und selbst noch weiter zu studieren. „Ich hatte wenig, sagt er selbst, als ich Leipzig zum zweyten Mahle besuchte, aber Gott hat mirs auch nicht einen Tag mangeln lassen. Ich erinnere mich, bey dem Anblick dieser geliebten Stadt gewünscht zu haben, daß mich Gott wenn es ihm gefiele mein Leben an diesem Orte hinbringen lassen möchte. Dieser Wunsch ist erhört worden, wiewohl ich damahls an weiter nichts dachte, als in Leipzig fortstudieren zu können.“ Er entschloß sich, an der Universität dieser Stadt als Privatlehrer akademische Vorlesungen zu halten. Diese fanden nicht wenig Beyfall. Außerdem beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten, die von dem Publikum sehr

wohl aufgenommen wurden. Seine Fabeln, seine geistlichen Lieder, seine Schauspiele und andere Schriften verbreiteten sich nach allen Seiten hin sehr stark, und erwarben ihm in und außerhalb Deutschland so großen Ruhm, daß viele Personen aus den höchsten Ständen ihm die rührendsten Beweise von Wohlwollen gaben, und seine Bekanntschaft und Freundschaft suchten. Mehrere seiner Werke wurden nach und nach in fast alle lebenden Sprachen Europas übersetzt.

Unter diesen Arbeiten waren, seitdem er sich dem Unterrichte der akademischen Jugend gewidmet hatte, ungefähr zwölf Jahre seines so rühmlich beschäftigten Lebens verflossen. So nützlich auch seine Schriften den Deutschen wurden, so waren sie doch nur Beschäftigungen seiner Nebenstunden; denn den größten Theil seiner Zeit wendete er auf die Unterweisung und Bildung der Studierenden. Seine Vorlesungen fanden besonders unter dem Adel, der aus verschiedenen Ländern nach Leipzig kam und dort studierte, so großen Beyfall, daß derselbe mit um den Ruhm der Aufmerksamkeit bey seinen Unterweisungen wetteiferte. Als er im J. 1751 das Amt eines außerordentlichen Professors der Philosophie erhielt, erweiterte sich sein Wirkungskreis, und sein Einfluß auf die Verstandes- und Herzensbildung der akademischen Ju-

gend, so wie auf die Lesewelt, als Schriftsteller, war außerordentlich groß, und der Nahme Gellert allgemein ein hochgefeyerter Nahme.

Unter so edlen, gemeinnützigen Bemühungen war Gellerts Leben schon lange durch das schreckliche Uibel der Hypochondrie ein beständiges Leiden. Dieses Uibel hatte bereits seit dem Jahre 1752 besonders im Sommer angefangen, seine Seele mehr als sonst zu verwunden. Er hielt zwar immer eine strenge Diät, und war vorsichtig in seiner Nahrung und regelmäßig in der ihm nöthigen Bewegung; dennoch waren seine Tage ängstlich und trübe, seine Nächte aber unruhig und voll schreckender Träume. Gemeiniglich entkräftete ihn der Schlaf mehr, als er ihn erquickte. Seine Brust litt durch häufige Beklemmungen, und die Kräfte seines Geistes wurden von der beschwerlichsten körperlichen Verdrossenheit zu allen seinen Verrichtungen niedergedrückt. Er empfand selten die Munterkeit, welche einen gesunden und freyen Umlauf des Blutes und aller Säfte des Lebens zu begleiten pflegt. Eine außerordentliche Traurigkeit und eine unüberwindliche Niedergeschlagenheit breitete sich aus der verborgenen Quelle seines siechen Lebens über sein ganzes Gemüth aus. Sein Gedächtniß schien ihm oft bloß die Kraft zu haben, ihm allein dasjenige, was die vergangene Zeit Unangenehmes gehabt

hatte, gegenwärtig zu machen. Wie sehr er auch seine Phantasie durch Vernunft und Religion zu beherrschen wußte, so erfüllte doch dieselbe seine Seele mit lauter traurigen und schwarzen Bildern, und erregte Vorstellungen, die er haßte. Alle Wahrheiten seiner vorzüglichen Wahl und Liebe schienen vor seinem bekümmerten Gemüthe ihre Schönheit und ihre Anmuth zu verlieren. Wer gelassen ist, kämpft mit seinen Leiden und sucht sie standhaft zu ertragen. Er hüthete sich deswegen sorgfältig vor aller Ungeduld, war aber oft betrübt daß ihn seine Schwachheit hinderte, seine Gedanken in den Betrachtungen der Religion und in den nie vernachläßigten Übungen der Gottseligkeit und Andacht nach seinem Wunsche zusammenzuhalten, sie vor Zerstreuungen zu bewahren, und diese Pflichten mit voller Lust und Freudigkeit zu erfüllen.

Die Kunst und Hülfe der Ärzte linderte sein Übel nur selten; der Gebrauch sowohl des Lauchstädter Bades, als des Karlsbades, welches er zwey Jahre nach einander, als 1753 und 1754 besuchte, verschaffte ihm zwar einige Erleichterung, that aber doch nicht die wohlthätige Wirkung, die er sich davon versprochen hatte. „Mein Aufenthalt im Bade, wohin mich der rechtschaffene Doktor Tilling in Annaberg begleitete, schreibt er von seiner zweyten

Reise war nicht angenehm. Gleich nach den ersten Tagen kam der Wunsch in mein Herz, wieder wegzureisen und verließ mich nicht. Tilling hat mir viel Freundschaft erwiesen, die ihm Gott vergelten wolle! Indeß sey dem, der mir Leben und Kräfte zu dieser Reise verliehen, und mich doch bey einer leidlichen Gesundheit erhalten hat, Ihm, der alles Gute thut, sey Ehre und Herrlichkeit!"

Er nannte, weil er nicht bettlägerig war, seine Gesundheit leidlich, wenn er gleich die schwermüthigsten Ängstlichkeiten, die ihm allen Genuß des Lebens verbitterten, dulden mußte, und durch keine Mittel der Kunst überwinden konnte. Weder die Veränderung der Gegend noch die sonst so heilsame Bewegung kleiner Reisen, wodurch er sich aufzuheitern suchte, noch die Ruhe von den gewöhnlichen Geschäften, noch die Zerstreuung des Gemüths durch verschiedene neue Bekanntschaften mit großen und liebenswürdigen Männern, noch die für ihn so sorgfältige Achtung und Liebe seiner wahren Freunde konnte bey aller Erkenntlichkeit seines gegen sie so empfindsamen Herzens die unwillkührliche Traurigkeit, worein seine Seele versank, vertreiben oder so sehr schwächen, daß sein Geist einen Theil seiner vormahligen Munterkeit und Kraft wieder erhalten hätte. Er war schon zufrieden, wenn sein Übel zuweilen zu ruhen schien.

wenn nur von Zeit zu Zeit einige heitre Stunden die finstern Tage ganzer Wochen und Monathe erleuchteten.

Je schmerzhafter ihm diese nur selten unterbrochene Leiden, besonders deswegen seyn mußten, weil ihm sogar die Religion die Tröstungen und Aufheiterungen zu versagen schien, die er in einem beständigen und vertrauten Umgange mit ihr durch tägliche Betrachtung ihrer Wahrheiten und oft erneuerte Uibungen des Gebeths suchte; desto eifriger war er, und beynahe bis zur Aengstlichkeit sorgfältig, alle nachtheiligen Einflüsse davon auf die Frömmigkeit und Begierde seiner Seele nach der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen und Handlungen, auf seine Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, auf seine Treue in seinen Geschäften zu verhüthen. Deßwegen befliß er sich einer sorgfältigen Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und aller Bewegungen seines Herzens; aufmerksam auf alles, was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen; immer auf seiner Huth wider die Empfindlichkeit, welche sein sieches Leben zu begleiten pflegte, damit sein Umgang weder seinen Freunden noch den Jünglingen, die er zu unterrichten und zu bessern unabläßig bemüht war, beschwerlich würde, damit auch unter seiner unwillkührlichen, bloß körperlichen Verdrieß-

lichkeit, welche seine Seele wider seinen Willen verdunkelte, niemand als er leiden möchte. Ein liebreiches Wesen war ihm so eigen, daß solches sich in seiner ganzen Physiognomie ausdrückte, auf seiner Stirne, in seinem trauernden Auge, in seinem ganzen Gesichte, in seiner ganzen Stellung. Man durfte ihn nur sehen, um ihn zu lieben, und man verlangte, wenn man ihn gesehen hatte, keinen andern Beweis, daß er geliebt zu werden verdiente. Man mußte die Tugend bewundern, die so schnell einnahm, und noch mehr freute man sich, daß sein liebreiches Herz und seine Begierde, seinem Nebenmenschen angenehm zu seyn, selbst durch alle Wolken, womit die Empfindung seiner Leiden sein Äusserliches verdunkelte, hindurchschimmerte und dieselben aufhellte. Doch nichts war sichtbarer, als seine Dankbarkeit gegen seine Freunde, die ihn aufzurichten und ihn unter seinen Bekümmernissen zu trösten suchten. Seine Aufmerksamkeit, ihre Nahmen in seinem Tagebuche mit Dank gegen Gott und mit Gebeth für sie anzuzeichnen, ist ein rührender Beweis davon. Hatte er eine gute Stunde, so suchte er ganz Empfindung der Religion zu werden, und wurde es dann bis zur lebhaftesten Freude über die Güte Gottes, und vornähmlich über die Wohlthaten der Erlösung. Schien ihm gleich sein Gefühl ihrer Wahrheiten und seine

Andacht nicht feurig genug zu seyn, wovon er die Ursache lieber in der natürlichen Gleichgültigkeit des menschlichen Herzens gegen sie, als einer bloß körperlichen Trägheit dazu suchte; so bestrebte er sich doch immer, den Wunsch, stärkere Empfindungen der Frömmigkeit zu haben, in aller möglichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Auch ließ er sich durch seine hypochondrische Unlustigkeit nie, weder von dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste, noch von den ordentlichen Arbeiten seines Berufs abhalten. Keine Anstrengung seiner Kräfte war ernstlicher, als die Mühe, die er anwendete, über die Zerstreuungen seiner Gedanken zu siegen, die ihn unter der Erfüllung dieser Pflichten unverschuldeter Weise überfielen; immer besorgt, daß sie verschuldet werden möchten, wenn er nicht mit seinem ganzen Vermögen wider sie kämpfte. In der Sorge für seine Gesundheit beobachtete er eine sich immer gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit, und erlaubte sich nicht die geringste Abweichung davon, um nicht durch die Nachläßigkeit darin die Vergrößerung seiner Leiden selbst zu verursachen. Er hatte sich gewöhnt, sein Studieren bis an die Stunde der Mitternacht fortzusetzen; als er aber bemerkte, daß ihm dieses nachtheilig wäre enthielt er sich dessen wider seine Gewohnheit und Neigung dazu, um seine Phantasie nicht allzurege zu ma-

chen, und von unordentlichen Träumen weniger beunruhiget zu werden. Nichts kann ernstlicher und gewissenhafter seyn, als seine Sorgfalt, immer demüthiger zu werden. Er gestand seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Mißvergnügen daran, und bemühte sich eifrig, alle Regungen derselben in ihrem ersten Ursprunge zu ersticken. Das Gute, was er that, wünschte er bloß aus Überzeugung, daß es gut wäre, und in der besten Absicht zu thun, und er fürchtete nichts ängstlicher, als daß er den Vorwurf verdienen könnte, daß er seiner Pflicht mehr aus Verlangen nach dem Scheine, ihr genug gethan zu haben, als aus einer innern überwiegenden Empfindung seiner Schuldigkeit genug zu thun, sich bestrebt habe. So gewissenhaft er unter seinen Leiden immer vollkommener in seinen Gesinnungen zu werden suchte, so redlich waren seine Bemühungen, Andre zu bessern, und nie empfand er mehr Freude, als wenn sie ihm nicht vergeblich zu seyn schienen; immer eben so geschäftig als begierig, unordentliche Leute zu gewinnen, und sie von den Ausschweifungen, die sie begingen, oder zu begehen in Gefahr waren, abzuziehen. Wie nichts aufrichtiger seyn konnte, als die Bekümmerniß, die er über ihre unregelmäßige Aufführung empfand, so konnte auch nichts aufrichtiger und inniger seyn,

als das Vergnügen, das ihm ihre Besserung verursachte.

Dieses Vergnügen, die Liebe so vieler Freunde, die er in den höhern und niedrigen Ständen hatte, das auf eine vorzügliche Achtung seines Herzens gegründete Vertrauen so vieler Ältern, welche nicht besser für ihre Söhne sorgen zu können glaubten, als wenn sie ihm die Bildung ihrer Herzen und die Aufsicht über ihre Sitten auftrügen, die dankbaren Gesinnungen derjenigen, die er unterwiesen und gebessert hatte, und die stärksten Versicherungen aus vielen Gegenden von dem Segen seiner Schriften und Arbeiten wurden Belohnungen und Tröstungen für ihn, die ihn ermunterten, mit einem stillen Herzen und in gelassener Ergebenheit zu leiden, und in seinen eifrigen Bestrebungen nützlich zu werden, nicht zu ermüden. Die Vorsehung, die er mit so ernstlicher Gewissenhaftigkeit stets vor Augen zu haben suchte, ließ es ihm auch nicht an außerordentlichen und unerwarteten Erquickungen und Aufmunterungen fehlen. Wie fromme und rechtschaffne Gelehrte oft Andern nützlich werden, ohne es selbst zu wissen, oder auch nur vermuthen zu können: so machen auch zuweilen ihre Verdienste auf edelgesinnte Herzen so wirksame Eindrücke, daß sie dadurch zu den schönsten Handlungen der Dankbarkeit und Wohl-

thätigkeit gereitzt werden. Gellert hat davon verschiedene ihm sehr angenehme Erfahrungen gemacht. So schrieb ein edelmüthiger Freyherr in Schlesien, der Herr von Craussen, an ihn, und versprach ihm aus Achtung und Liebe einen ansehnlichen Jahrgehalt, welcher der Freygebigkeit eines Fürsten Ehre machen würde, und als Gellert solchen mit eben so viel Dankbarkeit als Bescheidenheit von sich ablehnte, so ertheilte sein großmüthiger Freund denselben seiner alten, ehrwürdigen Mutter bis an ihren Tod; eine Wohlthat, die ein so zärtlicher Sohn unter die vornehmsten Glückseligkeiten seines Lebens rechnete. Wenn er davon sprach, so geschah es oft mit Thränen der Dankbarkeit und Freude in den Augen, weil diese Wohlthat bloß ein Zeugniß von der reinen Hochachtung und Liebe dieses großmüthigen Mannes gegen seine Tugend war. So selten eine solche Güte des Herzens ist; so selten ist auch die Dankbarkeit, womit ein junger Preußischer Offizier Gellerten auf die angenehmste Weise überraschte. Das Herz dieses edlen Mannes war durch seine Schriften gebessert, und zur Liebe der Religion und Tugend angefeuert worden, und er hatte schon lange gewünscht, ihm seine Erkenntlichkeit dafür bezeigen zu können. Von dieser Dankbarkeit durchdrungen, suchte er ihm bey sei-

nem Aufenthalte in Leipzig, wo er eine Erbschaft von fünf bis sechs tausend Thalern gemacht hatte, bekannt zu werden. Gellert sprach ihn zweymahl bey einem vertrautem Freunde. Bey der dritten Zusammenkunft war er einige Augenblicke mit ihm allein. Der Fremde nahm diese Gelegenheit wahr. Ach! fing er auf einmahl mit einer schamhaften Offenheit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. „Zu gleicher Zeit, sagt Gellert, der diese Begebenheit seinem Freunde, dem Grafen von B., meldete, drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. Sie, mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nicht den geringsten Dienst erwiesen habe?" — Nun ich ruhe nicht; Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert, und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Jetzt kommt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn. Ich, fährt Gellert in seiner Erzählung fort, ich nahm das Geschenk, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisd'ore

Nun erschrak ich zum zweyten Mahle. Dieses frohe Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld, (nein, das Geld konnte es nicht seyn; dieß dringt nie in das Innerste der Seele) bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, der Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott dachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütz wäre; eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seyn, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bey mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gerne wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dacht' ich zitternd, nichts ist so klein, daß nicht unter der göttlichen Regierung steht. Sollst du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O wer wärst du! wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster, und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. Sobald man sie ausdrückt, so gibt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die

Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bath mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteckt hatte, herausgerissen. Er ist ein gelassener, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormahligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet; er will als ein Soldat sterben, weil er einmahl gelernt hat, was zu diesem Stande gehört."

Gellert hatte um eben diese Zeit mehr als sonst Ursache gehabt, über seine Unfähigkeit lebhaft zu denken, über seinen Mangel an heitern Stunden, über die Düsternheit und Schwere seines Hauptes und über beschwerlichere Anfälle seines Übels zu klagen. Allein dieser angenehme Vorfall breitete durch die dadurch erweckten stärkern Empfindungen der Dankbarkeit gegen Gott, nach denen er sich lange gesehnt hatte, eine Heiterkeit über seine Seele aus, die selbst seinem leidenden Körper auf einige Zeit heilsam wurde. Seine Leiden erneuerten sich freylich bald in ihrer alten Stärke wieder; indeß erhielten Erfahrungen die-

ser Art seinen Muth aufrecht, und stärkten ihn in seinem Bestreben, geduldig zu bleiben, und auf die Güte Gottes zu hoffen. Eben deßwegen beschäftigte er sein Gemüth oft mit den feyerlichsten Betrachtungen der Ewigkeit. Seine einsamen Spaziergänge bald ins freye Feld, bald zu den Gräbern hatten die Absicht, ihn durch ein beständiges erneuertes Andenken an die Kürze und Vergänglichkeit seines, mit vieler Angst beschwerten Lebens und an die Nähe des Todes, welcher die Tugend endlich von allen ihren Kämpfen befreyt, gelassener und williger zu einer freudigen Standhaftigkeit unter dem Gefühle seiner Schwermuth zu machen. Er bestrebte sich, durch dergleichen Betrachtungen und durch öftere Übungen in allen edlen und gottgefälligen Gesinnungen sein Herz immer vollkommner zu machen, und immer aus den besten und vortrefflichsten Absichten und Gründen zu handeln, indem er überzeugt war, daß diese allein ein sicherer Grund von der Beständigkeit in der Rechtschaffenheit und Tugend sind. Darum bemühte er sich vornehmlich, den Gedanken, daß es Pflicht sey, zu thun, was recht und gut ist, immer in seiner ganzen Stärke zu fühlen, damit dieser Antrieb bey allen guten Handlungen noch mehr Gewalt über ihn haben möchte, als die Begierde nach Beyfall und Lob. Diese Art zu denken suchte er nicht allein

selbst zu haben, sondern auch andern mitzutheilen. „Lassen Sie, schreibt er an einen seiner edlen Freunde, das Geräusch des Hofes die Stimme der Wahrheit und Tugend nicht betäuben. Ich weiß, wie viel dazu gehört, unter tausend Verführungen dem Ehrgeiß und der Wollust zu widerstehen; aber ich weiß auch, welch ein edles Herz ich ermuntere. Bedenken Sie den Sieg, geliebter Graf. In seinen lebhaftesten Jahren, im Angesicht des Hofes hat er über den falschen Reiß der Wollust und der betriegerischen Ehre durch Weisheit und durch den Zuruf eines empfindlichen Gewissens triumphirt! Wenn Sie diesen Sieg erkämpfen, dann werden Sie zufrieden mit sich und mit der Welt in der Stunde der Betrachtung Ihren Freund segnen; der Ihnen nichts Schöners zu sagen wußte, als Ihre Pflicht. Sie werden den Beyfall zu verdienen suchen, und in denselben ein gerechtes Mißtrauen setzen. Es gibt elende Geschöpfe, die unsere Schmeichler werden, um uns unglücklich zu machen; es gibt elende Geschöpfe, die es nicht leiden können, daß wir durch wahre Verdienste weit über sie erhaben sind, und die uns durch tausend Künste bis zu sich, bis zu ihren Ausschweifungen zu erniedrigen suchen. Aber was sage ich Ihnen? Vergeben Sie der Liebe, die mich zu diesen Sittensprüchen begeistert. Ohne Liebe

zu Ihnen würden es Beleidigungen seyn; aber so sind sie Ausflüsse eines Herzens, das Sie hochachtet und liebt; das Sie gerne ewig lieben und bewundern will." Nach dieser würdigen Art zu denken, die er in andern zu erwecken suchte, strebte er selbst zu handeln, und da er von Natur gegen Lob und Tadel empfindlicher war, als er zu seyn wünschte, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit dazu, und er klagte gegen seine Freunde nur darüber, daß ihm dieses eben wegen seiner Empfindlichkeit gegen den Beyfall seiner Nebenmenschen nicht leichter wurde. Kein Schriftsteller, wenn er auch noch so viel Fleiß auf seine Arbeiten wendet, auch noch so reine und vortreffliche Absichten hat, kann erwarten, daß er vor den Anfällen einer tadelsüchtigen Kritik sicher seyn werde. Es finden sich immer Feinde seines Verdienstes, die nicht allein den innern Werth seiner Schriften, sondern auch selbst den moralischen Charakter seines Verfassers verdächtig zu machen suchen. Dieses Schicksal traf G e l l e r t e n nicht allein nach seinem Tode, sondern auch bey seinem Leben. Er wurde, ich weiß nicht, in welcher Schrift, sowohl über seine Aufsätze selbst, als über die Redlichkeit seiner Gesinnungen angegriffen. Eine Beleidigung dieser Art konnte ihm nicht anders als sehr empfindlich seyn; er suchte sie aber mit Gelassenheit

zu ertragen, ob er gleich gestand, daß ihm dieses Überwindung kostete. „Ich will, schreibt er in seinem Tagebuche, die Schrift ansehen, als ob sie nicht in der Welt wäre; man kann schmähen und spotten; es wird mir weh thun; aber ich will nie antworten." In einem Briefe 1755 sagt er von diesem Angriffe: „Der Baron von * soll der Verfasser der Schrift seyn, worin ich so gemißhandelt bin. Womit kann ich doch diesen Mann beleidigt haben? Er muß mich nicht kennen; es ist unmöglich; sonst würde er mir nicht mit der Art begegnen, auf welche ich dem Elendesten der Menschen nicht gerne begegnen wollte. Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen, als ob der Andere kein ehrlicher Mann wäre? O das ist schrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran denke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben? Aber die Gelassenheit! die Geduld! Doch was wären sie, wenn sie nicht so viel kosteten? In dem Augenblicke, wenn ich aus den Psalmen wünsche, daß ich nicht der Spott meiner Feinde werden möge, so bemühe ich mich zu denken, daß selbst unser Feind uns weise machen soll." Mancher auf gleiche Weise beleidigter Schriftsteller schweigt, weil er seinen Tadler verachtet; Gellert schwieg, ohne gegen einen solchen Angriff gleichgültig zu seyn, weil er dadurch aufgefordert zu werden

glaubte, sich in der Gelassenheit und Demüthigung seiner selbst zu üben.

Die Unruhen des grossen Krieges, der seit einiger Zeit 1757 den größten Theil von Deutschland und andere benachbarte Reiche seine Plagen und Schrecken fühlen ließ, und die Nothwendigkeit eines Versuches, ob er sich durch einen Aufenthalt von einiger Dauer auf dem Lande seine körperlichen Leiden erleichtern könnte, wenn er seine Arbeiten, die seither seine Seele in einer beständigen Anstrengung erhalten hatten, auf einige Zeit unterbräche, bewogen ihn, nach Bonau zu dem Herrn Kammerherrn von Zettwitz zu gehen, um sowohl des Umgangs dieses Herrn und seiner Gemahlinn, als des Herrn Grafen von Vitzthum, seiner Gemahlinn, und seiner Familie zu genießen, deren ihnen so rühmliche und so beständige Freundschaft er unter die vorzüglichsten und schätzbarsten Wohlthaten der göttlichen Vorsehung rechnete. Nach einem kurzen Aufenthalte bey ihnen näherten sich die Armeen dieser Gegend, und er mußte sie auf einige Tage nach Eisenberg begleiten. Als er in ihrer Gesellschaft nach Bonau zurück gekommen war, erkältete er sich bey einem späten Spaziergange zu Meineweh, einem benachbarten Gute des Herrn von Schönberg, der auch zu seinen geliebten Freunden gehörte. Die Folge der Er-

kältung war ein heftiges Seitenstechen, welches von einem so starken Fieber begleitet wurde, daß nicht allein er selbst, sondern auch seine Freunde Ursache hatten, seinen Tod zu befürchten. Allein er sollte der Welt noch länger dienen, und die Krankheit wurde glücklich überwunden. Die Vorsehung half, als ihre Hülfe kaum mehr erwartet werden konnte. Ihr Beystand, die sorgfältige Pflege der großmüthigen Familie, in deren Schooße er von dieser Krankheit angegriffen wurde, die Treue und Geschicklichkeit seines Arztes, des Herrn Doktor Springsfeld aus Weißenfels, die Aufmerksamkeit des preußischen Befehlshabers in dieser Stadt, die Bothen, welche, dieses geliebten Kranken wegen, dahin geschickt wurden, auf keine Weise aufhalten zu lassen, die zärtlichste Besorgniß seiner Freunde, die ihn von Leipzig aus besuchten, waren Wohlthaten, die sein Herz mit inbrünstiger Dankbarkeit erfüllten. Er sprach von wenig Begebenheiten seines Lebens mit mehr Bewegung, als von dieser Errettung. „O, mein Liebster, schrieb er an einem Freund, was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feyerlicher, bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bey gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Welcher Held muß da nicht zittern, wenn ihn nicht die Religion gleich einem Engel vom

Himmel stärkt! Ich dachte zu sterben, und siehe, ich lebe noch durch die Güte Gottes! Wie werde ich dieses neu geschenkte Leben recht nützlich und dankbar anwenden? Wie lange oder kurz wird es noch dauern, und wenn es noch so lange dauerte, wie bald wird es gleich den vorigen Tagen verschwunden seyn!" Mit dergleichen Gesinnungen nahm er das Leben zurück, das er schon dem Willen Gottes aufgeopfert hatte. Doch ein Körper, gleich dem seinigen, welcher schon seit so vielen Jahren gelitten hatte, konnte sich von einem solchen Angriffe nur langsam wieder erhohlen, und völlig erhohlte er sich nie davon. Mit seiner zurückkehrenden Gesundheit erneuerte sich auch sein gewöhnliches Leiden der Hypochondrie. Da er nun von einem noch längern Aufenthalte auf dem Lande keine größere Erleichterung dieses Übels vorher sah, entschloß er sich wieder nach Leipzig zu gehen, und sich seinen gewohnten Arbeiten aufs neue zu überlassen.

Einige Monate nach seiner Zurückkunft erhielt er 1758 die Nachricht von dem Tode eines seiner geliebten jüngern Freunde, des Baron von Cronegk, dessen Verlust ihm um so empfindlicher war, je mehr er nicht allein von seinen vorzüglichen Gaben, sondern auch von seinem edlen und frommen Charakter für die Welt gehofft hatte. „Cronegk, schreibt er aus Bonau, wohin er auf einige Tage

gereist war, an den Grafen M. v. Br., unser Cronegk ist uns den ersten Tag in diesem Jahre entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt! Ich warf mich bey der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich vor nicht langer Zeit meinen Tod erwartete, und weinte! Der selige Jüngling! Die Blattern sind sein Tod gewesen, haben ihn an einem fremden Orte überfallen, und den neunten Tag getödtet. Er hat sein Ende vorausgesehen, und seinen Tod standhaft erwartet. Wenige Tage vor seinem Ende hat er auf seinem Todbette noch an verschiedene seiner Freunde in Anspach geschrieben, und zugleich selbst eine Verordnung aufgesetzt, in welcher ich seinen Geist mehr bewundere als in seinen besten Gedichten. Nach dieser Verordnung wird seine Bibliothek verkauft und die Summe in drey Theile getheilt. Einen erhält sein erster Hofmeister, der Hofkaplan Rabe, den andern Uz, der Dichter, und der dritte soll einige Hausarmen erquicken. Der Bediente empfängt einige hundert Thaler, sein Glück zu machen. Mir hat er sein Potrait und seinen Ring zum Andenken hinterlassen. Dieses Bild eines geistreichen und frommen Freundes hängt jetzt vor meinen Augen, und soll die Stelle eines liebreichen, anmuthsvollen Freundes vertreten. Seine letzten Worte waren: Tod, wo ist

dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ! Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit, der Liebe und der Anbethung seines Gottes. Wir, theuerster Graf, sehen ihm in den Himmel nach, und folgen ihm auf der Bahn, auf der er so rühmliche Fußstapfen eingedrückt hat." Gellert, welcher sehr empfand, wie wichtig und wohlthätig Frömmigkeit und Tugend für die Welt werden kann, wenn sie die höhern Stände der menschlichen Gesellschaft erhebt und schmückt, redete allezeit mit Rührung von seinem Cronegk; auch in seinen Vorlesungen, worin er seinen Charakter den jungen Herren von Adel zur Nachahmung anpries, damit sie durch Beyspiele aus ihrem eigenen Stande desto mehr gereitzt werden möchten, dem Vorzuge der Geburt durch Weisheit und Rechtschaffenheit denjenigen Werth zu geben, der ihn allein zu einem wahren und dauerhaften Vorzuge macht."

Seine beschränkte äußere Lage besserte sich. Er erhielt nicht nur eine ordentliche Professur, sondern verschiedene seiner Verehrer vermehrten durch Beweise einer edlen Wohlthätigkeit sein Einkommen.

In diesen Umständen hätte Gellert, dessen Wünsche allezeit mäßig und bescheiden waren, sehr zufrieden und glücklich seyn können, wenn es nur der Vorsehung gefallen hätte, ihm seine körperli-

chen Leiden zu erleichtern. Allein diese Leiden ließen ihn in eben den Jahren, wo er alles zu haben schien, was ein so bescheidener Gelehrter von den Wohlthaten des Lebens erwarten, oder begehren möchte, zu keiner auffallenden Freudigkeit kommen. Er wünschte eine höhere und edlere Glückseligkeit und empfand unter der Finsterniß, welche seine Seele überschattete, nur zu sehr, wie leer alles Irrdische ist, wenn das Herz diejenige Heiterkeit nicht empfinden kann, welche einen höheren Ursprung, als das Glück des Lebens hat. Sein körperliches Übel machte ihn schwermüthig, und in dieser Traurigkeit fürchtete sein gottseliges Herz, daß die Ursache derselben nicht bloß in den Leiden seines Körpers liegen möchte. Er verlangte nach dem Glücke der Zufriedenheit, welche aus einem starken und anhaltenden Gefühle der Religion und der von ihr den Menschen versicherten Wohlthaten entspringt. Je stärker aber dieses Verlangen war, desto weniger getraute er sich, zu glauben, daß zum ruhigen und völligen Genusse dieses Glückes auch ein gewisser Grad von Gesundheit, die ihm fehlte, erfordert würde. Zwar pries er schon seit langer Zeit am Schlusse eines jeden Jahres unter den Wohlthaten Gottes gegen ihn auch dieses als eine der vornehmsten, daß er durch seine Kraft vor vorsetzlichen Unordnungen des Herzens und des Le-

bens bewahrt worden war. Gleichwohl schien ihm auch dieß zur völligen Beruhigung seiner selbst über seinen geistlichen Zustand nicht genug zu seyn, weil er seinem Gebethe, seinen Übungen der Gottseligkeit, seinen Gedanken an die Ewigkeit, seinem Glauben und seinem Bestreben nach der innern Unsträflichkeit, seiner Seele mehr Eifer und Stärke wünschte, als er bey seiner Kränklichkeit haben konnte. Er zum wenigstens erlaubte sich ein solches Urtheil niemahls, sondern hielt eine gewisse Dürre, Trägheit und Unfähigkeit des Herzens zu bloß geistlichen Empfindungen mehr für Unvollkommenheiten seiner Seele, als für Wirkungen seines körperlichen Leidens, oder er befürchtete vielmehr, daß ein gelinderes Urtheil von der moralischen Beschaffenheit dieses Mangels von Lebhaftigkeit in seinen Empfindungen ihn zu einer Nachsicht gegen sich selbst verleiten möchte, welche seinen Bestrebungen nach einer größern Vollkommenheit darin nachtheilig werden könnte. Darum hielt er es für Pflicht, sich in einer beständigen Mißbilligung der Unvollkommenheit, die er an sich selbst zu bemerken glaubte, zu erhalten. Diese Bemühung aber, die ein beständiges und oft schmerzhaftes Gefühl seiner Kränklichkeit begleitete, konnte die Schwermuth seiner Seele eher vergrößern als vermindern. Seine Unruhen über die Mängel, welche

er an sich wahrzunehmen glaubte, vermehrten sich mit seiner Aufmerksamkeit auf seine Gedanken, und sogar auf alle auch unwillkührlichen Bewegungen seines Herzens. Er sah in der Vergleichung derselben mit den Forderungen der Religion mehr auf diese, als auf seine leibliche Schwachheit, und blieb deßwegen immer mit sich selbst unzufrieden. Er hatte zwar, wenn sein Körper wenig litt, heitere Stunden und in diesen auch stärkere und angenehmere Empfindungen der Frömmigkeit. Seine Freunde bezeugen, daß, wenn er auch die Last seiner Leiden noch so sehr empfand, dennoch Gesicht und Stimme sich gleich veränderten, und stark und heiter wurden, sobald man das Gespräch auf Wahrheit, Religion, Tugend und Frömmigkeit lenkte. Dennoch wagte er sich nicht, solche Veränderungen als ein günstiges Vorurtheil für seine moralische Rechtschaffenheit anzusehen, wenn ihm in seinen dunklern Stunden Zweifel darüber einfielen. Diese Härte wider sich selbst war vielleicht übertrieben, sie war aber wegen der Quelle, woraus sie entsprang, ehrwürdig. Da er indeß bey dieser Strenge seine Hoffnung, immer besser zu werden, nicht auf seine Stärke, sondern auf die göttliche Gnade gründete, so sicherte ihn dieselbe vor der Gefahr, sich für vollkommner zu halten, als er sonst wohl hätte glauben können. Sie be-

wahrte ihn auch vor der Traurigkeit, die aus einer zu nachtheiligen Meinung von sich entspringen, und seine Schwermüthigkeit vermehren konnte. Sein Eifer in der Beschäftigung mit dem, was dem Menschen allezeit das wichtigste seyn sollte, wurde dadurch gestärkt, und er ward um so viel vorsichtiger bey allem, was er sich zu denken, zu reden und zu thun vornahm. Die heilige Schrift war, was sie einem jeden seyn sollte, sein liebstes Buch. Was er in diesem göttlichen Buche, was er in andern geistlichen Schriften las, das betrachtete er alles mit einer sorgfältigen Anwendung auf sich selbst, und suchte dadurch seine Gesinnungen und Neigungen vollkommen zu machen. Ob er gleich sein Gebeth nicht mit derjenigen Heiterkeit verrichten konnte, welche er sich wünschte, so unterließ er dasselbe doch niemahls darum, daß er dazu nicht Freudigkeit genug bey sich wahrnahm. Als er auch bemerkte, daß sein Geist nicht Stärke genug hätte; so machte er sichs zur Regel, öfter zu bethen, wodurch seine Fertigkeit in diesem der christlichen Rechtschaffenheit so heilsamen Geschäfte eine neue Stärke erhielt. Alle diese Bemühungen siegten freylich nicht über alle Bekümmernisse, zu dem ein beständiger Anlaß und Reitz in seiner Hypochondrie war, sie vermehrten aber doch die Kraft seiner Seele zur unverdrossensten Ausübung seiner Pflich-

ten. Vielleicht haben wenige Menschen mehr traurige Tage gelebt, als er; gleichwohl wurden alle diese traurigen Tage nützlich angewendet, und gewiß werden sich wenige Menschen rühmen dürfen, ihre fröhlichen Tage nützlicher gebraucht zu haben.

Gellert wurde also ein neues Beyspiel, das anhaltende Leiden, mit einer frommen Gelassenheit und Standhaftigtigkeit erduldet, immer wohlthätig sind, wenn sie auch den Genuß der Glückseligkeit verzögern, welche einer wahren Frömmigkeit bestimmt ist. Sie läutern die menschliche Tugend, damit sie ein lehrreiches Beyspiel für denjenigen seyn könne, die mit ähnlichen Übeln zu kämpfen haben. Eine Seele, welche bey der Erduldung derselben immer auf Gott und auf seine gütigen Absichten dabey sieht, triumphirt endlich über die Schmerzen ihrer Empfindung, und wird ruhig, wenn sie auch nicht mit Beständigkeit freudig seyn kann. Dieß erfuhr auch Gellert, der ungeachtet seiner sich immer gleichen Kränklichkeit in den letzten fünf Jahren seines Lebens zu einer Stille des Herzens kam, die nahe an die Glückseligkeit und Freude gränzt, nach welcher er so lange geschmachtet hatte. Diese Veränderung zeigt sich, ob er gleich selbst nicht darauf geachtet zu haben scheint, in seinen Tagebüchern sehr deutlich; denn sie werden kürzer, als die vorhergehenden sind,

weil sie weniger Klagen über die Unruhen und Beängstigungen seiner Seele enthalten, als die vorhergehenden, ob es gleich nicht an häufigen Bemerkungen seiner leiblichen Leiden fehlt. Er beklagt sich zwar darin fast bis an das Ende seines Lebens über seinen schwachen Glauben, über seinen Unmuth, über die Dunkelheit seines Geistes, über die Erstorbenheit seines Herzens zu freudigen Empfindungen. Allein er macht sich nicht mehr, oder doch viel seltener solche schwermüthige Vorwürfe, als er sich vordem so oft gemacht hatte. In den darin geäußerten Gesinnungen herrscht immer eine gleiche Demuth des Herzens. Gott erhält für das Gute, das er thut, allein die Ehre, und er selbst thut sich niemahls genug. Allein er eignete sich bey der Empfindung seiner Schwachheit die Verheißungen der göttlichen Gnade mit mehr Zuversicht zu; er betrachtete seine Bekümmernisse als Leiden, die er mit Geduld tragen soll; er sagte sich selbst zum Troste, daß sein Glaube wohl schwach, aber doch aufrichtig sey, und ermunterte sich dadurch zum Kampfe wider alle aufsteigende Furcht; weil Gott auch einen schwachen Glauben annehme, und mehr auf die Redlichkeit als auf die Größe desselben sehe. Überdieß bemerkte er ausdrücklich bey sich mehr frohe Empfindungen der Gnade Gottes und seiner Wohlthaten als sonst, und forderte

sich aufgetrostetsten Muths zu seyn, wenn er nicht immer merkliche Gefühle des Friedens mit Gott und der Freude des Glaubens habe, weil sein Erlöser ein treuer und mitleidiger Hoherpriester sey, welcher das Verwundete heilen, und das Schwache warten wolle. Besonders wurden die feyerlichen Tage, an welchen er an dem Gedächtnißmahle der Erlösung Theil nahm, viel heitrer und erfreulicher für sein Herz. „Ich preise, sagt er selbst, die Barmherzigkeit Gottes, die heute groß an mir gewesen ist. So schwach auch meine Vorbereitung zu dieser ehrwürdigen Handlung gewesen war, so habe ich doch keine Zerstreuung oder Zweifel und keine Gedanken erduldet, die mich beunruhigt hätten; ich habe mit Ernst bethen, und die Predigt mit Aufmerksamkeit hören können, und ich tröste mich bey allem meinem geistlichen und leiblichen Elende des Wortes seiner Gnade und bin gewiß, daß ich bey Gott durch Jesum Christum und seinen Geist Kraft zur Stärkung meines Glaubens und zur Reinigung von aller Untugend, und die Hoffnung des ewigen Lebens habe."

Diese angenehme Veränderung war keiner Verminderung seiner körperlichen Leiden, welche immer dieselben blieben, zuzuschreiben. Das geheime Übel, welches ihn täglich verfolgte, wich keinen Arzneyen. Seine Freunde riethen ihm,

den Gebrauch des Karlsbades noch ein Mahl zu versuchen, weil doch seine Gesundheit dadurch nicht verschlimmert worden war, und die Bewegung sowohl als die Zerstreuung für zuträglich gehalten wurde. Gellert folgte 1763 dem freundschaftlichen Rathe seiner Ärzte. Die Brunnenkur war ihm auch dießmahl nicht nachtheilig, obwohl er sich keiner sehr wohlthätigen Wirkungen derselben rühmen konnte. Der Aufenthalt selbst im Bade hatte viele Annehmlichkeiten für ihn. Er genoß das Vergnügen, Personen von dem erhabensten Range kennen zu lernen, denen es eben so angenehm war, mit einem Manne bekannt zu werden, für dessen Schriften sie schon lange eine vorzügliche Hochachtung hatten. Die Nachricht, die er selbst davon an eine seiner vertrauten Freundinnen gegeben hat, ist besonders wegen der Schilderungen, die er darin von den Charakteren seiner neuen Bekanntschaften macht, so unterhaltend, daß man zu viel verlieren würde, wenn man ihn nicht selbst reden hörte. „Freuen Sie sich, schreibt er, freuen Sie sich mit mir, liebste Freundinn! Ich bin nach sieben Wochen glücklich aus dem Karlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelangt. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich, nach dem Ausspruche der Ärzte, meiner Gesundheit schuldig war, und also mein

Gewissen befriedigt; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur, oder andere Mittel, zu meiner Erleichterung zu segnen: so ist es eine unendliche Wohlthat. Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Übel ganz, oder wenigstens zum Theile, zu befreyen: so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen und zu meinem Besten es anzuwenden; und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht die erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eine der ersten Vergnügungen, die bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber Brief, für den ich Ihnen, meine Freundinn, herzlich danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebethe für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und dieß verstärkte meine Pflicht, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor Andern genießen, zu erfreuen, und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie wir es nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Karlsbade machen? — Eine umständliche Erzählung? — Das wird schwer halten.

Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre; acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken; bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte; nach dem Verlaufe von anderthalb Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen, und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert, und denen mich Preis gegeben, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neugierde, oder auch aus Liebe mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentinn, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journal des Karlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredun-

gen von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, (welche Wohlthat!) war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Karlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehen, verweint habe."

„Aber Ihre neue Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoisell, aber nicht genau schildern. Denn zu Schilderungen gehört eine aufmerksame Beobachtung; und Sie wissen wohl, daß bey Brunnencuren scharfes Denken verbothen ist. Einer meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit

zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger als ich; und hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschlossene, lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene Schuld daran. O, sagte er einmahl zu mir, als er mich in der Allee fand, ich käme oft gerne zu Ihnen; aber ich fürchte mich; ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermahl fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich, aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey — — die Schlacht bey Kunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie ansehe. — Damahl habe ich ihn das erste Mahl lachen sehen, sonst lächelte er nur. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bath mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war; ließ meistens weiche Speisen zubereiten; ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich von

Herzen heraus reden," und redte selbst so; ließ mich bald nach der Tafel gehen; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hatte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine grosse Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Überdieß liest er auch gern. Was geb' ich Ihnen denn, fing er einmahl an, was Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt gebe, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Hanöverischen Regiment Lieutenant ist, bath mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er, ihn ein Jahr in Leipzig studieren ließ. Der möchte gern noch studieren. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er in Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee; und niemand störte uns alsdann. — Unser Abschied war sehr kurz. — Was ich Ihnen jetzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen. — — Leben Sie wohl, ich werde an Sie schreiben. — — Leben Sie auch wohl.

liebster Herr General, Gott beschütze Sie und segne Ihr Leben."

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? den Grafen U***, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen, und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte, und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach."

„Der Graf Th., sein Schwiegersohn, ein junger, gutherziger und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete die Bekanntschaft mit mir durch ein Compliment, das er mir von dem Herrn von S*** aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von S*** hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde? Ach, sagte er, ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu, und sagte Ihnen das, um einen Anlaß zu einem Gespräch mit Ihnen zu haben. — Niemand hat mich so oft besucht als dieser Graf Th*, niemand mir täglich so viele Gefälligkeiten erwiesen, und andre so sehr für mich eingenommen, als er. Ich werde es, sagte er, meiner Kaiserinn sagen, daß ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, und ich werde dabey gewinnen. Er bath mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. „Aber wozu, Herr Graf? Sie haben Sie ja alle, oder können sie doch,

wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied nahm, fing es heftig an zu regnen. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet; so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke länger bleiben. Er war munter, wahr und von einem guten Herzen. Wenn ich nur in Leipzig studiert hätte! Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffe trinken sollte; und sogleich kam er in mein Haus, und brachte mir zwey Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Gemahlinn war eine angenehme Frau; und die Mutter war es ebenso sehr."

„Der General S**, ein ehrlicher, alter, frommer Soldat, mit dem ich gern sprach. Wegen Schwäche und Wunden des Kopfes nahm er seinen Hut auch bey der Tafel nicht ab. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen, und bloß für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Ging er, so ging sie mit ihm; fuhr er, so saß sie bey ihm."

„Der Herr von Z**, aus Schlesien, der kränk-

ste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht; und sein Gesicht, sobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verliessen, war dennoch fromme Zufriedenheit. Er kam vierzig Meilen und darüber, in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füßen an, trank den Brunnen, und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monathen kein Fleisch; zuletzt keinen Bissen Brod mehr; und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwey und dreymahl, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg anriethen. Wäre es nach dem Rathe des Bade-Medici gegangen: so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen, insonderheit in der Brust litt, und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken über die Kroaten machte ihm wohl in seinem drey und sechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg? sagte er bey seinem Abschiede zu mir. Denken Sie oft, kranker und then-

erster Mann, sprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete die Hände, und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht; weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

„Und weiter sollten auch meine Nachrichten nicht gehen, als bis auf diesen Kranken. Sehr viele, die ich da gesprochen, (gütiger Gott! wie verdiene ich Unwürdiger das?) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünscht, und mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedankt. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man kein unnützlicher Autor zu seyn, sich bemüht hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!

„Leben Sie wohl, liebste Freundinn, und grüßen Sie Ihre theuersten Ältern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herrn Z**, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste. Leipzig den 25. August 1763."

Gellerts Gesundheit war zwar durch den Gebrauch des Brunnens 1764 nicht besser geworden, sie hatte aber auch nicht gelitten. Weil nun sein Körper noch Kräfte zu haben schien, die Wir-

kungen desselben auszuhalten, so urtheilten die Ärzte, daß der wiederholte Gebrauch nützlich werden könnte, da sein Übel seinen Sitz vornehmlich im Unterleibe zu haben schien. Er ließ sich also zu einer neuen Reise ins Carlsbad überreden; allein auch diese Reise war für seine Gesundheit vergeblich, wiewohl dieselbe gleich der vorigen ihre Annehmlichkeiten hatte, indem er theils die Bekanntschaft des vorigen Jahres erneuerte, theils auch einige neue machte, die ihm nicht anders als angenehm seyn konnten.

Gellert, der gern that, was er nicht allein für Pflicht hielt, sondern auch andre für seine Pflicht erklärten, hatte diese Reise mehr aus Gehorsam gethan, als in der Hoffnung, einige Linderung seiner Leiden zu erhalten. Er versprach sich keine Befreyung davon, als durch den Tod, den er sonst gefürchtet hatte, an den er aber mit immer mehr Neigung denken lernte. Er glaubte zu empfinden, daß sich seine Kräfte täglich mehr verlören. Selbst die Arbeiten, deren er seit so vielen Jahren gewohnt war, kosteten ihm eine besondere Anstrengung, weil er seiner immer fortdauernden Beschwerung wegen mit keinem freyen und heitern Geiste zu seinen Geschäften kommen konnte. Um nun mit den ihm noch übrigen Kräften zum gemeinen Besten so sparsam umzugehen, als möglich war, schränkte

er sich auf den Umfang von Kenntnissen ein, die er schon seit verschiedenen Jahren in seiner Sphäre erlangt hatte, suchte sie aber seinen Zuhörern so nützlich zu machen, als nur von einem so treuen und gewissenhaften Lehrer erwartet werden konnte. Sein Beyfall verminderte sich gar nicht; denn sein Unterricht, theils in den schönen Wissenschaften, theils in der Sittenlehre war nicht allein immer so lehrreich und unterhaltend, als er allezeit gewesen war, sondern erhielt auch selbst durch sein kränkliches Ansehen, und die sanfte Mattigkeit seiner Augen und seiner Stimme etwas sehr Rührendes. Ohne ein Greis zu seyn, hatte er das Ehrwürdige und Väterliche eines Greises, dem seine jüngere Nachwelt mit Ehrfurcht und Lust zuhörte, weil selbst sein Ernst lauter Freundlichkeit und Güte ist. Die Lehren aus seinem Munde hatten die Anmuth eines stillen Sommerabends kurz vor dem Untergange der Sonne, mit deren Entfernung die vor ihr verschönerte Natur nicht ihre Schönheit, o[illegible] die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tag[illegible] er[illegible]liert. Sein Vaterland weiß, mit wel[illegible] einem Beyfalle und Eindrucke er in den letzten Jahren seines Lebens mit andern öffentlichen Lehrern in Leipzig vor dem Churfürsten, vor seinem hohen Hause und seinem Hofe verschiedene öffentliche Vorlesungen 1765 bis 1769 gehalten hat. Die Thrä-

nen, welche sie seinen Zuhörern ablockten, bezeugten, wie sehr nicht allein der Inhalt und der sanfte Reitz seines Ausdruckes, sondern auch der persönliche Werth des Mannes, der sie hielt, rührten. Der Churfürst und die Churfürstinn, seine Frau Mutter, versicherten ihm ihre Achtung mit den stärksten Ausdrücken und mit besondern Gnadenbezeigungen. Er hatte 1767 so sehr gefallen, daß der Churfürst eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen für die akademische Jugend verlangte, um sich, wie er ihm sagen ließ, aus denselben zu belehren, welches einem Herzen, wie das seinige war, erfreulich seyn mußte, so sehr auch sein Gefühl für alle bloß irdische Freuden geschwächt war. Seine 1768 immer mehr erlöschenden Kräfte erregten einmahl den Gedanken bey ihm, ob er nicht alle akademischen Arbeiten aufgeben, und sich auf dem Lande bey einigen Freunden bloß mit der Vorbereitung zu seinem Ende beschäftigen sollte. Allein er verwarf diesen Gedanken, weil er die Pflicht noch stärker fühlte, den Studierenden mit seinen Lehren, mit seinem Rathe, und mit seinem Beyspiele so lange zu dienen, als ihn seine Kräfte nicht ganz verließen, und dieß war auch gewiß die schönste Vorbereitung zu seinem Ende, das ihm immer näher kam. So eifrig er das wahre Beste derselben wünschte und suchte, so betrübt war

er, wenn er sie auf Abwege gerathen sah, vor denen er sie mit allem Ernste und zugleich mit aller Zärtlichkeit eines Freundes und Vaters warnte. Die Studierenden empfanden es auch und hatten eine außerordentliche Ehrerbiethung und Liebe zu ihm.

Man wünschte seine Vorlesungen über die Moral gedruckt, und er willigte darein. Doch Gellert erlebte die Ausgabe eines seiner schätzbarsten Werke nicht. Seine Kräfte waren erschöpft. Er wurde schon lange mit schmerzlichen Verstopfungen beschwert; immer mußte die Kunst der Schwachheit seines Körpers zu Hülfe kommen; aber diese Hülfe vermehrt je nöthiger sie wird, die Schwachheit durch die augenblickliche Stärke, welche sie der entkräfteten Natur mittheilt. Im Anfange des Dezembers 1769 äußerte sich eine völlige Unfähigkeit zu den gewöhnlichen Absonderungen mit den schlimmen Folgen, welche sie zu begleiten pflegen. Heine und Hebenstreit, beyde seine eifrigen Freunde, beyde erfahrne Ärzte, eilen zu ihm; versäumen nichts, was die Kunst vermag, den geliebten Kranken zu retten. Ludwig, ihr verdienstvoller Lehrer, der außer seinen tiefen Einsichten in alle Theile ihrer Wissenschaft, selbst seiner Jahre wegen, eine noch ausgebreitetere Erfahrung hatte, vereinigt seine Bemühungen mit

den Ihrigen, Mittel zu entdecken und anzuwenden, welche der erstorbenen Natur ihres Freundes ein neues Leben mittheilen könnten. Die Stadt und die Akademie zitterten vor dem Verluste, mit dem sie bedroht werden. Allein die Zeit seiner Belohnung war gekommen, und Gellert, welcher gleich alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, freute sich, vielleicht zum erstenmahl mit einer Freude, die von keiner Traurigkeit umwölkt wurde. Er hatte in seinem Leben oft an den Tod gedacht; aber, nach seinem eignen Geständnisse gegen seine Freunde, gemeiniglich mit Furcht und nicht ohne Sorge, daß es ihm schwer werden möchte, die Schrecken desselben zu überwinden. Allein je demüthiger der wahre Christ von sich denkt, desto weniger vermuthet er die verborgne Stärke, die er in der Religion hat. Seine Furcht war vielleicht nur ein körperlicher Schauer gewesen, und seine Seele hatte nur die Zeit erwartet, wo allein der Christ den Tod mit einer wahren Unerschrockenheit und Freudigkeit betrachten kann. Er schien nun durch sein eben so zuversichtliches als demüthiges Vertrauen auf die ewige Erbarmung Gottes durch Christum über sich selbst erhaben zu seyn. Die Schwermuth, diese beständige Gefährtin seines Lebens, durfte ihm nicht bis zum Eintritte in die Ewigkeit folgen. Er hatte keine Bekümmer-

nisse mehr, und doch dachte er von seiner eignen Unvollkommenheit und Unwürdigkeit vor Gott noch immer eben so, als er allezeit davon gedacht hatte. Seine Seele sah auf die Herrlichkeit, der sie entgegen eilte. Damit tröstete er auch seine Freunde, welche voll Betrübniß waren, daß die Kunst der Ärzte ihre Wünsche für die Verlängerung seines Lebens nicht begünstigen konnte.

Vier Tage vor seinem Tode hielt er mit der würdigen Frau seines Bruders, des Oberpostkommissarius, die durch ihren edlen Charakter sich seine ganze Hochachtung erworben hatte, die ihn auch in seiner Krankheit mit der treuesten und schwesterlichsten Sorgfalt pflegte, und mit Doctor Heine, seinem ältesten Freunde in Leipzig, in dessen Redlichkeit er stets ein großes Vertrauen setzte, eine besondere Unterredung über die Herausgabe seiner noch übrigen Schriften, die er seinen abwesenden Freunden, Schlegeln und Heyern, auftrug, und zugleich über verschiedene Verfügungen in Familienangelegenheiten. Sein Bruder selbst war von seiner Krankheit zu sehr bewegt, als daß er einen Zeugen dabey hätte abgeben können. Nachdem Gellert seine Aufträge geendiget hatte, ermannte er sich gleichsam bey seiner schon damahls großen Entkräftung, richtete sich auf seinem Bette auf, entblößte sein zum Theil schon

graues Haupt, und bethete mit einer solchen Erhebung des Herzens, mit einer so feurigen Andacht, mit so vieler Empfindung der Demuth, des Dankes und der Liebe gegen Gott und mit einem ganz an den Himmel gehefteten, so heitern und freudigen Auge, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem bethenden Erzvater, und von einem sterbenden Jakob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Er bemühete sich, alle die besondern Wohlthaten, die er in seinem Leben von der göttlichen Güte empfangen hatte, in sein Gedächtniß zurück zu rufen; besonders erinnerte er sich der Nahmen aller seiner noch lebenden Freunde, und empfahl sie in seinem Gebethe der Regierung und gnädigen Vorsorge Gottes. Doch gedachte er nicht allein an diese besondern Wohlthaten, sondern auch an seine Vergehungen und Schwachheiten, und zwar mit einer Selbsterniedrigung und Demuth, die auf das Herz seiner gegenwärtigen Freunde einen unauslöschlichen Eindruck machte. Dieses Gebeth verrichtete er mit einer zwar schwachen, aber lauten Stimme, und mit einer solchen Inbrunst, welche ihre Augen mit Thränen, und ihr Herz mit einer Ehrfurcht gegen seine Frömmigkeit erfüllte, die sie nie so stark empfunden hatten.

Nachdem er länger als eine Stunde mit diesen beyden Freunden gesprochen und gebethet hatte,

sank er auf sein Kissen zurück, in der Stille seine Betrachtungen fortzusetzen, und sich zur Unterredung mit dem Lehrer, den er zu seiner besonderen Privaterbauung erwählt hatte, mit seinem würdigen Thalemann, vorzubereiten, weil er noch einmahl aus seinen Händen das Abendmahl empfangen wollte. Mit diesem Freunde unterhielt er sich sogleich von seinem Tode, und sprach davon mit einer Gelassenheit, der von einer ganz ungestörten Gemüthsruhe zeugte. Er war für alles, was ihm dieser fromme Lehrer sagte, lauter Aufmerksamkeit; aber keine Betrachtungen rührten und erfreuten ihn mehr, als diejenigen, welche ihn die Liebe des Erlösers und ihre Größe vorhielten. Als unter andern seinem Zustande angemessenen Vorstellungen die Worte in der Geschichte Lazari, des Freundes Jesu: Herr, den du lieb hast, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden, rief er, von ihrem Gefühle besonders durchdrungen, aus: Ach! wenn ich das doch wäre! Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der sein Heil in keinem andern, als in der Gnade seines Erlösers suchte, dürfe seiner besondern Liebe versichert seyn. Sogleich eignete er sich diese Versicherung zu und sagte freudig: Nun ich hoffe es zu deiner Gnade, daß du auch mich als den Deinigen lieb hast! Diese Empfindungen überwogen seine Schmerzen so sehr,

daß er unter dem stärksten Gefühle derselben nicht klagte, sondern seine Freunde nur ersuchte, für ihn zu bethen. Einer von ihnen fragte ihn, ob er auch viele Schmerzen litte? Ach ja! antwortete der theure Kranke, doch sind meine Leiden erträglich. Als darauf sein Freund zu seinem Troste hinzusetzte: Sie haben schon viele Leiden geduldig und standhaft ausgestanden; Sie werden auch jetzt als ein Christ leiden; die Religion hat Sie im Leben gestärkt; sie wird Sie auch im Tode unterstützen, antwortete er: Ach! mein lieber Freund, ich bin ein schwacher Mensch; ein armer Sünder, bethen Sie für mich, daß ich nicht in Versuchung falle. So aufrichtig dieses Geständniß, und so ernstlich seine Bitte war, so gewiß war er doch auch seiner Begnadigung durch Christum. Zu seinem geliebten Heyer, der ihn zu besuchen eilte, sobald er seine Gefahr vernommen hatte, sagte er: Das ist ja gewißlich wahr und mir ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus kommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen. Dieß, lieber Freund, ist mein Bekenntniß auf meinem Todbette. Aber, fuhr er mit einer sichtbaren Freudigkeit fort, mir ist Barmherzigkeit widerfahren. — Barmherzigkeit widerfahren! dieß ist auch mein Glaubensbekenntniß, auf das ich jetzt lebe und sterbe, worauf er in ein lautes und rührendes Lob dieser

Barmherzigkeit ausbrach. Alle diese Gesinnungen, welche das lebendigste Gefühl waren, zeigten sich in der größten Stärke bey seiner letzten Communion. Obgleich an dem feyerlichen Tage derselben sein körperlicher Zustand schon äußerst kläglich war: so sammelte er doch alle seine übrigen Kräfte zum Bekenntnisse seiner Buße und seines Glaubens mit einem Eifer, dem alle Empfindungen seiner Schmerzen weichen mußten. Er eignete sich die Versicherung der Gnade Gottes, welche ihm sein gerührter Lehrer aus dem Evangelio ertheilte, mit der lebhaftesten Inbrunst zu, und forderte seine Amanuenses, welche Zeugen dieser feyerlichen Handlung waren, mit der freudigsten Stimme auf, sich mit ihm zu erbauen, und mit ihm die Herrlichkeit der göttlichen Barmherzigkeit zu preisen. Zugleich versicherte er seinem Lehrer zu wiederholten Mahlen, daß er die alles überwiegende Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen zu keiner Zeit mehr empfunden hätte, als er sie nun empfände, und daß ihm jetzt erst diejenigen recht mitleidenswürdig vorkämen, die ihren Trost nicht in dem Verdienste ihres göttlichen Erlösers suchten.

Sein Lager war ihm zu einer wahren Folter geworden, dennoch blieb die Stärke und Freudigkeit seines Geistes sich immer gleich; auch ließ er nicht die geringste Kleinmüthigkeit bey sich bli-

cken, da sich doch dieselbe selbst bey guten Christen in ähnlichen Umständen nur gar zu oft zeigt. Die Ärzte versuchten indeß alle Mittel, die ihnen ihre Wissenschaft anrieth, sein Leben zu retten. Die Nachricht von der Gefahr desselben hatte sich in großer Geschwindigkeit überall verbreitet, und war auch vor den Churfürsten gekommen. Gerührt von dieser Gefahr eines Lehrers, den er selbst mehr als ein Mahl mit Beyfall und Empfindung gehört hatte, befahl er einem seiner geschicktesten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig zu eilen, in genauer Verbindung mit den erfahrensten Ärzten dieser Universität, gegen welche er sein Vertrauen ausdrücklich bezeigte, alles, was noch etwa zu seiner Erhaltung angewendet werden könnte, zu versuchen, und ihm den Erfolg ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen täglich zu berichten. Gellert überließ sich allen Bestrebungen der Kunst, die seine Schmerzen nicht lindern konnten, mit einer bewunderungswürdigen Gelassenheit und Standhaftigkeit, ohne zu klagen, ob er gleich immer von vier und zwanzig Stunden sechzehn unter den Händen des Wundarztes zubringen mußte. Doch alles war vergebens. Weder die Natur, noch die Wissenschaft und der Fleiß der Ärzte, noch der Eifer der Freundschaft, der sie begeisterte, noch die Fürsorge seines guten Fürsten konnten das Leben,

dessen Verlängerung jedermann so aufrichtig und so sehnlich wünschte, auf seiner Flucht aufhalten. Unter den empfindlichsten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beschäftigte er seine Gedanken mit dem Schmerze seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten seines versöhnenden Todes, daß er seine Leiden beynahe nicht zu empfinden schien. So mächtig ist die Kraft, welche die Religion dem sterbenden Christen gibt! Die Nachricht von der Fürsorge seines Fürsten und der Ankunft seines Leibarztes erquickte ihn, und er dankte Gott mit lauter Stimme dafür. Aber, setzte er hinzu, als ob er fürchtete, daß ihm seine Freude darüber zu weit führen möchte, verlasset euch nicht auf Fürsten; sie können nicht helfen, wenn sie auch noch so gütig sind, und noch so gern helfen wollen; meine Hülfe kommt vom Herrn. Die Versicherungen, die ihm Demiani von der Gnade des Fürsten und von der Bekümmerniß des Hofes über seine Krankheit gab, lockten dankbare Thränen aus seinen Augen. Er bethete mit der erkenntlichsten Inbrunst für die Glückseligkeit eines so gütigen Regenten und für sein Haus. Wie er aber gewohnt war, unter seinen Leiden immer an die Lei-

den des Erlösers zu denken, und darin seine Beruhigung und Erhohlung fand, so wiederhohlte er auch jetzt bey dieser Gnadenbezeigung seines Fürsten die Betrachtung, die er schon bey andern Merkmahlen seiner Güte angestellt hatte, daß er als ein Unterthan von seinem Herrn so viel Mitleid genösse, da doch sein Heiland von den Menschen nicht einmahl hatte Gerechtigkeit erlangen können. Einmahl, als seine Schmerzen aufs höchste zu steigen schienen, seufzte er: ach, welche Schmerzen! setzte aber gleich hinzu: doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den seinigen verspeyet, und mich Unwürdigen, mich ehret mein Fürst! So wechselte immer das Lob der Versöhnung mit dem freudigsten Danke gegen Gott und mit einem immerwährenden Gebethe um seine Gnade und um die Vollendung seiner Seligkeit ab. Seine vertrauten Freunde, besonders seinen geliebten Wagner, der aus Dresden zu ihm geeilt war, tröstete er mit der liebreichsten Zärtlichkeit, und verlangte zugleich keine andere Hülfe von ihnen, als ihr Gebeth und ihren Zuruf, wenn seine Schmerzen so heftig wurden, daß er selbst nicht immer mit gleicher Inbrunst bethen konnte. Ich kann nicht viel mehr fassen, sagte er in seinen letzten Stunden; aber rufen Sie mir nur den Nahmen des Erlösers zu; wenn ich

den nennen höre, so fühle ich neue Kraft und Freudigkeit in mir. Voll von diesen Empfindungen näherte er sich seiner Auflösung. Sein ganz erschöpfter Körper starb langsam; seine Seele aber erhielt sich in einer beständigen Freudigkeit des Glaubens. Den Tag vor seinem Tode hatte er einige Stunden Schlaf, wodurch er so erquickt wurde, daß er seine Gebethe für seinen Fürsten; für seine gegenwärtige und abwesende Verwandte und Freunde, und für die Jünglinge, die seiner Aufsicht anvertraut gewesen waren, wiederhohlen, und sie noch ein Mahl mit Nahmen segnen konnte. Diese Wünsche waren die einzigen Gedanken an die Welt, die er verließ. Endlich glaubte er die Nähe seines Todes zu empfinden, und wünschte von seinen Freunden zu hören, wie lange noch der letzte Streit des Lebens mit demselben dauern könnte. Auf die Antwort: vielleicht noch eine Stunde, erhob er mit einem fröhlichen Antlitze seine Hände und antwortete: Nun Gottlob! nur noch eine Stunde! wendete sich mit einem noch mehr erheiterten Antlitze auf die Seite, bethete in der Stille unter der Einsegnung Thalemanns und unter dem Gebethe seiner um sein Bette herumstehenden Freunde und entschlummerte (den 13ten Dezember 1769). Dieses stille Einschlummern in der Stunde der Mitternacht sagte, was Addison

noch mit Worten sagen konnte: **So stirbt der Christ**, und sein Wunsch in einem Briefe an eine Freundinn, welcher er Addisons Ende erzählte, wurde erfüllt: O Gott, möchte dieses mein Ende seyn; wie überglückselig wäre ich!

Die Betrübniß, welche sich mit dem anbrechenden Tage durch die Nachricht von seinem Tode in der ganzen Stadt verbreitete, war so allgemein und so groß, daß sie kaum mit Worten beschrieben werden kann. Sie war es unter seiner ganzen Nation, und auch unter andern Völkern, für welche er so manche Jünglinge zum Dienste der allgemeinen Glückseligkeit, zu nützlichen Erkenntnissen, was einem jeden Volke noch wichtiger seyn muß, zur Frömmigkeit, zur Rechtschaffenheit und zu guten, edlen Sitten angeführt und gebildet hatte. Mehr und aufrichtigere Thränen sind vielleicht auf kein Grab geflossen, als auf das seinige.

VII.

Hölty und Kleist.

Zu Schnepfenthal den 9ten April 1803
in der zweyten Deutschen Classe
gesprochen

von

J. Glatz.

Die heutige Stunde ist die letzte, in der wir in diesem Winterhalbenjahre beysammen sind. Auch dieser Classe bin ich, so wie der ersten, das Zeugniß schuldig, daß mir das bescheidne, gute Betragen der Schüler derselben und ihr guter Wille, sich auszubilden, diese Stunde oft angenehm gemacht habe. Manche gelieferte Aufsätze zeugten deutlich genug von einem besseren Streben, und wenn sie auch meinen Wünschen nicht ganz entsprachen, so freute mich doch der gute Wille, den der Schüler dabey an den Tag legte, und der immer seinen

großen innern Werth hat. Ich hoffe, daß diejenigen, die künftig an dieser Stunde noch Theil nehmen, mir auch fernerhin Beweise von Fleiß und gesittetem Betragen geben, und an der Veredlung ihres Geschmacks mit Ernst und Eifer fort arbeiten werden.

Es liegt in dem Menschen ein Vermögen, das, was schön und erhaben ist, zu fühlen; und es ist Pflicht für jeden, der auf Bildung und die daraus hervorgehende Hochschätzung von Seiten Anderer Anspruch macht, dieses Vermögen, seinen Schönheitssinn oder seinen Geschmack, auszubilden. Schon in der frühesten Jugend kann und soll damit der Anfang gemacht werden, dadurch, daß man sich an schöne Formen und an ein äußerliches Betragen gewöhnt, welches das Schönheitsgefühl nicht beleidigt; daß man daher alles, was Geschmacklosigkeit verräth, so viel wie möglich vermeidet, in seinen Reden und in seinem ganzen Benehmen beständig Rücksicht auf das Schickliche nimmt, und vor Unanständigkeiten jeder Art sich zu verwahren sucht. Eine gute Erziehung wird daher immer auch darauf sehen, daß die äußern Sitten der Zöglinge nicht vernachläßigt werden, der Ton derselben nicht in Wildheit ausarte, und die Regeln des Wohlstandes nicht unbeachtet bleiben. Denn äußerliche Bildung steht mit der innern in der in-

nigsten Verbindung; jene ist nicht nur ein Abglanz dieser, sondern hilft sie auch fördern; wo Rohheit von außen noch stark sichtbar ist, da muß man immer besorgen, daß es auch mit dem Innern nicht ganz richtig stehe.

Man kann es freylich in der Verfeinerung des äußern Menschen zu weit treiben, wenn man nähmlich das Innere dabey als Nebensache betrachtet und vernachläßigt; wenn man bey der Ausbildung der Sitten die Sittlichkeit vergißt, und mehr ein artiger als guter Mensch zu werden trachtet. Menschen dieser Art sind Schauspieler, die stets eine fremde Rolle spielen, und alles scheinen, nur nicht das, was sie sind. Von der andern Seite ist es doch auch nicht gut, wenn man dem äußerlichen Betragen zu wenig Aufmerksamkeit schenkt, dadurch leicht ins Gemeine und Niedrige fällt, und das Schönheitsgefühl, das wir als ein heiliges Geschenk des Himmels ansehen müssen, entweder unausgebildet läßt, oder durch eine rohe Lebensweise abstumpft und verschraubt. Geschmacklosigkeit trägt eine schwere Bestrafung in sich selbst, so wie ein edler, gebildeter Geschmack das Herz des Fühlenden über das Alltägliche, Gemeine erhebt, über Welt und Leben einen heitern Schein verbreitet, und die Erde, auf der des Elendes ge-

nung ist, in einen freundlicheren Planeten verwandelt.

Wer seinen Geschmack zu verfeinern sucht, und nach dem strebt, was schön, edel, erhaben ist, opfert, nach einem Ausdrucke der Dichter, den Grazien; dem Geschmacklosen zürnen diese drey Huldgöttinnen. Schön sagt in dieser Hinsicht der sanfte, keusche Dichter Matthisson:

Glücklich ist der und hochgesinnt wie die Götter,
Der den Grazien opfert! seine Tage
Fließen hell wie Tage des Blüthenmondes!

— — —

Wehe dem Manne, dem sie zürnen! traurig
Schweifen seine Gedanken erdwärts; Amor
Und Lyäus senden ihm oft des ganzen
Tartarus Qualen.

Zur Veredlung des Geschmacks ganzer Nationen haben von jeher die Dichter ungemein viel beygetragen, und sich dadurch um die Ausbildung des Menschengeschlechts große Verdienste erworben. Ihr Einfluß auf Milderung der Sitten und Vervollkommnung des Geistes war besonders in den alten Zeiten, wo die Menschheit sich noch in den Jahren der Kindheit befand, von großer Bedeutung, daher sie auch damahls unter die Heroen, ja selbst

unter die Götter gezählt wurden. Priester der Gottheit sind sie gewiß, sie redet durch sie, und in den schönen Gebilden derselben thut sich kund das Göttliche. Es versteht sich, daß ich hierbey an jene höhere Dichter denke, die nicht mit den kleinen Geistern, welche legionenweise als geistlose Reimer auftreten, verwechselt werden müssen, daß ich an Dichter denke, wie Homer, Virgil, Horaz, Shakspeare, Milton, Ossian, Torquato Tasso, Dante, Rosseau, Klopstock, Göthe, Schiller. Geister, wie die genannten, haben einen mächtigen Einfluß nicht nur auf die Vervollkommnung der Sprache eines Volks, sondern auf die ganze Cultur desselben, und es ist billig, daß man zuweilen an die Verdienste erinnert, die sich ein guter Dichter um die Veredlung seiner Nation erworben hat. Auch Deutschland zählt eine schöne Reihe von Geistern, die sich in dieser Hinsicht verdient gemacht haben. Die erste Deutsche Classe habe ich auf die Verdienste zweyer unlängst verstorbenen Dichter, Gleim und Klopstock, aufmerksam zu machen gesucht; Euch will ich an ein Paar andere, schon längst von diesem Planeten abgetretene, erinnern, so wie sie uns, in Hinsicht auf ihr Leben, ihre Lebensbeschreiber schildern.

Unter die älteren bessern Deutschen Dichter gehört unstreitig auch Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geboren den 21sten December 1748 zu Mariensee, im Churfürstenthum Hannover, wo sein Vater Prediger war. Hölty war als kleiner Knabe bis zur Bewunderung schön, allein bösartige Blattern entstellten in seinem neunten Jahre sein Gesicht. Wegen seiner Munterkeit, Wißbegierde und drolligen Einfälle liebte man den Kleinen allgemein. Kaum verstand er etwas zu schreiben, als er auch das, was ihm in Erzählungen und Gesprächen gefiel, aufzeichnete. Sein äußeres Betragen war gefällig und liebreich, stark sein Gefühl für Recht und Unrecht, daher er auch diejenigen, die er schätzte, wenn sie etwa getadelt wurden, mit Muth in Schutz nahm. Höltys Vater unterwies ihn in mehrern Sprachen und Wissenschaften, und der Knabe bewies dabey einen so großen Eifer, daß er nicht nur oft das Essen über dem Lernen vergaß, sondern auch des Nachts gewöhnlich bis drey Uhr wach blieb. Um dieß letztere zu verhindern, gaben ihm seine Ältern nur wenig Licht auf seine Schlafkammer; allein Hölty wußte sich am Tage Öhl zu verschaffen, höhlte sich aus Rüben Lampen aus, und konnte so seinen Fleiß bis nach Mitternacht ausdehnen. Damit er früh erwache, band er sich um den Arm einen Bindfa-

den, woran ein Stein befestigt war; diesen legte er auf einen Stuhl vor das Bette; wendete er sich gegen Morgen um, so fiel der Stein herab, und der unermüdet fleißige Hölty erwachte und studierte nun die Bücher, die er von allen Ecken und Enden in Menge herbey zu schleppen pflegte. Bey diesem Eifer (o wäre er jedem Jüngling eigen!) konnte es nicht anders kommen, als daß Hölty in den Wissenschaften große Fortschritte machte. Seine Freude an der Natur und an dem stillen, freundlichen Familienleben, welches in seiner Ältern Hause statt fand, sicherten ihn gegen ein mürrisch gelehrtes, pedantisches Wesen. Außer seinen Schulstunden besuchte er gern ein düstres Gehölze, wo er mit lauter, heftiger Stimme in den Büchern las, die er mitgenommen hatte. Sein Hang zum Schauerlichen zeigte sich früh, und er besuchte gern den Kirchhof. In seinem eilften Jahre machte er das erste Gedicht auf den Tod seines Lieblingshundes. Es lautet also:

Allhier auf dieser Stätte
Liegt begraben Nette.
Zu Horst ist er geboren,
Zu Mariensee gestorben,
Dieß Grab hat er erworben.

Von nun an machte er oft Verse, und schrieb sie an die Wände, wenn er kein Papier bey sich hatte. In seinem sechzehnten Jahre besaß Hölty eine Menge trefflicher Kenntnisse. Gleichwohl schickte ihn sein Vater 1765 noch auf die öffentliche Schule zu Celle, damit er dort mit den Alten vertraut werde; denn er wußte wohl, daß ohne eine vertraute Kenntniß der Alten keine wahre Gelehrsamkeit statt finde. Während der drey Jahre, die Hölty in Celle blieb, genoß er die Liebe seiner Lehrer, Mitschüler und aller, die ihn kannten. Im J. 1769 begab er sich nach Göttingen, um dort drey Jahre lang Theologie zu studieren. Hier benutzte er die Nebenstunden fleißig zum Studieren der Alten und zu eigenen Arbeiten. In Göttingen wurde er auch mit mehr[illegible]ungen Männern bekannt, die späterhin als Schriftsteller, der eine mehr, der andere weniger berühmt geworden sind, als Bürger, Miller, Voß, Boie, Hahn, Leisewitz, Cramer und den beyden Grafen zu Stollberg. Er trug seinem Vater den Wunsch vor, länger als drey Jahre in Göttingen bleiben zu dürfen. Der Vater war es zufrieden, und Hölty blieb in Göttingen, wo er der Freundschaft und den Musen opferte.

Beym ersten Anblick verrieth Hölty den Geist nicht, den er wirklich besaß. Sein Wuchs war stark niedergebückt, sein Wesen unbehülflich, sein

Gang etwas träge, sein Gesicht blaß wie der Tod; er sprach wenig, und äußerte seine Empfindungen nur selten, aber dann fast immer auf eine besondere Weise. Er war in Gesellschaft, als die Nachricht kam, daß Klopstock durch Göttingen reisen würde. Ruhig hatte er bis dahin sein Butterbrot verzehrt; auf Ein Mahl stand er auf, und bewegte sich langsam und stolpernd auf der linken Ferse herum. Was machst du da, Hölty? fragte einer. Ich freue mich! antwortete er lächelnd.

Unter seinen Liedern gehört das Rheinweinlied, das ihm von manchem übel genommen wurde, zu seinen bessern Gedichten. Man hat es als das Product einer heitern, fröhlichen Laune anzusehen; im Ernst darf es nicht genommen werden. Bey kleinen vertraulichen Schmäusen, besonders wo es Rheinwein gab, war er sehr fröhlich. Er lagerte sich, sagt Voß, sein Lebensbeschreiber, auf Rosenblätter, salbte wie Anakreon, seinen Bart mit Balsam, und machte so gewaltige Anstalten zum Trinken, als ob aus dem Schlüsse seines Rheinweinliedes Ernst werden sollte. Aber dabey blieb es denn auch; denn Hölty war mäßig. Bey Unbekannten sprach er wenig oder nichts, und selbst unter Freunden mischte er sich selten ins Gespräch, wenn es nicht sehr anziehend oder an ihn gerichtet war. Seine literarische Neugierde war groß,

und er war immer der erste, der es wußte, was die Büchermesse Neues gebracht habe. Tage lang und oft bis spät in die Nacht saß er über Folianten und arbeitete sie durch; unter den Neuern las er die Schriften der Engländer, Franzosen, Italiäner, und in den letzten Jahren lernte er auch Spanisch. Mit dem berühmten Dichter Voß übte er sich fleißig in der Dichtkunst. Seine Poesieen wurden mit großem Beyfall aufgenommen, so wie sie es auch in der That verdienten. Leider fing er in der schönsten Blüthe seines Lebens an, Blut zu husten, und begab sich im Herbste 1775 nach Hannover, um dort unter der Aufsicht des berühmten Arztes Zimmermann eine Kur zu brauchen. Er starb dort den 1sten Sept. 1776 in seinem acht und zwanzigsten Jahre, betrauert von den Verehrern der Dichtkunst, beweint von seinen Freunden. Der Graf Fried. Stollberg und Voß haben seine Gedichte gesammelt und nach seinem Tode herausgegeben. Sie sind in einer reinen Sprache geschrieben; ein melancholischer, sanfter, frommer Geist weht in denselben. Manche seiner Lieder sind Volkslieder geworden, z. B. Wer wollte sich mit Grillen plagen ꝛc. Rosen auf den Weg gestreut ꝛc. Gräbe Spaten, grabe ꝛc., und die schöne Elegie: Schwermuthvoll und dumpfig hallt Geläute

20. An seinen geliebten Freund Voß ist folgendes Gedicht gerichtet:

Klimme muthig den Pfad, Bester, den Dornenpfad
Durch die Wolken hinauf, bis du den Strahlenkranz,
Der nur weiseren Dichtern
Funkelt, dir um die Schläfe schlingst.

Heißer liebe durch dich Enkel und Enkelinn
Gott und seine Natur, herzliche Brudertreu,
Einfalt, Freyheit und Unschuld,
Deutsche Tugend und Redlichkeit.

Stilles Trittes, o Voß, wandelt indeß dein Freund
Durch Gefilde der Ruh, lauschet der Nachtigall
Und der Stimme des leisen
Mondbeschimmerten Wiesenborns;

Singt den duftenden Hain, welchen das Morgenroth
Überflimmert mit Gold, oder den Frühlingsstrauß,
Der am Busen des Mädchens,
Mild geröthet vom Abend, bebt.

Mir auch weinet, auch mir, Wonne! des Mädchens Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihrer Brust;

Seufzt: du redlicher Jüngling,
Warum barg dich die Gruft so früh!

Auch wir sagen: Du redlicher Jüngling, warum barg Dich die Gruft so früh! Muster des Fleißes und der Gefälligkeit sey Hölty jedem Jüngling. Ruhe seiner Asche!

Der zweyte Deutsche Dichter, an den ich Euch heute zu erinnern wünsche, ist Christian Ewald von Kleist, geboren zu Zeblin in Pr. Pommern im Jahre 1715. Seine Ältern verbanden mit äußerem Adel einen hohen Adel der Seele, ohne welchen jener von keinem Werthe ist. In seinem funfzehnten Jahre kam er auf das Danziger Gymnasium, und als siebzehnjähriger, mit vielen Kenntnissen ausgerüsteter Jüngling auf die Universität zu Königsberg, wo er Philosophie, Meßkunst, Rechte, neuere Sprachen, vorzüglich aber die classischen Alten, Griechen und Römer, studierte. Im ein und zwanzigsten Jahre trat er in Dänemark, wo er Verwandte hatte, unter die Fahnen des Mars. Die kriegerische Lebensart, die er von nun an führte, erhöhte die Kraft seiner Seele und seines Ausdruks. Er las seine Lieblingsschriftsteller immer fort. Einmahl vertiefte er sich so sehr in den Englischen Dichter Milton, daß er die Wache abzulösen vergaß. Beym Antritt der Regierung

Friedrich des Großen verließ er Dänemark, wo er keine Gelegenheit fand, sich als Krieger zu zeigen, und trat in Preußische Dienste. In Potsdam gerieth er in die Bekanntschaft trefflicher Männer, von denen ich nur den Nahmen Gleim, Spalding, Ramler, Sulzer, Stille, Krause und Hirzel nenne. Der Umgang derselben erheiterte ihn, und linderte die Qualen der Hypochondrie, die er sich zugezogen hatte.

Der König, dem Kleist vorgestellt wurde, ernannte ihn zum Lieutenant bey des Prinzen Heinrichs Regimente. Auf Stille's Empfehlung ward er späterhin zum Hauptmanne befördert. Kleists Leben wurde durch Virgil, Horaz und andere Dichter versüßt. Gleim soll zuerst sein poetisches Genie dadurch geweckt haben, daß er ihm, bey seinen Besuchen während einer Krankheit Kleists, mehrere seiner Anakreontischen Lieder vorlas. Eines Tages las ihm Gleim das Gedicht auf den Tod vor, welches so anfängt: Tod, kannst du dich auch verlieben? Es erweckte bey dem kranken Kleist ein so heftiges Lachen, daß die Ader aufsprang. Mit starkem Verband mußte sie wieder einwärts gedrückt werden. Sein erstes kleineres Gedicht war ein Danklied an Gleim. Von nun an entwickelte sich sein dichterisches Talent, und er sang bald Lieder, die besonders zu jener Zeit den gro-

ßen Beyfall verdienten, der ihnen gezollt wurde. Sein Hauptgedicht bleibt seine schöne Beschreibung des Frühlings, ein Gedicht, das unter die beschreibenden gehört, und schon 1749 erschien, wo die Deutsche Sprache noch nicht sehr veredelt war. Mit allgemeinem Beyfall wurde Kleists Frühling aufgenommen; man hätte kaum geglaubt, daß die Deutsche Sprache eines solchen Wohlklangs, als man in diesem Gedichte fand, fähig sey. Kleist versuchte sich mit Glück in mehrern Dichtungsarten; und seine Werke verdienen noch immer gelesen und studiert zu werden. Mit Hölty hatte er den Hang zum Melancholischen gemein. Auch in seinen heitersten Stunden bemerkte man an ihm einen Anstrich von einer sanften Melancholie, die man bey so vielen bessern, gefühlvollen Menschen antrifft. Die Freundschaft, dieses heilige, köstliche Geschenk des Himmels, goß Milderung und Heiterkeit in seine Seele. Er sehnte sich nach Gelegenheit, sich als Held zu zeigen. Der süße Tod fürs Vaterland hatte viel Anziehendes für ihn; er trug darnach Verlangen, wie besonders mehrere Briefe an seinen geliebten Gleim bezeugen, die vor kurzem in Kotzebues Freymüthigen zum ersten Mahle abgedruckt worden sind.

Der edle, muthvolle Kleist erreichte bald das Ziel, nach welchem er strebte. Im Sommer 1759

ging er unter dem Korps des Generals von Fink zum Heere des Königs, das gegen die Russen stand. Den 12ten August erfolgte das Blutbad bey Kunnersdorf. Kleist soll einen Tag vor dem Treffen, selbst als die Armee dem Feinde schon entgegen rückte, außerordentlich aufgeräumt gewesen seyn. Unter Anführung des Generals von Fink griff er die Russische Flanke an. Schon hatte er mit seinem Bataillon drey Batterien erobert, dabey zwölf starke Quetschungen erlitten, und die beyden ersten Finger an der rechten Hand verwundet, so, daß er den Degen in der Linken halten mußte. Als Major war er verbunden, hinter der Fronte zu bleiben; aber er eilte den Augenblick vor, als er den Commandeur nicht mehr erblickte. Unter entsetzlichem Kanonenfeuer des Feindes führte er sein Bataillon gegen die vierte Batterie an. Eine Kugel verwundete ihn in den linken Arm. Nun faßte er den Degen wieder in die verwundete Rechte, drang vorwärts, und war nun 30 Schritte von der letzten Batterie, als ihm ein Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmetterte. Indem er von dem Pferde fiel, rief er: Kinder, verlaßt euern König nicht! Mit anderer Beyhilfe suchte er zwey Mahl sich in den Sattel zu heben; allein ohnmächtig sank er zu Boden. Zwey Soldaten trugen ihn hinter die Fronte. Ein Feldscheer

wollte ihn eben verbinden, als dieser in den Kopf geschossen ward. Kleist machte eine Bewegung, seinem verwundeten Arzte zu helfen, aber dieser fiel entseelt bey ihm nieder. Bald darauf kamen Kosaken, zogen ihn nackend aus, warfen ihn an einen Sumpf, und ließen ihn liegen. Über die seltsame Gesichtsbildung und die gierige Miene eines Kosaken, der ihn auszog, brach er mitten im Elende in Lachen aus. Ermattet schlummerte er endlich eben so ruhig ein, als läg' er im Zelte. In der Nacht fanden ihn einige Russische Husaren, zogen ihn aufs trockne, legten ihn bey ihrem Wachfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel und setzten ihm einen Hut auf. Sie gaben ihm auch Brot und Wasser. Einer von ihnen wollte ihm ein Stück Geld geben. Kleist schlug es aus, aber der Husar warf es mit edlem Unwillen auf den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt mit seinen Gefährten davon. Die Kosaken kamen am andern Morgen wieder, und raubten ihm alles, was ihm die gutherzigen Husaren geschenkt hatten. Nackend lag er also wieder auf der Erde, bis gegen Nachmittag ein Russischer Officier, der Baron von Budberg, vorbey gieng, dem er sich zu erkennen gab. Dieser ließ ihn auf einen Wagen nach Frankfurt an der Oder bringen. Eilf Tage darauf starb er mit der

Fassung eines Stoikers. Er wurde feyerlich beerdigt; selbst die Feinde seines Königs betrauerten seinen Verlust und begleiteten die Leiche.

In der Garnisonkirche zu Berlin hängt Kleists Bildniß neben den Bildnissen eines Schwerin und Winterfeld. Die Freymaurer-Loge zu Frankfurt an der Oder ließ ihm ein eigenes Denkmahl errichten. Seine Gedichte sind ins Französische, Englische, Italienische und in andere Sprachen übersetzt, und werden nächstens in einer neuen schönen Ausgabe erscheinen. Nicht nur als Dichter, auch als trefflicher Mensch verdient Kleist, daß sein Andenken den Deutschen immer heilig bleibe.

Auch Euch, m. Fr. sey Kleist ein ermunterndes Beyspiel, wie man in jedem Stande mit treuer Erfüllung seines Berufs einen guten Geschmack, Sinn und Liebe für die Werke der schönen Kunst verbinden könne. Dem Kaufmanne wollen wir gern Gelehrsamkeit erlassen, aber wenn er glaubt, daß Sinn für schöne Künste nur für Gelehrte gehöre: so hängt er an einem kläglichen Vorurtheile. Einen edlern Geschmack sucht man jezt in allen Ständen, die nur einiger Maßen auf Bildung Anspruch machen. Darum betreibe ein jeder von Euch die Ausbildung seines Schönheitssinnes, und hüthe sich vor einem gemeinen Krämergeiste, der die Seele nur niederdrückt, jeden höhern Schwung

des Geistes hemmt, die Gedanken nur auf das Sinnliche, Vergängliche zieht, und das schöne Leben in ein mechanisches, todtes Seyn verwandelt. Courszettel und Contobücher werden sich nicht entrüsten, wenn dicht neben ihnen ein geistreiches, bildendes Werk liegt, zu dem der Besitzer in freyen Stunden gern hineilt, um darin Nahrung für seinen Geist zu suchen. Hamburg hat vor wenigen Jahren einen trefflichen Mann, Sieveking, verloren. Sein Haus war ein wahrer Tempel der Musen und des guten Geschmacks; er opferte gern den Grazien, und dabey war er doch ein echter, trefflicher Kaufmann. O hätte Deutschland nur viel Sievekinge! Freunde! ich rufe Euch zum Schlusse die beherzigungswerthen Worte des großen Dichters Klopstock zu:

— — Noch viel Verdienst ist übrig,
Auf habt es nur!

Inhalt

des dritten Bändchens.

Seite.

Historisch = biographische

Bibliothek

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

oder

interessante geschichtliche Darstellungen und Lebens= beschreibungen merkwürdiger Männer und Frauen.

Zur

Belehrung und Charakter = Veredlung

Deutscher Söhne und Töchter.

Herausgegeben

von

Gutmann.

Viertes Bändchen.

Wien 1817.

Im Verlage bey Anton Doll.


Tetschner Bibliothek

I.

Beschreibung von Constantinopel, und Geschichte der Eroberung desselben durch die Türken.

Man hat von Constantinopel oft das gesagt, was man von den mehrsten großen Hauptstädten gesagt findet, daß ihre Lage sie zu der Herrschaft der Welt, oder wenigstens eines Welttheils bestimme. Allein so willkührlich diese Lobsprüche auch sonst seyn mögen; so hat Constantinopel gewiß unter allen Städten das erste Recht, darauf Anspruch zu machen. Wenn man auf der Charte einen Plaz für eine Stadt suchen sollte, wo der Beherrscher von Asien und Europa wohnte, so würde man schwerlich einen Fleck treffen können, der mehr dazu gemacht wäre, als der, wo Constantinopel liegt. Noch in Europa, und doch von Asien nur durch einen schmalen Kanal getrennt; zu-

gleich Landstadt und Seestadt, vor sich die Ebenen von Asien, hinter sich die Länder von Europa, zwischen zwey Meeren erbaut, von denen das zu seiner Rechten es mit allen Ländern des südlichen und westlichen Europa, mit den Küsten von Afrika und Asien, das zu seiner Linken mit dem ganzen Norden in Verbindung setzt; von beyden Seiten durch eine Meerenge vertheidigt, in der glücklichsten Himmelsgegend gelegen, und mit einem Hafen versehen, der es in den Stand setzt, die Produkte seiner Provinzen aufzunehmen und aufzubewahren — scheint es zum Mittelpunkt und zur Beherrscherin nicht von Europa, sondern von den fruchtbarsten Ländern des Erdbodens bestimmt, und eben dadurch vor derjenigen Plage, die große Städte am ersten drückt, dem Mangel an Lebensmitteln, gesichert zu seyn.

In Rücksicht auf die Vortheile also, die Constantinopel aus seiner Lage zieht oder doch ziehen könnte, kann es sich jeder andern Hauptstadt von Europa an die Seite setzen, und die Schönheit derselben übertrifft, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Reisenden, selbst die von Neapel. Vielleicht sind wir im Stande, weiter unten den Lesern ein lebhaftes Bild von dem prachtvollen Anblick vor Augen zu stellen, der jeden, besonders wenn er sich von der Meerseite her zum erstenmahl

dieser Hauptstadt näherte, zu Erstaunen und Bewunderung hingerissen hat."

Constantinopel bildet beynah ein Dreyeck, dessen Spitze gegen das Meer zuläuft, und das nur auf der einen Seite mit seiner Basis mit dem festen Lande zusammen hängt, während daß seine zwey andern Seiten mit Wasser umringt sind. Die eine Spitze seines Dreyecks bildet der Pallast des Großsultans, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, das Serail, (das Serai). Die zweyte das Schloß der sieben Thürme. Die dritte eine Moschee, beynah an der Spitze eines Hafens. Alle drey Seiten sind mit einer Mauer umgeben, die gleichwohl an der Wasserseite ziemlich verfallen ist, hingegen an der Landseite, wo sie die Türken einst bestürmten, läuft eine doppelte Mauer her. Aber freylich würden die Festungswerke eine sehr schwache Schutzwehr seyn, wofern ein christliches Heer einst bis zu denselben dringen sollte. Constantinopel würde alsdann ohne Zweifel sein eigner gefährlicher Feind seyn, und der tobende Pöbel würde sich vielleicht unter den Trümmern seiner eignen Stadt begraben.

Das Meer, an dem Constantinopel liegt, heißt jetzt Mardi Marmora, vormahls Propontis, und gleicht einem großen Bassin, das in Norden und Süden nur einen schmalen Canal zum Aus-

gange hat. Gegen Süden den Hellespont, oder, wie er jetzt heißt, die Meerenge von Gallipoli, oder die Dardanellen, wodurch das Mardi Marmora mit dem großen mittelländischen Meere — gegen Norden den Bosporus, oder den Canal des schwarzen Meers, wodurch es mit diesem verbunden wird.

Diese beyden Meerengen sind für die ankommenden Flotten gleichsam die Thore von Constantinopel, die durch die Veränderungen des Windes geöffnet und geschlossen werden; denn so unmöglich es ist, daß bey anhaltendem Nordwinde ein Schiff den Hellespont passiren kann, eben so wenig kann es bey Südwinde durch den Bosporus kommen. Sehr natürlich ist es daher auch, daß die Türken diese beyden Canäle als die Schutzwehren ihrer Hauptstadt von der Seeseite her betrachten; denn so lange sie diese besetzt haben, kann ohne ihren Willen kein Schiff nach Constantinopel gelangen. Sie werden daher auch beyderseits von mehreren festen Schlössern vertheidigt, unter denen die sogenannten Dardanellen am Hellespont die berühmtesten sind, die aber sammt und besonders in sehr schlechtem Zustande sich befinden sollen. Die Kanonen daselbst sind noch aus den Zeiten, da man glaubte, daß ihre Größe sie furchtbar mache (dergleichen man auch noch hin und wieder auf den Wällen

unserer Festungen findet), und die Türken fürchten sich selbst davor, sie abzuschießen. Diese Festungen also würden einer feindlichen Flotte weit weniger Hinderniß in den Weg legen, als die Gefahren der Stürme und des veränderlichen Windes. Aber wenn diese Schlösser auch noch so fest wären, so würden sie ohne eine mächtige Flotte den Türken doch wenig helfen. Ein Bombardement ist nicht das einzige, was sie für ihre Hauptstadt fürchten; nicht weniger schrecklich würde es für sie seyn, wenn eine Flotte die Eingänge der beyden Canäle besetzte. Eine Hungersnoth in der Hauptstadt wäre dann die unausbleibliche Folge davon, und was für Scenen müßte diese in einem Orte nach sich ziehen, wo mehrere hunderttausend Menschen zusammengepreßt leben, die ohnehin schon jeden Augenblick zu einem Tumulte bereit sind!

Die zweyte Wasserseite von Constantinopel wird, wie eben gesagt, durch den Hafen begränzt. Dieser Hafen ist gänzlich ein Geschenk der Natur, und wird durch eine Bucht gebildet, die sich tief in das Land hinein erstreckt, und groß genug ist, auch die zahlreichsten Flotten zu beherbergen. Wäre nicht bey anhaltenden Nordwinden das Einlaufen so beschwerlich, so würde es vielleicht der vortrefflichste Hafen in Europa seyn; denn außer seiner Größe hat er zugleich eine solche Tiefe, daß die

größten Schiffe an den mehrsten Stellen unmittelbar an das Ufer kommen können.

Dieser Hafen oder dieser Arm des Meeres trennt zugleich die beyden Vorstädte, Galata und Pera, von dem eigentlichen Constantinopel, so wie die Meerenge selbst Scutari, das schon auf dem festen Lande von Asien liegt, und gewöhnlich als eigne Stadt, und nicht mehr als Vorstadt angesehen wird. Das Weitere von diesen Vorstädten werden wir unten anführen.

Die dritte Seite der Stadt endlich ist ganz gegen das feste Land gekehrt, und am stärksten befestigt. Die doppelte Mauer, die sie umgibt, ist durch einen tiefen Graben getrennt, und die hintere hat fast durchgehends eine Höhe von zwanzig Fuß. Die Anzahl der Thore läßt sich nicht so genau bestimmen, weil mehrere zugemauert sind; das vornehmste ist dasjenige, durch welches der Weg nach Adrianopel geht.

Von wenig Städten findet man über die Zahl ihrer Einwohner so sehr verschiedene Angaben; als über Constantinopel. Die früheren Reisenden aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erklären es fast ohne Ausnahme für die größte Stadt in Europa aber freilich weichen sie schon darin von einander ab, daß einige die Vorstädte Galata und Pera mit zu der Hauptstadt rechnen, andere

nicht. Für unsre Zeiten kann aber das Zeugniß jener Reisenden nichts mehr beweisen, da London und Paris sich seitdem so sehr vergrößert haben; und nach den zuverlässigsten Nachrichten neuerer Augenzeugen übertreffen beyde Städte jetzt Constantinopel an Größe. Herr Niebuhr schätzt ihren Umkreis auf dreyzehntausend geometrische Schritte, oder etwa auf fünf Stunden Wegs; hingegen wird der Umkreis der beiden ersteren auf acht Stunden geschätzt.

Noch weniger ist es möglich, über die Zahl der Einwohner dieser Hauptstadt etwas Zuverläßiges zu sagen, da weder die Türken sie jemals gezählt haben, noch Verzeichnisse von den Gebornen und Gestorbenen halten, nach denen man sie berechnen könnte. Selbst der Maaßstab, nach welchem man die Volksmenge anderer großen Städte nach dem äußeren Anschein mißt, trügt bey Constantinopel, weil ein großer Theil der Menschen, die man den Tag über auf den Gassen sieht, aus den benachbarten Dörfern sind, und daher jeden Abend die Stadt wieder verlassen. Höchst wahrscheinlich ist daher die Angabe von einer Million Einwohner, die man häufig findet, übertrieben; aber gewiß ist es, daß London und Paris die einzigen in Europa sind, die Constantinopel in dieser Rücksicht den Rang streitig machen können. Der

Grund und Boden der Stadt ist äußerst uneben, und die Bauart der Häuser sehr schlecht. Die Stadt ist nehmlich auf mehreren Hügeln erbaut, die sich in ungleicher Höhe, einer über den andern erheben, und gewissermaßen den Hügeln gleichen, auf denen Rom erbaut ist. Wenigstens war diese Ähnlichkeit mit eine Ursache, warum Constantin der Große, als er eine neue Residenzstadt, die der alten ähnlich seyn sollte, auf diese seine Wahl fallen ließ. Freylich ward dadurch der äußere Anblick der Stadt sehr verschönert, sie gleicht einem Amphitheater, wo vor der Menge der großen Gebäude alle kleinen verschwinden; aber um desto mehr wird auch der Fremde betrogen, der von diesem äußeren Anblick auf das Innere schließt. Bloß die öffentlichen Gebäuden der Moscheen, Bäder und einzelne Palläste sind von Steinen gebaut; die Häuser durchgehends von Holz, und halten auch nicht mehr als ein Stockwerk. Die Erdbeben, denen Constantinopel häufig ausgesetzt ist, machen zwar auf der einen Seite die Bauart nothwendig, aber auf der andern setzt sie auch die Einwohner in Gefahr, bey Feuersbrünsten lebendig zu verbrennen. Die Wuth der Flammen greift alsdann mit solchem Ungestüm um sich, daß eine oder auch mehrere Straßen gewöhnlich ihr Opfer werden; und da an Löschen hier gar nicht

zu denken ist, so ist das Niederreißen einiger noch unbeschädigten Häuser das einzige Mittel, ihrer Gewalt Einhalt zu thun.

Der Baron Tott war im Jahr 1753 Augenzeuge eines solchen Brandes, des fürchterlichsten unter allen, der beynahe ⅔ der Hauptstadt verzehrte. Das Feuer brach aus in einem Hause nicht weit von dem Serail, und verbreitete sich bey einem starken Nordwinde mit solcher Heftigkeit, daß es in kurzer Zeit den Pallast des Großveziers erreichte, wohin sich der Großsultan selbst begeben hatte. Vergebens suchte man dieses Gebäude zu retten; es gerieth nicht allein in Flammen, sondern trug auch am meisten zu der Verbreitung des Brandes bey. Die engen Gassen machten jetzt das Löschen unmöglich; man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Sophienkirche oder Moschee den Flammen Grenzen setzen würde. Aber als das Feuer derselben sich näherte, schmolz das Bley, mit dem die Kuppel gedeckt war, und der herabfallende glühende Regen verjagte gar bald das Volk, das retten wollte. Man ließ daher den Flammen freyen Lauf, und erwartete, daß das südliche Ende der Stadt ihnen Grenzen setzen würde. Aber vergeblich! Eben wie die Flamme in diese Gegend kam, wandte sich der Wind gegen Osten, und trieb sie mit ungestümer Heftigkeit gegen die Mitte der Stadt.

Dieß verursachte eine Scene, hinter der jede Beschreibung zurück bleiben muß. Die Hauptstraßen der Stadt wurden jetzt eben so viele Canäle des Feuers, und man unterschied dreyzehn verschiedene Arme, in denen sich das Feuer verbreitete. Der Tumult des Volks, das Einstürzen der Gebäude und das Rasseln der Flammen, verbunden mit Geschrey der Unglücklichen, die haufenweise ihr Opfer wurden, wenn ein Paar Feuerarme sich schnell vereinigten, und sie umzingelten, ehe sie sich retten konnten, verursachte ein Geräusch, das das Ohr des Zuschauers nicht weniger betäubte, als der Anblick der brennenden Stadt, die einem Feuermeere glich, sein Auge blendete.

Das erste Gebäude, das die Augen der ankommenden Fremden an sich zieht, ist das Serai, oder mit der Italiänischen Endigung das Serraglio. Es ist eine sehr falsche Vorstellung, wenn man sich darunter bloß den Pallast denkt, den die Gemahlinnen des Sultans bewohnen; dieser macht nur einen Theil desselben aus, und heißt, wie bey allen vornehmen Türken, der Harem. Das Serai hingegen ist beynah eine kleine Stadt, die eine Menge Palläste, Höfe, Gärten, und kleine Gebäude enthält, die für den ganzen Hofstaat des Sultans bestimmt sind. Es ist allgemeine Gewohnheit der morgenländischen Monarchen, sich dem

Anblick der Unterthanen weit mehr zu entziehen, als unsere Europäische Fürsten es thun. Sie sind überzeugt, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß gerade die Seltenheit ihres Anblicks ihre Majestät in den Augen des Volks, oder wenigstens des Pöbels erhöht; denn die Vorstellung von dem, was wir nicht sehen, ist gewöhnlich größer, als die Sache selbst, und sinkt eben deßhalb, sobald uns der Anblick gewährt wird. Es ist daher ein seltner Fall, daß sich der Großsultan dem Volke zeigt, zumahl seitdem er nicht mehr selbst an der Spitze seine Heere ficht, und eben diese Gewohnheit macht es daher nicht allein nothwendig, daß seine Residenz von der übrigen Stadt sorgfältig abgesondert ist, sondern daß auch selbst der Eingang in das Innere derselben jedem Fremden versagt ist. Das ganze Serai ist deßhalb mit einer hohen Mauer umgeben, die eine halbe Meile im Umkreis hat, und also einen Platz einschließt, der beträchlich genug ist, eine mäßige Stadt zu fassen. Der Haupteingang oder der Durchgang durch das erste Thor steht jedermann offen, und man kommt zuerst in einen Hof, in dem sich die Gebäude für die niederen Bedienten des Serais befinden, und wo eine Wache mit 50 Capigis oder Garde-Soldaten ihren Platz hat. Die Bedienten des Paschas und Agas, die bey Hofe zu thun haben, er-

warten hier ihre Herren, und sorgen unterdessen für ihre Pferde. Aber schon hier muß, so wie in dem Innern des Serais, eine ehrerbiethige Stille herrschen; wer viel Geräusch macht, wird auf der Stelle mit Prügeln bestraft, und selbst die Pferde sollen zu einer größeren Stille gewöhnt seyn.

Der Eingang zum zweyten Hof ist gleichfalls durch 50 Capigi bewacht. Dieser Platz ist größer und schöner als der vorige. Er bildet ein Viereck, das etwa 300 Schritte im Durchmesser hat. Die Wege sind gepflastert, das übrige ist grüner Rasen, und wird beständig durch Springbrunnen gewässert. Niemanden als dem Kaiser ist es erlaubt, zu Pferde in diesen Hof zu kommen. An der linken Seite desselben sind die Gebäude für den Schatz des Großsultans, und ein Reitstall; zur Rechten die Küchengebäude, in denen für alle Bewohner des Seraglio gekocht wird, und um den ganzen Hof geht eine niedrige Gallerie, von Marmorsäulen getragen, und mit Bley gedeckt. Am Ende dieses Platzes endlich, und zwar an der linken Seite desselben, ist der Saal, in dem der Divan, oder die geheime Rathsversammlung, gehalten wird. Er ist groß, aber niedrig, und mit Vergoldungen geziert. Auf dem Boden ist ein Teppich, auf den die Glieder der Versammlung, nach morgenländischer Art, sich setzen.

Den Vorsitz führt der Großvezier, oder in seiner Abwesenheit der Caimacan, oder Minister der auswärtigen Geschäfte. Zu beiden Seiten sitzen die übrigen Minister, mit deren türkischen Titeln wir der Zunge und den Augen unsrer Leser nicht beschwerlich fallen wollen. Außerdem aber hält der Großvezier auch in seinem eignen Pallast Divan, so oft er es nöthig findet.

Dem Saal des Divans gegenüber ist eine Pforte, die in das Innere des Serais führt, aber auch zugleich jedem, der nicht dahin gehört, den Eingang dazu verschließt. Es ist daher unmöglich, eine genauere Beschreibung von dem Locale desselben zu geben; man weiß nur im Ganzen so viel, daß die eigentlichen kaiserlichen Gebäude gegen die linke Seite, der Harem aber, oder der Pallast, der für die Frauenzimmer bestimmt ist, mit seinen Gärten gegen das Meer zu liegt.

Die Frauenzimmer in dem Harem des Großsultans nennt man mit Unrecht Sultaninnen. Zwar findet ein gewisser Rang unter ihnen Statt, aber mit alledem sind sie doch nur Sklavinnen. Den Titel Sultanin führen nur die Mutter und die Schwester des regierenden Kaisers. Die Töchter dieser Letzteren behalten ihn zwar auch noch, aber nur mit einem verringernden Zusatz, und ihre Enkelinnen verlieren ihn gänzlich.

warten hier ihre Herren, und sorgen unterdessen für ihre Pferde. Aber schon hier muß, so wie in dem Innern des Serais, eine ehrerbiethige Stille herrschen; wer viel Geräusch macht, wird auf der Stelle mit Prügeln bestraft, und selbst die Pferde sollen zu einer größeren Stille gewöhnt seyn.

Der Eingang zum zweyten Hof ist gleichfalls durch 50 Capigi bewacht. Dieser Platz ist größer und schöner als der vorige. Er bildet ein Viereck, das etwa 300 Schritte im Durchmesser hat. Die Wege sind gepflastert, das übrige ist grüner Rasen, und wird beständig durch Springbrunnen gewässert. Niemanden als dem Kaiser ist es erlaubt, zu Pferde in diesen Hof zu kommen. An der linken Seite desselben sind die Gebäude für den Schatz des Großsultans, und ein Reitstall; zur Rechten die Küchengebäude, in denen für alle Bewohner des Geraglio gekocht wird, und um den ganzen Hof geht eine niedrige Gallerie, von Marmorsäulen getragen, und mit Bley gedeckt. Am Ende dieses Platzes endlich, und zwar an der linken Seite desselben, ist der Saal, in dem der Divan, oder die geheime Rathsversammlung, gehalten wird. Er ist groß, aber niedrig, und mit Vergoldungen geziert. Auf dem Boden ist ein Teppich, auf den die Glieder der Versammlung, nach morgenländischer Art, sich setzen.

Den Vorsitz führt der Großvezier, oder in seiner Abwesenheit der Caimacan, oder Minister der auswärtigen Geschäfte. Zu beiden Seiten sitzen die übrigen Minister, mit deren türkischen Titeln wir der Zunge und den Augen unsrer Leser nicht beschwerlich fallen wollen. Außerdem aber hält der Großvezier auch in seinem eignen Pallast Divan, so oft er es nöthig findet.

Dem Saal des Divans gegenüber ist eine Pforte, die in das Innere des Serais führt, aber auch zugleich jedem, der nicht dahin gehört, den Eingang dazu verschließt. Es ist daher unmöglich, eine genauere Beschreibung von dem Locale desselben zu geben; man weiß nur im Ganzen so viel, daß die eigentlichen kaiserlichen Gebäude gegen die linke Seite, der Harem aber, oder der Pallast, der für die Frauenzimmer bestimmt ist, mit seinen Gärten gegen das Meer zu liegt.

Die Frauenzimmer in dem Harem des Großsultans nennt man mit Unrecht Sultaninnen. Zwar findet ein gewisser Rang unter ihnen Statt, aber mit alledem sind sie doch nur Sklavinnen. Den Titel Sultanin führen nur die Mutter und die Schwester des regierenden Kaisers. Die Töchter dieser Letzteren behalten ihn zwar auch noch, aber nur mit einem verringernden Zusatz, und ihre Enkelinnen verlieren ihn gänzlich.

Die Gegend zunächst um das Serail macht zugleich den schönsten Theil der Stadt aus, weil sich da die prächtigsten Palläste Mosqueen und Plätze finden. Der Pallast des Großveziers verdient zuerst angeführt zu werden, da er beynahe mehr, als das Serail selbst, der Mittelpunkt der politischen Berathschlagungen ist, weil der Großvezier in demselben so oft er will (und dieß geschieht fast täglich) den Staatsrath zusammenrufen kann. An ihm rächt sich daher, bey unglücklichen Vorfällen, die Wuth des Pöbels am ersten.

Dieser Pallast ist es auch, den man eigentlich unter dem allgemeinen Nahmen der Pforte versteht; ein Ausdruck, der sonst bey den Türken überhaupt so viel als Pallast bedeutet, und gewöhnlich mit dem Zunahmen des Eigenthümers verbunden ist. Die Bauart der türkischen Palläste ist überhaupt nicht nach den Regeln unserer Baukunst eingerichtet. Ihr Äußeres gibt selten einen schönen Anblick, und der Reichthum des Eigenthümers zeigt sich eigentlich da, wo den Fremden der Zutritt versagt ist, in seinem Harem; sowohl in der Pracht der Möbeln, als der Kleidung der Frauenzimmer. Die berühmte Lady Montague, die als Frauenzimmer Zutritt in mehrere der vornehmsten türkischen Harem hatte, ist die einzige, die uns einige Nachrichten hierüber ge-

geben hat. Zwar konnte auch sie nicht in den Harem des Großsultans kommen, aber sie war bey den Gemahlinnen des Großveziers und anderer Minister, und ward selbst von der nachgelassenen Witwe Kaisers Mustapha des Zweyten, der Sultaninn Hafitem, zu einem Besuche eingeladen, den sie sehr umständlich beschreibt. Bey ihrer Ankunft ward sie in einen großen Saal geführt, an dessen Hauptwand der Länge nach ein Sopha herlief, dessen Decke und Kissen von kostbarem gesticktem Sammet waren. Hier mußte sie die Sultaninn erwarten, die bey ihrer Erscheinung mehr durch die Pracht ihres Anzuges als durch die Reste einer fast verblühten Schönheit blendete. Sie trug ein purpurnes Gewand mit langen Ermeln, das eng an ihren Leib anschloß. An beyden Seiten war es bis auf die Füße herunter, und auf den Ermeln mit Perlen besetzt. Um den Leib herum war es mit zwey Schnüren von kleinen Perlen befestigt, und rund um die Arme mit großen Juwelen gestickt. Ihr Hemd war oben mit einem großen viereckten Diamant zusammengeheftet, und ihr Gürtel so breit, als das breiteste englische Band, gänzlich mit Diamanten bedeckt. Um ihren Hals trug sie drey Ketten, die bis auf die Knie herunterhingen; die eine von großen Perlen endigte sich in einen der größten Smaragden, die

zweyte und dritte waren ganz von Smaragden. Aber ihre Ohrringe verdunkelten alles Übrige. Es waren zwey Brillanten, geformt wie Birnen, und so groß, als eine große Haselnuß. Sie trug breite diamantene Armbänder, und an ihren Fingern fünf der größten Ringe. Außerdem war ihr Kopfputz mit Bouquets von Juwelen und Smaragden bedeckt. Überhaupt, setzt die Schriftstellerinn hinzu, ist sicher keine Europäische Königinn, die nur die Hälfte dieser Schätze besäße. Die Pracht ihrer Tafel entsprach ihrer Kleidung. Die Messer waren von Gold, und die Hefte mit Edelsteinen besetzt. Die Gefäße waren von chinesischem Porcellan, aber die Deckeln und Unterschüsseln von gediegenem Golde. Selbst die Tischtücher und Servietten waren mit seidenen und goldenen Blumen gestickt, und mußten daher nothwendig durch den Gebrauch sogleich verdorben werden. Diese Erzählung kann uns einen Begriff von dem Luxus der Türken geben; denn wenn gleich bey dem Frauenzimmer des Mittelstandes nicht ein solcher Aufwand herrschen kann, so nimmt dieß doch nur verhältnißweise ab. Die Gemahlinn eines begüterten Türken erscheint nie ohne Juwelen, und hat bey allem Aufwande, den sie macht, dennoch keinen Begriff von dem, was wir häusliche Tugenden nennen.

Doch wir kehren zu der Beschreibung der Stadt selbst zurück. In eben der Gegend, wo der Pallast des Grosveziers und das Serail sich befindet, ist auch die berühmte Mosquee oder Kirche, die zugleich das Modell zu den mehrsten übrigen Mosqueen hergegeben hat, die Sophienkirche. Kaiser Justinian erbaute sie, und man hält sie noch jetzt, nach der Peterskirche in Rom, für das schönste Gebäude dieser Art. So wie jene, bildet sie ein Kreuz, das eine prächtige Kuppel trägt. Das Inwendige ist ganz mit Marmor bekleidet, so wie auch die Säulen alle von Marmor sind. Ihre Lage ist sehr schön; sie liegt auf einer Anhöhe, nicht weit vom Meere, und macht daher von dieser Seite einen prächtigen Prospect.

Außerdem gibt es noch mehrere Mosqueen, die zum Theil größer sind, als die der heiligen Sophie. Sie sind von den verschiedenen Sultanen erbaut, und reichlich dotirt, und heißen eben daher kaiserliche Mosqueen, zum Unterschied von den übrigen kleinen, deren es eine große Menge gibt. Außer ihren Kuppeln sind sie noch alle mit schmalen cylinderförmigen Thürmen versehen, von denen die Stunden des Gebets abgerufen werden; denn die Türken bedienen sich keiner Glocken. Auf ihren Spitzen sieht man durchgehends den halben Mond. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden

müssen noch die Bäder angeführt werden. Der Gebrauch derselben ist bey den Morgenländern schon wegen des wärmeren Climas weit mehr Bedürfniß, als bey uns. Die Mahomedaner aber werden noch außerdem zu dem fleißigen Gebrauch derselben durch ihre Religion verpflichtet, in der ihnen die täglichen Reinigungen vorgeschrieben sind. Die vornehmen Türken haben daher fast durchgängig Privatbäder in ihren Häusern; außerdem aber gibt es noch eine Menge öffentlicher Bäder, die häufig besucht, und von den Türken als Belustigungsörter angesehen werden. Mannspersonen sowohl als Frauenzimmer bringen täglich einige Stunden in denselben zu, und für jedes Geschlecht sind gewisse Stunden festgesetzt. Das Innere derselben ist, wenn gleich nicht immer prächtig, doch wenigstens sehr reinlich; der ganze Körper wird sehr sorgfältig gerieben; und das Türkische Frauenzimmer verdankt die Weiße seiner Haut gewiß großentheils dem fleißigen Gebrauche dieser Bäder.

Fast hätten wir noch eines der berühmtesten Gebäude hier anzuführen vergessen, das wir wenigstens nennen müssen, wenn wir auch nicht viel davon zu sagen haben: das Schloß der sieben Thürme. Würden nicht nach türkischer Gewohnheit die Gesandten der auswärtigen Mächte, mit

henen die Pforte in Krieg geräth, in dieses Staatsgefängniß zur Verwahrung gebracht, so würde vielleicht sein Nahme nicht einmahl genannt werden; denn in der That ist es nichts weiter, als ein altes Castell, das nicht einmahl mehr die sieben Thürme hat, nach denen es genannt ist. Es macht die südliche Spitze des Dreyecks aus, das Constantinopel bildet.

Die viele Erdbeben und Feuersbrünste haben diese Stadt so verändert, daß man von den ehemahligen Denkmählern der Kunst, die es den Griechen verdankte, wenig oder nichts mehr sieht. Nur auf der ehemahligen Rennbahn, die noch jetzt ein freyer Platz ist, sieht man einen Obelisk mit Hieroglyphen und Inschriften, und Überbleibsel von ein Paar alten Säulen, die vordem zu den Zierathen desselben dienten. Der Platz selbst ist noch der größte und schönste in Constantinopel, und die Türken bedienen sich seiner noch häufig zum Tummeln und Zureiten ihrer Pferde.

Unsere Leser würden es uns schlechten Dank wissen, wenn wir sie in das Innere dieser schmutzigen Stadt tiefer einführen wollten. Die Gegenstände, die wir ihnen zeigen könnten, würden nur den beschriebenen ähnlich seyn, Palläste und Mosqueen, wie die des Grosveziers und von St. Sophie, mehrentheils enge Gassen, etwa die ausgenommen, die von dem Serai nach dem Thor von

Adrianopel geht, und hölzerne Häuser. Mancher hat vielleicht das Ermüdende, das von einer solchen Beschreibung unzertrennlich ist, schon zu sehr gefühlt, und wir würden sogleich zu der Geschichte von der Eroberung dieser Stadt übergehen, die wenigstens mehr inneres Interesse haben wird, wenn wir nicht vorher, unserm Versprechen gemäß, nach ein Paar Worte von den Vorstädten Pera und Galata sagen müßten.

Beyde sind von Constantinopel selbst durch den Hafen getrennt, und nehmen das nördliche Ufer desselben ein, während das die Hauptstadt selbst an dem südlichen liegt. Zunächst am Wasser liegt Galata, die gewissermaßen eine eigne Stadt ausmacht, und, so gut wie Constantinopel, mit einer Mauer umgeben ist. Sie ist der Wohnsitz fast aller Europäischen Kaufleute und der griechischen Christen, die hier vor den Insulten des Pöbels etwas mehr gesichert sind, als in Constantinopel selbst. Daher ist auch der Unterschied der Sitten und Lebensart sehr auffallend von dem in der Hauptstadt. Schon vermöge der Religion nähern sie sich weit mehr den unsrigen. Pera kann man wieder als eine Vorstadt von Galata ansehen, die ihren Ursprung vorzüglich dem Umstande zu danken hat, daß sich hier alle Palläste der auswärtigen Gesandten befinden. Die häufigen

Aufläufe des Pöbels, die Feuersbrünste, und besonders die Pest, würden ihnen keinen ruhigen Aufenthalt in der Stadt selbst erlauben; sie haben sich daher in diese Gegend zurückgezogen, und leben hier ganz auf europäischem Fuß, fast völlig abgesondert von den Türken, soweit es ihre Geschäfte und politischen Angelegenheiten erlauben.

Skutari, auf der andern Seite des Canals, der nach dem schwarzen Meere führt, und schon auf dem festen Lande von Asien, wird gewöhnlich gar nicht mehr zu Constantinopel gezählt, sondern bildet eine Stadt für sich. Aber so wie Pera und Galata, trägt es nicht wenig dazu bey, den Anblick von Constantinopel selbst zu verschönern. Es dient der Hauptstadt gleichsam zum Gegenstück, und gibt der fruchtbaren Küste von Asien, die mit Dörfern und Fruchtbäumen bedeckt ist, eine größere Mannigfaltigkeit. An der andern Seite erhebt sich Constantinopel selbst in unabsehbarer Länge als ein prächtiges Amphitheater, mit seinen unzähligen Pallästen, Mosqueen und Thürmen, und das unendliche Gewimmel von Schiffen und Kähnen, mit denen das Meer besäet ist, belebt diesen Anblick, der, nach dem einstimmigen Zeugniß aller Reisenden, auf der Erde seines gleichen nicht hat.

Dieß ist die Lage und der jetzige Zustand einer Stadt, die in einer Reihe von Jahrhunder-

ten hindurch die erste Stadt in Europa war, und durch ihren Glanz selbst Rom, die alte Hauptstadt der Welt, verdunkelte. Constantin, der Große, der sie im Jahr 331 zu seiner Residenz, und zugleich zu der neuen Hauptstadt des römischen Reichs bestimmte, wandte alles an, sie dieser Ehre würdig zu machen; sie sollte Rom, wo nicht übertreffen, doch wenigstens ihm gleichkommen, und mehrere Städte des Römischen Reichs mußten ihre kostbarsten Denkmähler hergeben, um diese glückliche Nebenbuhlerinn zu bereichern. Die Gewaltthätigkeit der Bilderstürmer im siebenten, und die Verwüstungen der Kreuzfahrer im zwölften Jahrhunderte, raubten ihr zwar manche dieser Kostbarkeiten, aber dennoch blieb sie die erste Stadt von Europa, bis in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, im Jahr 1453, Sultan Mustapha der Zweyte sie mit stürmender Hand eroberte, und das Kreuz auf ihren Thürmen mit dem halben Mond verwechselte.

Diese große Begebenheit gehört zu denjenigen, die nicht bloß das Schicksal eines einzigen Reichs bestimmen, sondern vielmehr der ganzen Weltgeschichte bis auf unsere Zeiten, und wahrscheinlich noch auf späte Jahrhunderte, ihre Richtung geben. Durch sie ward nicht bloß der letzte Rest des mächtigsten Reichs der Welt, nachdem es vol-

le zweytausend Jahre unter so manchen Abwechselungen geblühet hatte, gänzlich zernichtet, sondern es setzte sich zugleich ein fremdes Volk, durch Abkunft, Sitten, Religion und Sprache völlig von den übrigen Bewohnern Europas verschieden, in diesem Welttheil fest, unterwarf sich die fruchtbarsten Länder desselben, und drohte zu wiederhohltenmahlen, auch die übrigen zu verschlingen. Und so merkwürdig diese Begebenheit wegen ihrer Folgen ist, so merkwürdig ist sie auch an sich selbst. Scenen des Schreckens und Blutvergießens sind mit allen Eroberungen von Städten verbunden, aber selten geht das Schauspiel so ins Große, als bey diesem Fall der Hauptstadt des Morgenlandes, und von wenig Weltbegebenheiten hat die Geschichte solche Beyspiele des Heldenmuthes und Nationalgeistes aufbewahrt, als wir von diesem großen Tage aufgezeichnet finden.

Die ungestüme Tapferkeit der Osmanen, die wir noch gegenwärtig bewundern, und ihre Verachtung des Todes zeigte sich nie mehr als damahls, da eine Kaiserstadt die Belohnung des Sieges, und ein Held, wie Sultan Mahomed, ihr Anführer war; und wenn gleich der hartnäckige Muth der Christen, selbst durch Verzweiflung gestählt, endlich nachgeben mußte, so ist es doch ein großes Schauspiel, den letzten christlichen Kaiser des Mor-

genlandes nach einer heldenmüthigen Gegenwehr, unter den Trümmern seiner Hauptstadt begraben zu sehen. Gerade hundert Jahre vor der Eroberung von Constantinopel hatten die Türken es zum ersten Mahl versucht, in Europa festen Fuß zu fassen. Schon vorher hatten sie die vormahligen Provinzen des morgenländischen Reichs sich unterwürfig gemacht; es gehorchte ihnen Kleinasien oder Natolien ganz, und die innerlichen Unruhen in Constantinopel selbst gaben ihnen nicht allein erwünschte Gelegenheit, ihre Eroberungen in Asien fortzusetzen, sondern verschafften ihnen sogar eine Einladung von Seiten der einen Parthey, nach Europa zu kommen. Johannes Cantaguzenus, der Freund und Vertraute Kaisers Antronikus des Jüngern, war von ihm zum Vormund seines unmündigen Sohnes bestellt worden; allein kaum hatte Cantacuzenus nach dem Tode des Kaisers 1341 dieses Geschäft übernommen, so bildete sich gegen ihn in Constantinopel eine mächtige Parthey, an deren Spitze die verwittwete Kaiserin Anna, der Patriarch der Hauptstadt, und der Großadmiral standen. Des Hochverraths angeklagt, und abwesend zum Tode verurtheilt, sah Cantacuzenus weiter keine Wahl vor sich, als zwischen dem Schafott und dem Thron. Aber um den letztern zu besteigen, bedurfte er auswärtiger

Hülfe. Diese suchte und erhielt er bey den Türken; durch sie gelangte er zu einer Herrschaft, die er zehn Jahre behauptete, bis es ihm gefiel, oder er gezwungen ward, den kaiserlichen Pallast mit einem Kloster zu vertauschen. Durch diese genaue Verbindung, die durch die Heirath seiner Tochter Theodora mit dem Sohn des Türkischen Emirs oder Fürsten Organ noch enger geknüpft ward, hatten die Türken Gelegenheit, als Freunde in Europa Eingang zu finden. Eine zahlreiche Colonie ließ sich an den Ufern des Hellespont nieder, bemächtigte sich der festen Schlösser, unterwarf sich die Provinz Romanien, und breitete sich dermaßen aus, daß schon der Sohn des Organ, Amurath der Erste, seine Residenz in Adrianopel aufschlug. Dieß geschah im Jahr 1439 und wenn gleich das gute Vernehmen zwischen Christen und Türken noch eine Zeitlang fortdauerte, oder doch zuweilen wieder hergestellt ward, so war der Unterschied zwischen diesen Völkern doch zu groß als daß eine solche Vereinigung hätte von Dauer seyn können.

Schon Bajazet, der Erste, der Sohn und Nachfolger Amuraths, stand im Jahre 1396 vor Constantinopel, und unmöglich hätte diese Hauptstadt über ein halbes Jahrhundert noch den türkischen Waffen widerstehen können, wenn nicht ein neuer

Sturm die türkische Herrschaft in ihrer Grundfeste erschüttert, und Bajazet selbst von dem Thron in die Gefangenschaft geworfen hätte. Timur (oder wie man ihn häufig, aber mit Unrecht, nennt, Tamerlan) ein mogolischer Fürst, einer der größten Eroberer, aber auch zugleich einer der größten Menschen, die die Geschichte kennt, erregte denselben. Geboren bey Samarkand, an den Grenzen von Persien, in einem Zeitalter, wo seine Nation durch innere Kriege zerrüttet ward, hatte er von seinen Knabenjahren an sich in Schlachten herumgetummelt. Bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr focht er für die Rechte seines Stammes, als er zuletzt, von der Menge seiner Feinde überwältigt, unterzuliegen schien. Seine Truppen wurden geschlagen, und der künftige Welteroberer irrte mit seinem Weibe und sieben Begleitern in der Wüste umher. Auch diese wurden ihm entrissen, und um sein eigenes Leben zu retten, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als durch einen der reißendsten Ströme, den Oxus, zu schwimmen, über den er vorher mit seinen Truppen gegangen war. Sein Entschluß ward bald gefaßt; er warf sich in die Wellen, und brachte an das jenseitige Ufer nichts, als sich selbst. Aber bald sammelten sich mehrere seiner alten Anhänger zu ihm. Der Ruhm seiner Thaten vermehrte ihre Anzahl, und in sei-

nem vier und dreyßigsten Jahre glückte es ihm, durch ihre Unterstützung den Thron von Samarkand zu besteigen. Er ward dadurch Herr eines prächtigen Reichs. Allein eine Erhöhung, die jeder andere vielleicht als den Gipfel des Glücks angesehen hätte, betrachtete er nur als die Grundlage desselben. Von Samarkand aus verbreiteten sich seine siegreichen Heere, an deren Spitze er selber focht, über ganz Asien; Persien, Indien und die chinesische Tartarey wurden Provinzen seines Reichs, und nachdem er so den Osten und Süden besiegt hatte, wandte er sich gegen Westen, nach Kleinasien oder Natolien, wo die Eroberungen von Bajazet, und seine eigenen, einander berührten. Nach zweyjährigen Drohungen und Zurüstungen, die Bajazet zwangen, die schon angefangene Belagerung von Constantinopel aufzuheben, gingen endlich beyde Fürsten an der Spitze ihrer unermeßlichen Heere auf einander los. Das von Timur wird nach der geringsten Angabe auf 800,000 Mann, und das von Bajazet halb so stark geschätzt; und der 14te Julius 1402 war der merkwürdige Tag, wo auf der Ebene von Angora in Kleinasien das Schicksal beyder Heere entschieden wurde. Timur siegte nicht nur, sondern bemächte sich selbst der Person des Bajazet, der bis ans Ende seines Lebens in der Gefangenschaft bleiben

Sturm die türkische Herrschaft in ihrer Grundfeste erschüttert, und Bajazet selbst von dem Thron in die Gefangenschaft geworfen hätte. Timur (oder wie man ihn häufig, aber mit Unrecht, nennt, Tamerlan) ein mogolischer Fürst, einer der größten Eroberer, aber auch zugleich einer der größten Menschen, die die Geschichte kennt, erregte denselben. Geboren bey Samarkand, an den Grenzen von Persien, in einem Zeitalter, wo seine Nation durch innere Kriege zerrüttet ward, hatte er von seinen Knabenjahren an sich in Schlachten herumgetummelt. Bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr focht er für die Rechte seines Stammes, als er zuletzt, von der Menge seiner Feinde überwältigt, unterzuliegen schien. Seine Truppen wurden geschlagen, und der künftige Welteroberer irrte mit seinem Weibe und sieben Begleitern in der Wüste umher. Auch diese wurden ihm entrissen, und um sein eigenes Leben zu retten, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als durch einen der reißendsten Ströme, den Oxus, zu schwimmen, über den er vorher mit seinen Truppen gegangen war. Sein Entschluß ward bald gefaßt; er warf sich in die Wellen, und brachte an das jenseitige Ufer nichts, als sich selbst. Aber bald sammelten sich mehrere seiner alten Anhänger zu ihm. Der Ruhm seiner Thaten vermehrte ihre Anzahl, und in sei-

nem vier und dreyßigsten Jahre glückte es ihm, durch ihre Unterstützung den Thron von Samarkand zu besteigen. Er ward dadurch Herr eines prächtigen Reichs. Allein eine Erhöhung, die jeder andere vielleicht als den Gipfel des Glücks angesehen hätte, betrachtete er nur als die Grundlage desselben. Von Samarkand aus verbreiteten sich seine siegreichen Heere, an deren Spitze er selber focht, über ganz Asien; Persien, Indien und die chinesische Tartarey wurden Provinzen seines Reichs, und nachdem er so den Osten und Süden besiegt hatte, wandte er sich gegen Westen, nach Kleinasien oder Natolien, wo die Eroberungen von Bajazet, und seine eigenen, einander berührten. Nach zweyjährigen Drohungen und Zurüstungen, die Bajazet zwangen, die schon angefangene Belagerung von Constantinopel aufzuheben, gingen endlich beyde Fürsten an der Spitze ihrer unermeßlichen Heere auf einander los. Das von Timur wird nach der geringsten Angabe auf 800,000 Mann, und das von Bajazet halb so stark geschätzt; und der 14te Julius 1402 war der merkwürdige Tag, wo auf der Ebene von Angora in Kleinasien das Schicksal beyder Heere entschieden wurde. Timur siegte nicht nur, sondern bemächte sich selbst der Person des Bajazet, der bis ans Ende seines Lebens in der Gefangenschaft bleiben

mußte. Hätte Timur eine Flotte gehabt, so würde diese Schlacht ohne Zweifel den völligen Untergang der türkischen Herrschaft nach sich gezogen haben, und vielleicht auch Constantinopel selbst in seine Hände gefallen seyn. Denn wer hätte es ihm wehren wollen, nach Europa überzugehen, und den dortigen Überrest der türkischen Macht gänzlich zu unterdrücken? — So aber, da er keine Schiffe hatte, machten die Küsten von Asien zugleich die Grenzen seiner Eroberungen aus, und bald nach jener entscheidenden Schlacht wurden der Sieger und der Besiegte durch den Tod sich wieder gleich gemacht. Bajazet überlebte seine Gefangenschaft nur zwey, Timur seinen Sieg nur drey Jahre. Er starb im Jahr 1405, und sein ungeheueres Reich, von dem ein Theil nachher das Reich des großen Moguls, wie man ihn nennt, ausmachte, zerfiel so schnell, als es entstanden war.

Dieser Völkersturm von Asien her, der das türkische Reich bis an den Rand des Verderbens führte, befreyte eben dadurch auch die Christen, und besonders Constantinopel selbst, auf eine Zeitlang von den Anfällen der Türken. Nach der Gefangennehmung des Bajazeth geriethen noch dazu seine Söhne untereinander in bürgerliche Kriege, die bis auf das Jahr 1413 dauerten, und deren Erzählung hieher nicht gehört. Aber bey dem al-

lem ließ es sich leicht voraussehen, daß diese Ruhe von keiner langen Dauer seyn würde. Jener Sturm hatte zwar dem Baum seine Zweige geraubt, aber der Stamm war stehen geblieben, und bald sproßten auch die Zweige aufs neue hervor. Kaum hatte Timur die asiatischen Provinzen der Türken wieder geräumt, so kamen diese auch wieder in Besitz davon. Mahomet, der jüngste Sohn des unglücklichen Bajazeth, erhielt um das Jahr 1414 nicht allein das Übergewicht über seine Brüder, sondern vertrieb auch die letzten Überreste der Mogolen aus Kleinasien, und sein Sohn Amurath der Erste, der 1421 zur Regierung kam, ging wieder nach Europa über, eroberte Adrianopel, schlug, wie sein Großvater Bajazeth, hier wieder den Sitz seiner Regierung auf, vereinigte alle vormahligen Provinzen aufs neue, und stellte auf diese Weise den vorigen Glanz des türkischen Reichs in eben dem Maße wieder her, als es jetzt den Christen wieder aufs neue furchtbar ward.

Wenn die letzteren es auch hätten vermeiden wollen, an den Streitigkeiten der Söhne des Bajazeth Antheil zu nehmen, so hätten sie es dennoch nicht können, da die eine oder die andere Partey immer Schutz oder Hülfe bey ihnen suchte. Ihr politisches Interesse hätte es unstreitig erfordert, immer die Partey des Schwächeren zu nehmen, diesen ge-

gen den Mächtigeren zu unterstützen, und eben dadurch die Streitigkeiten zu unterhalten, die das einzige Mittel waren, ihren eigenen Untergang, wo nicht gänzlich abzuwenden, doch wenigstens aufzuschieben. Allein Kaiser Immanuel war unvorsichtig genug, sich mit dem mächtigen Mahomet, dem Vater des Amurath, zu verbinden. Eine Freundschaft, die nicht länger dauern konnte, als es die Convenienz des Mächtigeren erforderte; und in der That, kaum sah sich Amurath der zweyte auf den Thron, so stand er auch schon im Jahr 1422 mit einer Armee vor den Thoren von Constantinopel. Aber die Stunde dieser Kaiserstadt hatte noch nicht geschlagen; innere Unruhen, die in seinem Reiche ausbrachen, zwangen ihn, nach einem Zeitraume von zwey Monaten die Belagerung aufzuheben, und sich mit einem jährlichen Tribut, und der Einräumung alles Gebiets, das den christlichen Kaisern noch außerhalb Constantinopel und seinen Vorstädten übrig war, zu begnügen.

Manche Leser werden sich schon gewundert haben, warum die griechischen Kaiser in diesen bedrängten Umständen nicht da Hülfe suchten, wo sie einzig zu hoffen war — bey den christlichen Mächten des westlichen Europas. Noch war die Macht der Türken nicht so fürchterlich, daß eine

Vereinigung der ganzen Christenheit ihr nicht hätte die Spitze bieten können; und das eigne Interesse der Christen schien eine solche Vereinigung so offenbar zu fordern, daß man hätte glauben sollen, beyde Theile würden sich von selbst dazu die Hände geboten haben. Allein unglücklicher Weise wurden beyde durch eine Scheidewand getrennt, die sie selbst, mit vereinigten Kräften, ungeachtet aller gemachten Versuche, nicht niederreißen konnten. Verschiedenheit von Meinungen in einigen Glaubensartikeln, war es, die diese Scheidewand bildete, und durch welche die berühmte Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche entstanden war, die bekanntlich noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Zwar hätten diese Streitigkeiten, ihrer Natur nach, auf politische Verbindungen keinen Einfluß haben sollen; allein man glaubte, nicht eher eine feste politische Freundschaft errichten zu können, als bis man sich über die Religionsstreitigkeiten verglichen hätte.

Ohnehin mußten, nach der damahligen Lage der Dinge, alle politischen Verhandlungen durch die Hände der Päbste gehen, deren eigenes Interesse es erforderte, eine Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen zu der ersten Grundlage eines Traktats zu machen.

In der That hatte man an dieser Vereinigung auch schon lange gearbeitet. Päbste und Kaiser hatten sich schon zu wiederhohltenmahlen dazu die Hände geboten, ja sogar mehrere Kaiser selbst waren deßhalb in Person von Constantinopel nach Italien gegangen; aber eine Menge Ursachen trafen zusammen, warum diese Unterhandlungen nothwendig fruchtlos ablaufen mußten. Die wiederhohlten Angriffe der Türken waren das Signal zu der Erneuerung derselben gewesen, und wenige Jahre vor dem Fall der Kaiserstadt, da ohnehin die wachsende Größe Amuraths immer furchtbarer ward, schien sich die bequemste Gelegenheit zu der Ausführung dieses Planes darzubieten, da schon seit dem Jahre 1417 die Häupter der abendländischen Kirche auf dem berühmten Concilio zu Costnitz, und nachmahls zu Basel, versammelt waren.

Eine Vereinigung beyder Kirchen zu Stande zu bringen, mußte eine zu glänzende Aussicht für sie seyn, als daß sie gar nicht hätten ihr Augenmerk darauf richten sollen. Man fing deßhalb Unterhandlungen mit Johannes Paläologus, dem vorletzten christlichen Kaiser der Morgenländer, an; Pabst und Concilium wetteiferten, ihn für sich zu gewinnen; und als sich Johannes endlich entschloß, sebst nach den Abendländern zu kommen, so eilte eine päbstliche Flotte nach Constan-

tinopel, um ihn und seine Begleitung abzuhohlen; und im Februar 1438 landete er schon in Venedig. Was nur an Gold und Kostbarkeiten in Constantinopel aufzutreiben gewesen war, das hatte man zu diesem Zuge verwandt, um so viel möglich in einem glänzenden Aufzuge zu erscheinen; aber es war ein Bettelstolz, der um so viel eher in seiner wahren Gestalt erscheinen mußte, da das stolze und reiche Venedig alle seine Kräfte aufbot, den sogenannten Beherrscher des Morgenlandes auf eine seiner würdigen Weise zu empfangen. Zu Ferrara sahen sich Kaiser und Pabst. Der letzte versuchte es hier, ein neues Concilium zu versammeln, da die zu Basel versammelten Väter keine Lust hatten, über die Alpen zu kommen, und man schloß unter gewissen Modificationen der streitigen Lehrsätze eine Vereinigung, von der es sich voraus sehen ließ, daß sie so gut wie gar keine war, da sie von Seiten der Abendländer nicht allgemein angenommen ward, und da der Kaiser und die morgenländische Geistlichkeit nicht darauf gerechnet hatten, daß sie mit einem Federzuge nicht den Glauben ihres Volks ändern könnten. Im Jahre 1440 kam der Kaiser nach einer fast zweyjährigen Abwesenheit wieder nach Constantinopel zurück, und der allgemeine Unwille, mit dem er empfangen ward, zeigte ihm schon hinreichend, wie fruchtlos

seine Reise gewesen sey. Indessen wenn es gleich unmöglich war, eine Glaubensvereinigung durch diese Versammlung zu Stande zu bringen, so lag dem Pabste doch zuviel daran, der Welt wenigstens einige Früchte davon zu zeigen. So wie einst im eilften Jahrhundert die ganze Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Unglaubigen zu vereinigen, durfte er nicht hoffen; aber deßhalb brauchte er nicht die Hoffnung aufzugeben, bey einzelnen christlichen Mächten etwas auszurichten, und der damahlige politische Zustand von Europa berechtigte ihn noch mehr dazu. Zwar durfte er von den westlichen Reichen sich keinen Beystand versprechen; denn diese waren entweder mit ihm gespannt, oder hatten genug unter sich zu thun, aber desto eher von den östlichen. Die Kronen von Ungarn und Pohlen waren damahls auf dem Haupte von Ladislaus vereinigt, einem jungen, feurigen Prinzen, dessen eigenes Interesse es erforderte, die türkische Macht zu schwächen, so viel ihm möglich war. An Johann Hunniades, dem Woywoden von Siebenbürgen, einem glücklichen Abentheurer, hatte er einen tüchtigen General. Der griechische Kaiser versprach, aus allen Kräften die Sache der Christenheit zu unterstützen, und der Nahme eines Religionskrieges war nachdrücklich genug, um die Gemuther der Ungaren und

Pohlen zu entflammen; auch rechnete man auf die Hülfe von Venedig und Genua. Was sonst noch für Bedenklichkeiten da seyn mochten, die räumte die Beredsamkeit des päbstlichen Legaten weg; der Krieg ward beschlossen, und Ladislaus ging im Jahr 1443 über die Donau. Das Glück begleitete seinen Zug, und da die türkischen Waffen gerade an einer andern Seite beschäftigt waren, so both man ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen Frieden an. Die versprochenen Vortheile bestimmten Ladislaus, dieselben anzunehmen, und die Türken schienen mit geringer Aufopferung ein Ungewitter abgewendet zu haben, das ihrer europäischen Herrschaft den Untergang drohte.

Aber man kann es sich leicht vorstellen, wie groß die Unzufriedenheit des Pabstes und der übrigen Verbündeten seyn mußte. Die ganze Absicht des Kreuzzugs ward dadurch verfehlt; sie alle gingen leer aus, und Ladislaus war der einzige, der die Vortheile zog.

Kaum war der Friede geschlossen, so ward auch das Klagen allgemein. Jetzt eben, hieß es, sey der günstigste Zeitpunkt da, um den Erbfeind der Christenheit auszurotten; die venetianischen und genuesischen Flotten hätten den Hellespont besetzt; die Griechen selbst hätten sich gerüstet; und was wichtiger sey, als das alles, in den türkisch-asia-

kischen Provinzen sey ein heftiger Sturm gegen Amurath ausgebrochen. Diese letzte Nachricht war es besonders, die auf Ladislaus Eindruck machte; der päbstliche Legat führte ihm zugleich zu Gemüth, daß er durch den geschlossenen Frieden ein Verräther der Christenheit geworden und daß er so wenig verpflichtet sey, denselben zu halten, daß es vielmehr Pflicht sey, denselben zu brechen. Diese wiederhohlten Vorstellungen machten endlich Eindruck auf das Gemüth des Königs; er hatte den Winter über Zeit genug, sich zu bedenken, und die Entscheidung fiel zu seinem eigenen Unglück endlich nach dem Wunsche des Pabstes aus.

Im Jahre 1444 ging er mit seiner Armee wieder über die Donau, brach den kurz vorher beschwornen Frieden, und drang aufs neue in die türkischen Provinzen ein. Seine siegreichen Truppen rückten ohne Widerstand vor, bis sie endlich zu Warna in Bulgarien Sultan Amurath selbst an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann gegen sich ankommen sahen.

Amurath hatte nicht lange vor dieser Begebenheit, aus Hang zu einem ruhigen Leben, freywillig die Regierung niedergelegt, sich nach Asien in die Einsamkeit begeben, und war Willens, hier den Rest seiner Tage zuzubringen. Allein der ein-

brechende Sturm von Ungarn her riß ihn wieder aus dieser Ruhe; seine Soldaten, die unter ihm gewohnt gewesen waren zu siegen, wollten auch nur unter ihm fechten, und auf die Treulosigkeit der Christen baute er seine Hoffnung zum Siege. Von Asien her eilte er zuerst nach Adrianopel; der genuesische Admiral, der mit seiner Flotte den Hellespont besetzt hielt, ward bestochen, ihm den Übergang zu erleichtern; und von Adrianopel aus rückte er an der Spitze seines Heeres den Christen entgegen. Warna war, wie vorher gesagt, der Ort, wo sich beyde Heere trafen, und der zehnte November 1444 der Tag, der ihr beyderseitiges Schicksal entschied. Als sich der Sultan mit seinem Heere zeigte, sank schon den Christen der Muth, da sie ihn stärker und sich schwächer sahen, als sie vorher selbst geglaubt hatten; und sie hätten vielleicht einen Rückzug der Schlacht vorgezogen, wenn es nicht zu diesem zu spät, und Ladislaus weniger entschlossen gewesen wäre, zu siegen oder zu sterben. Bey dem ersten Angriff, der auf die Flügel der türkischen Armee geschah, wurden diese zum Weichen gebracht, und Amurath selbst soll schon auf der Flucht gewesen seyn, als ein alter Janitschar seinem Pferde in die Zügel fiel, und ihn an seine Pflicht erinnerte.

Er raffte seinen geschlagenen Haufen wieder zusammen, rief mit aufgehobenen Händen den Gott der Wahrheit, und Jesus seinen Propheten, als Rächer der Treulosigkeit der Christen an, und drang an der Spitze seiner Janitscharen, die noch frisch waren, und an dem Gefecht keinen Antheil genommen hatten, auf die Christen ein. Diese hatten beym Verfolgen ihre Glieder getrennt, und sich zu weit vorwärts gewagt, und prallten daher auf den geschlossenen Reihen der Janitscharen, wie auf einer Mauer ab. Die Flügel der türkischen Armee gewannen dadurch Zeit, sich wieder zu stellen, und griffen sie auf den Seiten an; Ladislaus selbst verlor sich im dem Getümmel der Schlacht. Amuraths eigene Lanze soll ihn vom Pferde geworfen haben; genug er fiel, und sein abgehauener Kopf war für die Türken das Panier des Sieges, so wie für die Christen das Signal zur Flucht. Zehntausend Christen fielen in der Schlacht, und Johannes Hunniades rettete nur mit Mühe die geringen Überbleibsel des christlichen Heeres.

So sank also die letzte Stütze des griechischen Kaiserthums, und offenbar war durch diese ganze Unternehmung die Lage desselben nicht nur nicht besser, sondern um vieles schlimmer geworden. Der Religionshaß ward dadurch mehr angefacht, und die Griechen wurden jetzt als erklärte Feinde der Chri-

sten betrachtet. Amurath hatte die vorgehabte Vereinigung der Christen schon mit scheelen Augen angesehen, und auf alle Weise zu verhindern gesucht. Er hatte jetzt die Folgen davon erfahren; der treulose Friedensbruch mußte ihn natürlich noch mehr erbittern, und ihn hinreichend lehren, daß keine Sicherheit für seine Nation in Europa sey, so lange Constantinopel ihm nicht die Thore geöffnet habe. Auch konnte dieser Stadt ihr Schicksal nicht mehr zweifelhaft bleiben; allein so sehr auch Johannes Paläologus zu fürchten, und Amurath zu hoffen Ursache hatte, so war es doch von der Vorsehung beschlossen, daß dieser so wenig den Thron von Constantinopel besteigen, als jener ihn verlieren sollte. Ein kühner und glücklicher Abentheurer war es, der den Fall der Kaiserstadt noch auf einige Jahre aufhielt.

Georg Castriota Scanderberg (Fürst Alexander), wie die Türken ihn nannten, ist in der Geschichte jener Zeit zu berühmt, und zu sehr als mithandelnde Person darin verflochten, als daß wir ihn hier mit Stillschweigen übergehen könnten. Er war der vierte Sohn von Johann Castriota, Fürsten von Albanien; als aber dessen Land zu einer türkischen Provinz gemacht ward, so kam er schon in früher Jugend an den Hof des Sultans, ward als Muselmann erzogen, und focht nachher in den

türkischen Herren. Aber, war es Ehrgeiz, oder Rachsucht über das ihm geraubte Fürstenthum seines Vaters, er wollte nicht als Unterthan dienen, und fand Mittel, durch einen kühnen Streich sich desselben wieder zu bemächtigen.

Als im Jahre 1443 bey dem glücklichen Einfalle des Ladislaus seine Truppen geschlagen waren, so machte er sich die herrschende Verwirrung zu Nutze, überfiel den Reis-Effendi, oder Staatssekretair, setzte ihm den Dolch auf die Brust, und zwang ihn, ihm auf der Stelle im Nahmen des Sultans, das Patent oder den Firman auszufertigen, durch den er zum Gouverneur von Albanien, seinem väterlichen Fürstenthum, ernannt wurde. Der Staatssekretär gehorchte zitternd, und als Scanderberg hatte, was er wollte, stieß er ihm den Dolch ins Herz, damit sein Geheimniß nicht verrathen wurde. Noch dieselbe Nacht setzte er sich auf sein Pferd, und eilte, von wenigen seiner Vertrauten begleitet, gerades Weges nach Albanien. Der Firman des Sultans öffnete ihm ohne Mühe die Thore von Croya, der Hauptfestung des Landes, und kaum sah er sich in dem Besitz derselben, als er die Maske abzog, dem Propheten und dem Sultan den Gehorsam aufkündigte, und sich als rechtmäßigem Besitzer seines väterlichen Fürstenthums huldigen ließ. Unternehmun-

gen der Art waren in jenem Zeitalter weit eher möglich als jetzt, da eine Menge Abenthyurer auf den ersten Ruf als Miethstruppen zusammenflossen, und da der Religionshaß allein im Stande war, die Anhänger der verschiedenen Partheyen zu bewaffnen. Der Ruhm seiner Tapferkeit, und der Eifer für die Religion, deren Sache er verfocht, versammelte bald um ihn ein Heer, mit dem er, unterstützt durch seine eigene Klugheit und Erfahrung, in den gebirgichten Gegenden Albaniens sich in den Stand gesetzt sah, den wiederhohlten Angriffen der Türken, bis an das Ende seines Lebens, glücklich zu widerstehen.

Die Unternehmungen gegen diesen Fürsten, den man nie ganz unterdrücken konnte, und einige innere Unruhen beschäftigten Amurath, der ohnehin die Ruhe liebte, und zu keinen großen Unternehmungen mehr aufgelegt war, wenn er nicht dazu gezwungen wurde; und der Sitz des griechischen Kaiserthums hatte Ruhe, bis er sowohl als Johannes Paläologus von der Scene abgetreten waren. Der Letzte starb im Jahr 1448, der Erste 1551. Der Nachfolger von jenem war nach einigen Streitigkeiten sein ältester Bruder, Constantin Paläologus, der Nachfolger von Amurath aber sein ungleich größerer Sohn, Mahomet der Zweyte.

Die ersten Unternehmungen von beyden Monarchen zeichnen am besten ihren Charakter. Mahomet, dessen erster und einziger Gedanke die Eroberung von Constantinopel und Vertilgung des morgenländischen christlichen Kaiserthums war, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch schon anfing, den Griechen Troß zu bieten. Der Canal nach dem schwarzen Meer ist für die Hauptstadt selbst, aus Gründen, die wir oben angeführt haben, von der größten Wichtigkeit, da sie einen großen Theil der benöthigten Zufuhr von daher erhält. Amurath, sein Vater, hatte schon an demselben auf der asiatischen Küste ein festes Schloß angelegt; Mahomet beschloß ein Gleiches auf der europäischen Küste zu thun, um den Canal gänzlich in seiner Gewalt zu haben, und eine trotzige Antwort war alles, was die Griechen auf ihre Vorstellungen erhalten konnten. „Der Grund und Boden sey sein, und er wolle doch sehen, wer es ihm wehren wolle„ antwortete Mahomet. Constantin, der neue griechische Kaiser, sah die Folgen ein, die diese Unternehmung haben würde, und war der Einzige, der Muth genug hatte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen; aber seine Vorstellungen waren zu schwach, um Eindruck auf seine Minister zu machen, die einen gewissen, aber späteren Untergang

einer möglichen, wenn gleich wenig wahrscheinlichen, Rettung vorzogen.

Mahomet baute also ungestört fort, und es konnte ihm nicht schwer werden, einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu finden. Die übermüthige Bewegung der Türken erbitterte die Griechen immer mehr und mehr, und wie jene es einst so weit trieben, daß sie ihre Pferde in dem Korn der letzteren weiden ließen, kam es zu einem Gefechte, worin von beyden Seiten mehrere erschlagen wurden. Dieser Vorfall (im Junius 1452) war das erste Signal zu offenbaren Feindseligkeiten, und verbreitete Schrecken in der Hauptstadt. Die Thore wurden geschlossen, aller Verkehr hörte auf, und Mahomet selbst machte kein Geheimniß mehr daraus, daß die Vollendung seiner Festungswerke, die ihn zum Herrn des Bosporus machten, ihn allein noch abhielten, die Belagerung anzufangen. Er vollendete dieselben noch im Herbst dieses Jahrs, und ein Tribut, den er von allen durchfahrenden Schiffen forderte, war die erste Folge davon.

Der Winter ward von beyden Seiten auf eine sehr verschiedene Weise zugebracht. Mahomet rüstete sich zu seinem großen Vorhaben; die Provinzen seines Reichs mußten ihm Truppen liefern; seine Hauptsorgfalt war aber auf die Verbesserung und Vermehrung seiner Artillerie gerichtet. Da

der Gebrauch des großen Geschützes, so wie des Schiesspulvers überhaupt, damahls noch in seiner Kindheit war, so glaubte man, die Größe der Kanonen sey es, die sie furchtbar mache, und es wurden daher einige von so ungeheuerer Größe verfertiget, daß man vermuthete, wenige Schüsse aus denselben würden hinreichend seyn, die Wälle und Mauern von Constantinopel zu Grunde zu richten.

Ganz anders sah es dagegen in Constantinopel aus. Daß das Ungewitter, das sich schon zusammen gezogen hatte, bald losbrechen würde, sah man voraus; aber wo sollte man Mittel finden, es abzuwenden, oder sich dagegen zu schützen? In dem westlichen Europa war kein Beystand zu hoffen; Frankreich und England waren unter einander im Kriege, und Kaiser Friedrich der Dritte hatte mit seinen eigenen Unterthanen und den Ungaren und Böhmen zu viel zu schaffen, als daß er hätte an einen Türkenkrieg denken können. Auch war selbst der Religionshaß in diesen unglücklichen Zeiten so groß, daß die griechischen Christen ihre abendländischen Brüder weit mehr, als die Muselmänner haßten. Zwar war Constantinopel auch damahls eine volkreiche Stadt; man zählte über 100,000 Einwohner; allein nach einer genauen Musterung fand man unter ih-

nen nicht mehr als 4000, auf die man sich bey der Vertheidigung des Vaterlandes verlassen konnte. Und wie sollten diese eine so weitläuftige Stadt gegen die Anfälle so zahlreicher Heere beschützen? Die einzige Hoffnung gründete sich auf den Muth und die Thätigkeit des Kaisers selbst, der nichts unterließ, um sich in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Die 4000 Mann wurden in den Waffen geübt; zu ihnen kam noch eine Verstärkung von 2000 Mann tapfrer Miethstruppen, unter der Anführung eines edlen Genuesers, Giustiniani. Die Mauern und Festungswerke wurden ausgebessert, und der Eingang zum Hafen, um der feindlichen Flotte das Einlaufen zu verwehren, mit einer dicken Kette gesperrt.

Die türkische Macht wird so sehr verschieden angegeben, daß es unmöglich ist, etwas Zuverläßiges zu bestimmen. Einer der glaubwürdigsten Geschichtschreiber schätzt sie auf 250,000 Mann; aber ein großer Theil davon, oder vielmehr bey weitem der größte, bestand aus Gesindel, das herzugelaufen war, um Beute zu machen. Das Corps der Janitscharen, der Kern der türkischen Armee, wird auf nicht mehr als 15000 Mann geschätzt. Eine gleiche Bewandtniß hatte es mit der türkischen Seemacht. Eine zahlreiche Flotte von mehr als 300 Segeln bedeckten das Mare di Marmora;

aber nur achtzehn davon waren Kriegsschiffe oder bewaffnete Galleeren; der übrige Schwarm diente bloß zum Transport der Lebensmittel und Soldaten.

Sobald es die Jahrszeit erlaubte, versammelte Mahomet seine Truppen, und brach mit ihnen gegen Constantinopel auf. Die kleineren Städte, die den Griechen noch übrig waren, beugten sich vor ihm, wie das niedere Gesträuch vor dem kommenden Sturmwind, und schon am 6ten April 1453 pflanzte er seine Fahne vor den Thoren von Constantinopel auf.

Von den drey Seiten der Stadt konnte nur die Landseite angegriffen werden. Der Hafen war, wie oben erinnert, gesperrt, und die türkische Flotte zu schwach, als daß man von der Meerseite her hätte einen Angriff wagen können. Die Bestimmung der Flotte war daher eigentlich, die Zufuhr abzuschneiden, indem sie die beyden Meerengen besetzt hielt, während daß der Sultan die Stadt von der Landseite bestürmte. Zu diesem Ende bildete seine Armee eine Linie, die sich von der Spitze des Hafens an südlich bis an das Meer, oder bis an das Schloß der Siebenthürme erstreckte.

Den Mittelpunkt derselben bildete das Corps der Janitscharen, bey denen sich der Sultan selbst

befand, die übrigen Truppen waren auf beyden Seiten ausgebreitet, und eine Vertheidigungslinie diente ihnen zur Schutzwehr. Die Vorstadt Galata, an der andern Seite des Hafens, war von einem besondern Corps eingeschlossen, nicht um sie zu belagern, sondern nur zu bewachen; denn diese Vorstadt stand damahls mit der Hauptstadt selbst in einem besondern Verhältniß. Sie war den, in der Gegend des schwarzen Meeres einst mächtigen, Genuesern schon vor 200 Jahren von den Griechen als ein Lehen eingeräumt worden, hatte nachher bey der abnehmenden Macht des griechischen Kaiserthums, theils durch Güte, theils durch Gewalt, sich manche wichtige Vorrechte erworben, und vor dem Anfange der jetzigen Belagerung, durch einen Privattraktat, den Mahomet ihr gerne bewilligte, weil es in seinem Belieben stand, wie lange er ihn halten wollte, eine Gefahr von sich abzuwenden gesucht, der sie doch früher oder später unterliegen mußte.

Wenn man auf diese Weise die Macht der Belagerten und des Belagerers gegen einander abwiegt, so scheint die Wagschaale freylich so sehr auf die Seite des letztern zu sinken, daß man glauben sollte, die erstern würden auch keinen Augenblick das Gleichgewicht haben erhalten können. Aber wenn man bedenkt, daß die Belagerungskunst

und der Gebrauch des schweren Geschützes damahls noch in ihrer Kindheit waren; daß die Belagerten Zeit gehabt hatten, ihre Festungswerke herzustellen; daß sie einen entschlossenen Anführer an ihrer Spitze hatten, und endlich, daß es bey ihnen nur Sieg oder Untergang galt, so sieht man leicht, daß der türkische Eroberer dennoch Schwierigkeiten zu besiegen hatte, die alle seine Thätigkeit und Entschlossenheit erforderten.

Die Art der Befestigung durch eine doppelte Mauer, mit einem tiefen Graben in der Mitte, brachte es mit sich, daß der Belagerer seine erste Hoffnung auf sein schweres Geschütz setzen mußte. Er mußte die vordere Mauer niederschießen, und sich einen Weg durch den Graben bahnen, um die hintere bestürmen zu können. Von vierzehn verschiedenen Batterien ward daher die Mauer unabläßig beschossen, und die Schwere des Geschützes ersetzte den Mangel der Geschwindigkeit, worin man in jenen Zeiten noch nicht den bewundernswürdigen Grad erreicht hatte, bis zu welchem man in unsern Tagen gekommen ist. Die größte seiner Kanonen, die unter dem Nahmen der Kanone des Mahomet bekannt ist, schoß eine steinerne Kugel von 600 Pfund. Nur siebenmahl des Tages konnte man sie abfeuern; die ungeheure Maschine sprang zuletzt, und beschädigte eine Menge

Menschen, die ihr nahe waren. Das anhaltende Feuer, dem die Türken, durch die Erfahrung belehrt, nach und nach eine bessere Richtung gaben, blieb nicht ohne Wirkung; ein Theil der vorderen Mauer stürzte ein, und die Türken machten sogleich einen Versuch, durch die Öffnung vorzudringen, und den Graben auszufüllen. Ein hölzerner Thurm, mit Faschinen ausgefüllt, und auf Räder gestellt, ward gegen die Öffnung gebracht, und diente zugleich zum Magazin für die Ausfüllung des Grabens, und zum Rückhalt bey den Angriffen auf die Mauer. Dieser Versuch schien in der That einen glücklichern Ausgang zu versprechen, als man erwarten konnte. Die ungeheure Menge Faschinen, die oft mit den Menschen zugleich in den Graben gestürzt wurden, füllten einen Theil desselben aus, und ein Thurm in der feindlichen Mauer litt so beträchtlich, daß nur die einbrechende Nacht die Türken zwang, einen Angriff zu endigen, den sie den folgenden Tag gewiß zu vollenden hofften. Aber die Thätigkeit des griechischen Kaisers, und der Eifer seiner Soldaten vereitelten diese Hoffnung. Der hölzerne Thurm ward in dem Dunkel der Nacht in Flammen gesetzt, der Graben wieder ausgeleert, und der beschädigte Thurm in der Mauer nach Möglichkeit wieder hergestellt.

So ward dieser erste Angriff glücklich zurückgeschlagen, und während daß Mahomed noch hierüber tobte, ging den Christen unvermuthet ein neuer Strahl der Hoffnung auf. Auf des Kaisers Betrieb waren auf den Inseln des Archipelagus einige Schiffe mit Lebensmitteln, Amunition und Truppen ausgerüstet, und bald nach dem Angriff erschienen fünf davon, die gerade nach Constantinopel steuerten. Der Anblick belebte auf einmahl wieder die niedergeschlagene Hoffnung in der belagerten Stadt; aber mit dieser Freude vereinigte sich auch sogleich die Besorgniß, daß diese Hülfe vielleicht vergeblich seyn möchte; denn wie sollten die Schiffe den Hafen erreichen? Sie hatten zu lange gezaudert, um ohne Gewalt dahin gelangen zu können; die türkischen Schiffe hatten schon den Hellespont gesperrt, und ein Seegefecht mußte erst die Entscheidung geben, ob sie in den Hafen von Constantinopel einlaufen sollten, oder nicht. Die türkische Flotte stellte sich in Schlachtordnung, und bildete, stolz auf ihre Uebermacht, einen halben Mond, dessen Spitzen die beyden Ufer berührten. Die christlichen Schiffe, besser bemannt und regiert, wenn gleich geringer an Zahl, segelten kühn auf sie los, und die Küsten des Meeres waren mit unzähligen Zuschauern bedeckt, die, indem sie ängstlich auf den Ausgang harrten, jede ihre Parthey

durch ihren Zuruf aufzumuntern strebten. Mahomed setzte sich selbst aufs Pferd, und jagte ans Ufer; sein Anblick und seine Stimme ermunterte seine Soldaten, und ungeduldig, daß er nicht selbst an dem Gefecht Antheil nehmen konnte, spornte er zu wiederhohltenmahlen sein Pferd in die Wellen des Meeres. Vor seinen Augen ward jetzt das Gefecht zum zweyten, und sogar zum drittenmahl erneuert, aber bey diesem dritten Angriff, heftiger und blutiger als die beyden ersten, mußte die Übermacht der Türken der Geschicklichkeit der Christen weichen; sie brachen glücklich durch die türkische Linie, jagten ihre zerstreute Flotte mit großem Verlust aus einander, und segelten in vollem Triumph und unter lauten Zurufungen des Volks über die niedergelassene Kette, die den Eingang sperrte, in den Hafen von Constantinopel.

Dieser Vorfall schlug die Hoffnung des Mahomed nicht wenig nieder. Sein Plan, die Stadt bloß von der Landseite zu bestürmen, war dadurch so gut wie vereitelt worden; denn wenn ihm dieß schon vorher unmöglich gewesen war, wie konnte er hoffen, es jetzt auszuführen, da seine Macht in eben dem Maaße geschwächt, als die der Feinde gewachsen war? Es blieb ihm also nichts übrig, als die Macht der Feinde dadurch zu schwächen, daß er sie zertheilte, indem er die Stadt von mehreren Seiten angriff.

Aber auch hier schienen unüberwindliche Schwierigkeiten zu seyn. Die Hafenseite war durch die vorgezogene Kette gesperrt, und die Seeseite zu gut befestigt, und seine Macht zu schwach, als daß er hoffen konnte, von dorther einen glücklichen Angriff zu wagen. Die Kette, die den Hafen verschloß, durch die Gewalt seiner Schiffe zu sprengen, erlaubte ihm der schlechte Zustand und die Schwäche seiner Schiffe nicht. Aber eben diese Unvollkommenheit des Seewesens, besonders der Kriegsschiffe, machte ihm die Ausführung eines andern Planes möglich, den man bey unsern Schiffen für ungereimt halten würde, wovon wir aber in der ältern Geschichte, als die Kriegsschiffe noch zu keiner kolossalischen Größe angewachsen waren, ähnliche Beyspiele finden.

Weil ihm der gewöhnliche Eingang zum Hafen versperrt war, so beschloß Mahomed, sich einen andern zu bahnen, und wenn er seine Schiffe nicht zu Wasser hineinbringen konnte, es zu Lande zu thun. Um die Vorstadt Galata herum ward ein Weg geebnet und mit Bretern belegt, diese wurden mit Fett bestrichen, damit die darauf gelegten Walzen desto besser rollten, und so ward der Plan zu einem Unternehmen gemacht, das nicht weniger unglaublich scheint, als das Felsensprengen durch Essig, das Hannibal einst versucht haben

soll, wenn es nicht durch die eben angeführten Umstände gemildert, und durch das einstimmige Zeugniß aller Geschichtschreiber bestätigt würde.

Nachdem also jene vorläufigen Anstalten gemacht waren, wurden 80 leichte Fahrzeuge von funfzig bis dreyßig Rudern an die Küste des Bosporus gebracht. Man setzte sie auf Rollen, und zog sie durch Winden vorwärts, und so kletterte, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, diese türkische Flotte in einer Nacht das Ufer herauf, steuerte mit ausgespannten Segeln über die Ebene, und ward auf der andern Seite in das Wasser des Hafens gelassen, an einer Stelle, die zu seicht war, als daß die ungleich größeren Schiffe der Christen sich ihnen hätten widersetzen können.

Diese Unternehmung verbreitete um desto größeren Schrecken in der Stadt, je außerordentlicher und wunderbarer sie war. Man hatte mit einem Gegner zu thun, der auch im Stande war, das Äußerste zu wagen, und der nur desto furchtbarer ward, je mehr Hindernisse man ihm in den Weg legte. Auch versäumte es Mahomed nicht, diese erste Bestürzung der Christen zu nutzen. Sobald er den oberen Theil des Hafens mit seiner Flotte und seinen Truppen eingenommen hatte, baute er daselbst einen Damm, oder vielmehr eine schwimmende Batterie, die er mit seiner schwer-

sten Artillerie besetzte, und damit unablässig die Hafenseite beschoß. Zwar versuchten es die Christen, sie in Brand zu stecken; allein der Versuch kam ihnen theuer zu stehn, sie verloren mehrere ihrer besten Schiffe, und einen Theil ihrer besten Mannschaft. So von beyden Seiten geängstigt, ohne Hoffnung einer Rettung von außen, sah Constantinopel sein unaufhaltbares Schicksal sich nähern. Die unaufhörliche Kanonade von der Landseite her hatte mehrere Thürme und einen Theil der Mauer eingestürzt; die geringe Anzahl der Vertheidiger war durch Gefecht und Arbeit geschmolzen, und der Geist der Uneinigkeit und des Argwohns verbreitete sich unter den noch übrigen in eben dem Maaße, als die Gefahr zunahm. Gebethe, Versprechungen und eigenes Beyspiel war alles, wodurch Constantin den Muth der Seinen beleben konnte, zu schwache Waffen gegen einen so mächtigen Feind.

Mahomed auf seiner Seite glaubte, daß jetzt die Stunde gekommen sey, wo ein allgemeiner Sturm seine Unternehmungen mit Sieg krönen würde. Seine Anerbietungen (er forderte Tribut und Übergang zu seiner Religion) waren verworfen worden, und er erklärte daher, daß er entweder den Thron von Constantinopel besteigen, oder sein Grab vor ihren Mauern finden wollte. Die Ver-

anstaltung zum Sturm wurde gemacht, und der Tag, den er dazu wählte, wurde nach astrologischen Deutungen bestimmt. Es war der neun und zwanzigste May des 1453sten Jahres, der 53ste Tag nach dem Anfang der Belagerung, und der dritte Pfingsttag für die Christen. Ein Plan, wie man ihn bey unsern Heeren zu machen pflegt, war bey einer so wenig disciplinirten Armee nicht möglich; Mahomed konnte nur im Allgemeinen die Plätze bezeichnen, wo man angreifen sollte, und den Officieren seine Befehle ertheilen; das Wie mußte er diesen und seinen Soldaten überlassen. Mehr als alles wirkten seine Drohungen und seine Versprechungen, die stärksten Mittel in der Hand eines Despoten. Am Tage vor dem Sturm versammelte er seine vornehmsten Officiere; unvermeidliche Todesstrafe, ward jedem Feigherzigen oder Saumseligen gedroht, hingegen das Gouvernement einer Provinz demjenigen versprochen, der zuerst die feindliche Mauern ersteigen würde. Eine allgemeine Reinigung nach türkischen Sitten sollte den Beystand der Gottheit verschaffen, während daß die Christen und der griechische Kaiser durch ihre Gebethe in der Sophienkirche, jetzt zum letztenmahl, eben denselben zu erflehen suchten. Mahomed wollte, daß der volle Tag Zeuge seines Ruhms seyn sollte; seine Truppen mußten daher

die Nacht im Lager zubringen, wenn gleich ihr Feldgeschrey schon den Belagerten die Schrecken des kommenden Tages verkündigte. „Gott ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet!“ ertönte es von allen Seiten her, während daß der Schein ihrer Nachtfeuer den Horizont in Flammen zu setzen schien. Kaum aber begann der Tag anzubrechen, so änderte sich das Schauspiel. Ein fürchterliches Feuer von allen Batterien eröffnete die Scene, und in den Dampf gehüllt, nahten sich die Schiffe und die Truppen den Mauern. Die leichten Schiffe der Türken kamen in dem oberen Theil des Hafens bis unmittelbar an die Stadt. Sie waren mit Sturmleitern und allen nöthigen Geräthschaften versehen, und der Angriff war hier vornehmlich gegen die westliche Spitze der Stadt gerichtet, wo sie von den Landtruppen am ersten konnten unterstützt werden. An der Landseite war die vordere Mauer durch das anhaltende Kanonenfeuer schon größtentheils niedergeschossen, und hatte durch ihre Trümmer zugleich manche Stellen des Grabens ausgefüllt.

Die erste Arbeit des Belagerers war daher, dieß Werk zu vollenden. Der Troß seiner Armee mußte voran, um dem Kern der Truppen, der nachfolgen sollte, mit ihren Faschinen und Köpern den Weg zu bahnen. Die Christen hielten diesen

ersten Angriff standhaft aus; keines ihrer Geschosse flog vergebens; bey dem dicken Haufen der vordringenden Feinde war es unmöglich zu fehlen, aber die Körper der Erschlagenen selbst wurden ihnen nachtheilig, weil sie nur dazu dienten, den Nachfolgenden den Weg durch den Graben zu bahnen, in den sie hinabgestürzt wurden. Doch die Menge ihrer Feinde übertraf die Zahl ihrer Pfeile und Kugeln. Mahomed ließ immer neue Schaaren vorrücken, bis er glaubte, daß der Weg für den Kern seiner Truppen hinlänglich gebahnt sey. Jetzt sollte der entscheidende Zeitpunkt kommen, wo es Sieg galt oder Tod. Das Corps der Janitscharen, bisher ruhig, um mit frischen Kräften fechten zu können, brach jetzt auf; Mahomed selbst zu Pferde, an der Spitze eines andern Corps von 10,000 Mann, unterstützte und ermunterte sie; der Donner der Batterien ward von allen Seiten verdoppelt, und während daß ihre Dampfwolken die ganze blutige Scene verhüllten, drang dieser furchtbare Haufen gleich einem unaufhaltbaren Sturmwinde vorwärts. Die Leichen der Erschlagenen, und die Ruinen der Mauern bahnten ihnen den Weg durch den Graben. Sie erreichten die zweyte Mauer, und da ein jeder der erste seyn wollte, um den versprochenen Preis zu erhalten, so klimmten sie gleich Ameisen daran hinauf.

Hassan, ein Janitschar von riesenmäßiger Größe, soll der erste gewesen seyn, der sie erstieg. Von dreyßig seiner Gefährten, die das Abentheuer zugleich mit ihm wagten, fielen achtzehn, und ob er gleich selbst durch das Gedränge wieder zurückgestoßen ward, so folgten ihm dennoch Haufen von andern, denen sein Säbel Platz gemacht hatte. Das Getümmel wuchs in jedem Augenblick, und das Siegsgeschrey der Türken war das Sterbelied des griechischen Reichs.

Noch aber widerstanden die Christen, so lange der Kaiser und ihre Anführer an ihrer Spitze kämpften. Giustiniani, der Genueser, war der erste, den eine Wunde zwang, das Gefecht zu verlassen; er suchte Rettung, aber fand sie nur auf einige Tage; denn bald nachher starb er an seiner Wunde. Er und der Kaiser waren die Seele des Gefechts gewesen; sein Rückzug, dem viele seiner Truppen folgten, neigte die Wagschaale zuerst merklich auf die Seite der Türken, und schwächte den Widerstand der Vertheidiger. Auf allen Seiten, durch und über die Mauer, drangen jetzt die Türken vor, und vergeblich strebte der Kaiser, einem Strome Einhalt zu thun, der allenthalben seinen Damm durchbrach. Doch wollte er der letzte seyn, der weggerissen ward; umgeben von seinen auserlesensten Kriegern, die rei-

benweise zu seinen Füßen fielen, kämpfte er so lange, bis die Wagschale sank. Die letzte Stunde seines Reichs hatte geschlagen, und er war entschlossen, sie nicht zu überleben. Um der Gefahr der Gefangenschaft zu entgehen, warf er den Purpur von sich, der ihn auszeichnete, mischte sich aufs neue ins Gefecht, und verlor sich endlich in dem Getümmel der Schlacht. Die Geschichte hat sein Ende nicht aufgezeichnet; er fiel von unbekannter Hand; aber begraben unter den Ruinen seiner Herrschaft, errichteten ihm diese zu gleicher Zeit sein Grab und sein glorreichstes Monument.

Mit seinem Fall war auch die Eroberung von Constantinopel vollendet. Während daß an der Landseite auf diese Weise die Mauern erstiegen wurden, öffneten sich die Türken auch an der Hafenseite einen Eingang in die Stadt. Was noch von Vertheidigern übrig war, das flüchtete sich jetzt in das Innere der Stadt, und da ihnen die Wälle ihren Schutz versagt hatten, so suchten sie ihn bey den Altären. Das Schrecken und das Getümmel verbreitete sich nach und nach auch in die entfernteren Gassen; Weiber, Kinder und Alte suchten eben da Schutz, wo die Soldaten ihn suchten; ein unwillkührlicher Zug trieb sie mehrentheils nach der Sophienkirche, und binnen ei-

ner Stunde war dieß weitläuftige Gebäude vollgepfropft von Unglücklichen, die hier zitternd den Ausgang ihres Schicksals erwarteten.

Die siegenden Truppen verbreiteten sich unterdessen durch alle Gassen der Stadt. Die Beute sey ihre, nur der Gebäude sollte man schonen, war der Befehl des Sultans; und es erfolgten jetzt die Scenen des Schreckens und Jammers, über welche die Hand des Geschichtschreibers lieber einen Vorhang zieht. Die Raubgier selbst hemmte das Blutvergießen, denn die Einwohner wurden zu Sklaven gemacht; alles, was sich von Kostbarkeit vorfand, ward geraubt, und Kunstwerke und Bibliotheken auf immer vernichtet. Die Eroberung war in wenig Stunden vollendet! — Noch Vormittag hielt Sultan Mahomed seinen triumphirenden Einzug in seine neue Hauptstadt. Er war zu Pferde, umgeben von seinem ganzen Gefolge, und zog durch die Hauptgasse St. Romanus nach der Sophienkirche. Vor ihren Thoren stieg er von seinem Pferde. Sklaverey war das Loos der Unglücklichen, die sich dahin geflüchtet hatten, und die Kirche ward noch denselben Tag in eine Mosquee verwandelt.

So endigte sich die Geschichte dieses merkwürdigen Tages, der Constantinopel bestimmte, die Hauptstadt eines neuen Reichs zu werden. Sie

ward aufs neue ausgebessert und bevölkert, und Mahomed wählte sie zu seiner Residenz, eine Ehre, die sich auch unter seinen Nachfolgern bis auf unsre Zeit behauptet hat. Gewiß kommt ein Tag, der auch ihr ein neues Schicksal bringt; aber ob wir, oder unsre Enkel, oder erst späte Jahrhunderte ihn sehen werden, zu bestimmen, würde Vermessenheit seyn.

II.

Maria Theresia, Deutsche Kaiserinn.

Maria Theresia, eine der größten Heroiinen und Fürstinnen aller Zeiten, und die Mutter des unsterblichen Joseph, war die Tochter Kaiser Karls des VI. und in Wien den 13. May 1717 geboren. Ihr Vater hatte sie vermittelst der von ihm errichteten pragmatischen Sanction, in Ermanglung männlicher Erben, zu seiner Nachfolgerinn in der Regierung der Österreichischen Erblanden bestimmt, und vermählte sie den 17. Febr. 1736 mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, der bald darauf Großherzog von Toscana ward, und sie zur Mutter vieler Kinder machte. Als Carl VI. den 20. Ocktober 1740 gestorben war, nahm Maria Theresia, als Königinn von Ungarn und Böhmen, von allen Erblanden ihres Vaters

Besitz. Aber wie große Kämpfe gegen die mächtigsten und furchtbarsten Feinde mußte sie erst bestehen, ehe sie zum ruhigen Besitz derselben gelangte! Denn der Kurfürst von Bayern, vereinigt mit Frankreich, die Könige von Preußen und von Pohlen, traten jeder mit verschiedenen Ansprüchen gegen sie auf, welche durch die Waffen entschieden wurden. Der größere Theil von Schlesien ward durch Friedrich II. und ein Theil von Österreich und Böhmen durch den Kurfürsten von Bayern weggenommen. Da wandte sich die von allen Seiten in die Enge getriebene Theresia in Preßburg an die versammelten Reichsstände, hielt ihnen den neugebornen Erzherzog Joseph hin, und sagte in lateinischer Sprache: „Ich bin von meinen Freunden verlassen, von meinen Feinden verfolgt, von meinen nächsten Verwandten angriffen, meine einzige Zuflucht ist eure Treue, Muth und Standhaftigkeit. In eure Hände übergebe ich die Tochter und den Sohn eurer Könige. Sie erwarten Beystand von euch." Diese Apostrophe verfehlte ihre Wirkung nicht. Einmüthig riefen die Stände: **Moriamur pro rege nostro Maria Theresia**, und zogen mit ihren Völkern gegen den Feind ins Feld. Im Jahre 1742 erkaufte sie sich durch Aufopferungen den Frieden mit dem glücklichen Sieger Friedrich II., schloß 1744 ein Bündniß mit

dem Könige von Pohlen, und auch Bayern müßte sich nach Kaiser Carls VII. Tode im Jahre 1745 den Frieden auf die Bedingungen gefallen lassen, wie ihn die siegende Theresia vorschrieb. Den 7. Oktober d. J. wurde ihr Gemahl zum Kaiser gekrönt. Noch aber hörten die Drangsale des Krieges nicht für sie auf; denn durch den Frankfurter Unions-Tractat, im Jahre 1744 zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung und zur Herstellung des Friedens im Deutschen Reich errichtet, wurde sie abermahls von den Königen von Frankreich, beyder Sicilien, Preußen und andern Fürsten befehdet; aber den Feindseligkeiten mit Friedrich II. wurde durch den Dresdner Frieden 1745 und den in Italien und den Niederlanden zu Aachen 1748 ein Ende gemacht. Endlich hatte sie sich, durch Muth, Klugheit und ausdauernde Standhaftigkeit, den Frieden und den ungestörten Besitz ihrer Länder erkämpft, die sich durch eine verständige Staatsverwaltung allmählich von den Drangsalen des Krieges erhohlten und zum Wohlstand emporarbeiteten. Doch währte das Glück des Friedens nur wenige Jahre. Da brach 1756 ein neuer Krieg, von der Kaiserinn, welche ihr Schlesien wieder zu gewinnen wünschte, selbst veranlaßt, aus, welcher sieben Jahre dauerte, den tapfern Österreichischen und Preußischen Heeren un-

sterblichen Ruhm brachte, und er ist im Jahre 1763 mit dem Hubertsburger Frieden seine Endschaft erreichte. Nun genossen Theresiens Lande wieder einer langen Ruhe, welche für das Innere des Reiches wohlthätige Folgen hatte. Eine bedeutende Vergrößerung erhielt dasselbe durch die Acquisition von Lodomirien und Galizien, welches sie sich, alter Ansprüche zu Folge, im Jahre 1772, ohne Widerstand zu finden, zueignete. Nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian von Bayern kam es im Jahre 1778 wieder zu einem Kriege über die Erbfolge, indem Österreich Ansprüche auf einige Bayersche Länder machte, Friedrich II. aber die Zerstückelung von Bayern nicht zugeben wollte. Joseph II., der Mitregent der Kaiserinn nach dem Tode ihres Gemahls, und Friedrich II. rückten ein-ander mit ihren Heeren entgegen, und wetteiferten in allen Künsten der Tactik so sehr, daß keiner den andern zu bezwingen vermochte. Der sieggewohnte Friedrich fand einen Widerstand, wie er ihn nicht erwartet hatte. Es kam daher bald zum Frieden, der in Teschen den 18. May 1779 geschlossen wurde, und Österreich erhielt wirklich einen Theil von Bayern. Bald darnach, den 29. November 1780, starb die Monarchinn im 41sten Jahre einer thaten- und ruhmreichen Regierung.

Maria Theresia war in vieler Hinsicht eine große und außerordentliche Frau. Unternehmend, muthvoll und unerschrocken in Gefahren, ließ sie nie das Staatsruder aus der Hand sinken, sondern führte es durch alle Stürme zweyer blutiger Kriege, deren jeder sieben Jahre dauerte, glücklich und unverzagt hindurch. Sie erweiterte die Grenzen ihres Reiches nach mehreren Seiten hin, hatte einen scharfen, allumfassenden Blick, der bis in die entferntesten Theile ihrer weitläuftigen Länder drang, und der nichts unbemerkt und unbeachtet ließ. Wie richtig sie Menschen zu beurtheilen wußte, zeigte die Wahl der vortrefflichen Heerführer und Minister, die sie hatte. Die Seele ihrer großen Unternehmungen war ihr Staatskanzler Kaunitz, dessen Rath sie gern folgte. Dagegen konnte die im Ganzen selbstständige, männliche Frau nicht vertragen, wenn sich ihre wirklichen Mitregenten, einst ihr Gemahl, Kaiser Franz, nachher ihr Sohn Joseph, in die Angelegenheiten der Regierung mischten, und diese mußten sich erst, um ihre Ideen geltend zu machen, des Organs der Minister bedienen. Diese Kaiserinn gab manche auf Religion Beziehung habende Verordnung, welche keine blinde Vorliebe für das Herkommen, sondern eben sowohl Menschlichkeit als Staatsklugheit verrieth. So geboth sie, daß Nie-

mahn ohne Beystimmung der bürgerlichen Obrigkeit wegen Ketzerey oder anderer Ursachen mit dem Kirchenbann belegt werden sollte, verboth in Ungern das Begraben der Todten in den Kirchen und innerhalb der Ringmauern der Städte, bewirkte beym Pabst das Abschaffen vieler Feyertage, verboth die Vermehrung der geistlichen Güter, hob überflüßige Klöster und Wallfahrten auf, und gewährte den Juden, Griechen und Unitariern Toleranz. Wie viel sie in vielen andern Rücksichten für das innere Wohl, die Sicherheit und Kultur ihres Staats gewirkt hat, mag folgende summarische Angabe documentiren. Sie errichtete den Staatsrath für die inländischen Geschäfte; brachte das erste Urbarium über ihre Deutschen Provinzen zu Stande; verminderte die Frohndienste in Böhmen und Österreich; hob Tortur, Hexen-Prozesse und Inquisition auf; unterstützte den Ackerbau, die Schafzucht, die Seidenpflege, die Bienenzucht, den Bergbau; setzte viele Tausende deutscher Colonisten im Banat und in Galizien an, und begünstigte, zur Vermehrung der Bevölkerung, die Soldaten-Ehen. Sie ließ Kanäle graben, Straßen anlegen, Flüsse schiffbar machen, errichtete Fabriken, Jahrmärkte, Stutereyen und eine Börse; verbesserte das Münzwesen, schränkte den Aufwand, besonders bey der Trau-

er; und das Spiel ein, setzte die Todesstrafe auf den Zweykämpf, beförderte die Pocken-Impfung, baute mehrere Städte und Festungen, und legte Dörfer zu Hunderten an. Unter ihr wurden die Normalschulen eingeführt, Lehr- und Erziehungs-Anstalten für Soldatenkinder, für Waisen, für bürgerliche und adelige Mädchen, Ritter-Militair-und Künstler-Akademien errichtet, und die gelehrten Schulen und Universitäten verbessert. Sie arbeitete mit Ernst daran, sowohl eine gebildetere als sittlichere Generation zu schaffen, und wachte vorzüglich über Keuschheit und Reinheit der Sitten. Patrioten, Helden, Staatsmänner und Gelehrte wurden von ihr belohnt und durch Denkmahle verherrlicht. Das Kriegswesen erreichte unter ihr einen hohen Grad von Vollkommenheit, und die österreichische Artillerie wurde eine der furchtbarsten in Europa. Die Armee, welche beym Antritt ihrer Regierung etwa 40,000 Mann stark gewesen war, zählte am Ende derselben nahe an 300,000 Streiter.

III.

Friedrich der Zweyte, König von Preußen.

Friedrich war einer der größten Genien, die jemahls ein Land regierten. Seine kriegerischen und politischen Thaten waren das Wunder seiner Zeit. Er regierte durch sich selbst fast ein halbes Jahrhundert, war Erfinder einer neuen Tactik, oder wenigstens Vervollkommner, welcher das Muster von ganz Europa geworden ist, war ein hellsehender Philosoph und ein klassischer Geschichtschreiber, genoß in weiser Eingezogenheit sein selbst und des Umgangs witziger Köpfe, in deren Kreise er selbst der angenehmste Gesellschafter war, theilte seine Zeit mit unnachahmlicher Ordnung unter seine Geschäfte und seine arbeitsame Muße, welche er durch Geschmack an Lectüre, Musik und Poesie belebte.

Geboren in Berlin den 24. Januar 1712, erhielt Friedrich durch seinen Vater, König Frie-

drich Wilhelm I., eine militärisch-pedantische Erziehung, welche aber die angeborne Geisteskraft nicht zu lähmen vermögend war. Indem er zum Soldaten gebildet werden sollte, bekam er Abscheu vor einer Bestimmung, die als geistloses Handwerk behandelt wurde; indem man ihm Abneigung gegen Künste und Wissenschaften einimpfen wollte, faßte er eine feurige, unvertilgbare Liebe gegen dieselben. Er lebte ganz in der französischen Literatur. Der entdeckte Plan zu einer heimlichen Entfernung und Verbindung, den er entworfen hatte, zog ihm die Gefangenschaft in Cüstrin zu, wo er, selbst mit dem Tode bedroht, zusehen mußte, wie sein Liebling Katt, der mit in den Plan zu seiner Flucht verwickelt war, hingerichtet wurde. Sein Vater söhnte sich in der Folge wieder mit ihm aus, und vermählte ihn 1733 mit der Prinzessinn Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, von welcher er aber zeitlebens in einer gewissen Entfernung lebte, ohne ihr seine Achtung zu versagen. Denn, nachdem eine flüchtige Neigung seiner Jugendjahre vorübergegangen war, entsagte er der Frauenliebe ganz. Durch seines Vaters Tod (31. May 1740) gelangte er auf den Thron, und jetzt trat der bis dahin nur den Musen ergebene junge Mann auf ein Mahl als König, Held und Staatsmann, auf. Drey Hauptgegen-

stände beschäftigten sogleich seine Aufmerksamkeit: die Einrichtung seiner Finanzen, die Vermehrung seiner Kriegsmacht und die Bildung seines Heeres. Ein stehendes, ganz gerüstetes, zu großen Evolutionen abgerichtetes, jeden Augenblick zum Schlagen fertiges Heer mußte, das sah sein scharfes Auge, große Dinge ausrichten. Der Erfolg entsprach bald der Erwartung. Denn als Maria Theresia wegen der Erbschaft Carls VI. von mehreren Mächten in Anspruch genommen wurde, kam auch Friedrich mit Forderungen wegen Schlesiens hervor, versprach aber Theresien, ihr den übrigen Theil der Erbschaft zu sichern, wenn sie ihm Niederschlesien abträte. Auf ihre Weigerung brach er plötzlich wie ein Ungewitter in Schlesien 1740 ein, und eroberte es durch zwey Siege bey Molwitz und Czaskau oder Cotusitz, worauf er im Jahre 1742 Frieden schloß, in welchem ihm ein großer Theil von Schlesien abgetreten wurde. Als er merkt, Theresia werde das Verlorne wieder zu gewinnen suchen, greift er abermahls 1744 zu den Waffen, und jetzt zeigt er sich nicht mehr als den Schüler, sondern als den Feldherrn seiner Feldherren, als den Geschicktesten, Plane, zu machen, und den Fertigsten, sie auszuführen. Er nimmt Böhmen, Oberschlesien und Mähren weg, läßt fliegende Haufen bis nach Ungarn streifen und be-

droht Wien; aber bald werden seine Bundsgenossen theils geschlagen, theils machen sie Friede, und treten auf die Seite von Österreich. Die ganze Last des Krieges bricht über Friedrich herein. Er muß seine Eroberungen verlassen, und sich mit seiner geschwächten Macht auf Schlesiens Vertheidigung einschränken, als ein einziges Tagwerk, die ruhmvolle Schlacht bey Hohenfriedberg, die das Werk seiner Klugheit war, eine glückliche Wendung in seiner Lage hervorbrachte. Er rückte wieder in Böhmen vor, und erhielt sich da durch den Sieg bey Soor, den er unvermuthet durch seine Geistesgegenwart und die Übung seines Heeres auf seine Seite lenkte. Er endigte den Krieg durch den schönen Winterfeldzug von 1745, worin er den Prinzen Carl von Lothringen schlug, als Sieger in Dresden einrückte, und dort den Frieden schloß, der ihm aufs neue Schlesien versicherte. Zwölf Jahre der Ruhe und des Friedens waren ganz den Musen und der innern Staatsverwaltung gewidmet. Ackerbau, Künste, Fabriken, Manufakturen, Handlung, Finanzen, die Staatseinkünfte, der Schatz und das Kriegsheer, alles vermehrte und verbesserte sich. Die Umschaffung des wichtigsten Theils der Kriegskunst, der sich mit Märschen, einfacheren und schnelleren Schwenkungen und mit Schlachten beschäftigt, war Frie-

drichs Hauptgedanke; er benutzte die Winke der Griechen und Römer, erweiterte und vervollkommnete sie, übte seine Krieger unaufhörlich in der Anwendung der neuen Wissenschaft, und verschaffte ihnen dadurch eine Überlegenheit über die tapfersten Heere. Der Zeitpunkt kam, wo er seinen erweiterten Feldherrntalenten und dieser höhergetriebenen Kunst sein und seiner Staaten Heil verdankte. Ein Krieg von sieben Jahren gegen so viele Mächte, gegen eine so überlegene Anzahl von Truppen mit Glück geführt, war der Triumph der Weisheit des Feldherrn und der Tapferkeit seiner Heere. Österreichs, Sachsens und Rußlands bedenkliche Rüstungen im Stillen bewogen ihn, schleunig 1756 in Sachsen einzufallen, das sächsische Heer aufzuheben, und den Österreichern eine Schlacht bey Lobositz anzubiethen, in welcher er das Schlachtfeld behauptete. Der folgende Feldzug eröffnete sich mit dem vollkommnen Siege über das Österreichische Heer bey Prag. Aber bald darauf stellte ihn das Glück auf eine harte Probe, indem ihm Daun bey Collin den Sieg aus den Händen wand, den er durch seine meisterlichen Manöver und durch die Tapferkeit seiner Schaaren schon beynahe errungen hatte. Mit großem Verlust mußte er sich zurückziehen, die Belagerung von Prag aufheben und Böhmen räumen. Er

klagte sich selbst an, zu wenig Fußvolk in die Schlacht genommen zu haben. „Fortuna, schrieb er, hat mir dießmal den Rücken zugekehrt; sie ist ein Weib und ich bin nicht galant!“ Von diesem Augenblick an schien sich wirklich das gute Glück von ihm gewendet zu haben. Was er erobert hatte und ein Theil seiner eignen Staaten ging verloren; die Zahl der feindseligen Mächte und auch eine Reichsarmee trat gegen ihn auf. Man gab ihn verloren. Aber siehe, da traf er an der Spitze eines kleinen Heeres bey Roßbach auf die Franzosen und die Reichsarmee, schlug sie, befreyte dadurch Sachsen, eilte, um Schlesien zu retten, und lieferte einer großen feindlichen Macht, mit seinem abgematteten, kleinen Heere, bey Leuthen eine Schlacht, deren Sieg er seinem militärischen Genie und der Überlegenheit im Manöveriren verdankte, welche ihm Schlesien wiedergab, und ihn aus der mißlichsten Lage auf den Gipfel des Glücks erhob. Der folgende Feldzug zeichnet sich durch den Sieg über die Russen bey Zorndorf aus. Überfallen bey Hochkirchen von Daun mußte er in dem verzweifelten Kampfe zwar den Kürzern ziehen, aber er zog sich mit Ordnung zurück, bereit, den Feind von neuem zu empfangen. Immer mißlicher ward seine Lage in den folgenden Jahren, und es gehörte die ganze Stärke seines Geistes

dazu, um seinem Unglück die Spitze zu biethen. In einer blutigen Schlacht bey Cunnersdorf, in welcher er beynahe gefangen worden wäre, schlug er die Russen, aber Laudon entriß ihm den Sieg wieder. In Schlesien gerieth er in die gefährlichste Lage. Vier große feindliche Heere waren bereit, sein Lager bey Liegnitz von allen Seiten zu umringen; da kam er ihnen zuvor, schlug Laudon und war gerettet. In Sachsen lieferte er Daun die merkwürdige Schlacht bey Torgau; er verlor sie, und mußte sich zurückziehen, als die Österreicher unvorsichtiger Weise die Höhen von Siptitz und mehrere befestigte Plätze verließen, welchen glücklichen Zufall der König benutzte, seinen Rückzug in einen erneuerten muthigen Angriff gegen die Feinde verwandelte, und sich auf dem Platze behauptete. Im Jahre 1761 wurde er bey Schweidnitz, wie vorher bey Liegnitz, von vier Heeren umzingelt, durch welche er sich aber durchschlug. Nach dem Tode der Russischen Kaiserinn Elisabeth trat Rußland und Schweden auf seine Seite; aber Peter wurde bald gestürzt, und Catharine blieb neutral. Schweidnitz, von den Österreichern besetzt, ward vom Könige wieder erobert, und nun ward mit dem Hubertsburger Frieden ein Krieg geendigt, den Friedrich mit halb Europa geführt hatte, ohne einen Fuß breit Land zu verlieren. Was er

aber gewann, war jenes Bollwerk von Ruhm und Ansehen, wodurch er sich den Frieden für sein ganzes übrige Leben versicherte. Denn der kurze Feldzug von 1778, den Friedrich unternahm, um sich den Ansprüchen des Wiener Hofes auf Bayern entgegen zu setzen, ist kaum für einen Krieg zu rechnen. Er war müde der Kriege und des Waffengeräusches, aber er vernachläßigte darum doch bis an seinen letzten Hauch nicht die militärischen Geschäfte, wohl wissend, daß auf seiner Kriegsmacht die Sicherheit und das Heil seiner Staaten beruhe.

Der Preußische Staat ist und muß ein militärischer seyn, wenn er sich im Range der ersten Staaten erhalten will. Darum zog Friedrich den Stand der Krieger so sehr vor, arbeitete so eifrig an der Vervollkommnung desselben, suchte der ganzen Nation kriegerischen Sinn einzuhauchen, brachte sein Heer von 60,000 auf 200,000 Mann, baute fünf neue Festungen, und stellte die zerstörten wieder her, führte überhaupt militärische Strenge, Ordnung um Sitte in alle Zweige der Staatsverwaltung ein. Nach hergestelltem Frieden im Jahre 1763 arbeitete er dahin, seinem Lande die Schrecknisse des Krieges vergessen zu machen, und ihm die Segnungen des Friedens zuzuführen. Nach Herzbergs Berechnung wurden seit dieser Zeit von

ihm an 200 Millionen auf Verbesserungen, Belohnungen und Gnadengeschenke verwendet, 600 Dörfer errichtet, wüste Plätze und Moore urbar gemacht, eine Menge Manufakturen angelegt und die Ausfuhr beträchtlich vermehrt. Die Bevölkerung ist seit seiner Thronbesteigung um ein Drittel gestiegen. Seine Staaten haben einen Zuwachs von Schlesien, Glatz, Westpreußen und Ostfriesland erhalten. Er beförderte den Ackerbau durch Aufhebung der Leibeigenschaft, Erleichterung der Frohnen und durch Beförderung der Vertheilung der Gemeingüter; beförderte den Futterkräuter- und Maulbeerenbau und die Zucht der Seidenwürmer nebst der Verarbeitung der Seide; legte in allen Provinzen Getreidmagazine an; suchte alle Arten von Gewerben und Künsten einheimisch zu machen, um fremde Produkte entbehren zu können, wiewohl er der natürlichen Freyheit keinen geringen Zwang in Ansehung des Gebrauchs ausländischer Waaren auflegte. Die Verpachtung der Zölle und Accise an Franzosen und die Hebung derselben durch die Regie war eine für das Land nicht minder drückende Maßregel. Strenge Gerechtigkeitspflege bezeichnete seine Regierung, und eine gänzliche Reform derselben wurde durch das neue, mit philosophischem Geiste ausgearbeitete Gesetzbuch eingeleitet. Das Schulwesen begünstigte

er, und suchte vorzüglich das vernachläßigte Studium der Alten auf den gelehrten Schulanstalten zu beleben. Die Vorbereitung der schönen Künste und der Gelehrsamkeit lag ihm am Herzen. Nur gegen die Deutsche Sprache und Literatur war er stiefmütterlich gesinnt, verwöhnt durch die Anmuth der französischen Sprache und der französischen geschmackvollen Geisteswerke. Als ein heller philosophischer Kopf verbreitete er mündlich und schriftlich erleuchtete, freye Vorstellungen über Staatsangelegenheiten und über mancherley Gegenstände des menschlichen Wissens und Meinens, liebte und begünstigte Aufklärung, Publicität, und ehrte vernünftige, gesetzliche Freyheit. Er selbst war Skeptiker in philosophischen und religiösen Angelegenheiten. Religion hatte er in den Jahren der Jugend nur in einer pietistisch - überspannten Gestalt kennen lernen. Aber er ließ jedermann seinen Glauben und verabscheute Gewissenszwang. Er war im strengsten Sinne Alleinherrscher, doch verschmähte er als Regent nicht den Rath und die Unterstützung von Männern, wie Herzberg, und als Feldherr nicht die Stimme seiner Generale. Wie in allen übrigen Verhältnissen, so war er nicht minder groß als Schriftsteller, und seine Werke über die Geschichte des Brandenburgischen Hauses und die Memoiren der Geschichte seiner Zeit, ähn-

lich den Commentarien Cäsars, sind unvergängliche Denkmahle, wie seines Geistes und die letztern seiner Thaten, so seiner darstellenden Talente. Er dichtete mit französischem Witz und französischer Leichtigkeit; aber zum eigentlich poetischen Geiste fehlte es ihm wohl an Phantasie, vielleicht auch an Herz. Denn er war überhaupt mehr Verstand als Herz; er liebte die Menschen nicht, und er schätzte in den wenigen Personen seines Umgangs mehr Geist, Scharfsinn und Witz, als Herz und Charakter. Seine letzte That war die Gründung des Fürstenbundes. Den 17. August 1786 hörte er auf zu leben. „Wie Friedrich gelebt, sagt Johannes Müller, sich selber genug, so ging er in den Tod, einsam, in der vollen Würde seiner Seelenstärke. Wie ein Mensch am Abend nach vollendeter Arbeit seine müden Glieder dem Schlafe überläßt, so stieg Friedrich herab zu den Helden der Vorzeit, nachdem die Verhältnisse der Stände des Reichs und das Interesse von ganz Europa durch den Fürstenbund festgesetzt und gesichert worden."

IV.

Joseph der Zweyte, Deutscher Kaiser.

Joseph der II., Sohn des Kaisers Franz und der Maria Theresia, ward am 13. März 1741 ans Licht der Welt gebracht, in einem Zeitpunkte, wo seine Mutter, von Feinden, die nach ihrem Reiche trachteten, umringt, sich und den Säugling ihren Ungaren in die Arme werfen und bey ihnen Schutz und Hülfe suchen mußte. Die sieben ersten Jahre seines Lebens waren nur von Auftritten des Krieges umgeben, und als er zum Jünglingsalter herangewachsen war, siehe, da waren es wieder sieben lange Jahre des Krieges und der Drangsale, die den Frühling seines Lebens anfüllten. Der lebhafte, feurige Jüngling hatte nichts sehnlicher gewünscht, als selbst zur Armee gehen zu dürfen; es war auch alles schon dazu bereit, als Theresia zu Josephs großem Mißvergnügen ihren Entschluß zurücknahm. Nicht die Geschäfte des Krieges, son-

dern die Geschäfte der Hochzeit waren ihm, mit Homer zu reden, bestimmt. Er vermählte sich 1760 mit der Prinzessinn Isabelle von Parma und nach dem Tode derselben mit der Baierschen Prinzessinn Josephe, die er auch bald wieder verlor. Nach dem Hubertsburger Frieden ward er 1764 zum Römischen König erwählt, und, als sein Vater das Jahr darauf starb, wurde er das Oberhaupt des Deutschen Reiches. Seine Mutter erklärte ihn zu ihrem Mit-Regenten und übertrug ihm die Verwaltung des Kriegswesens, an dessen Verbesserung er mit Lascy arbeitete. Da seine Wirksamkeit durch den Willen und die Herrschbegierde seiner großen Mutter sehr beschränkt war: so verhielt er sich meist leidend, bereitete im Stillen den Plan zu seiner künftigen Alleinregierung vor, und erweiterte seine Welt- und Länderkenntniß durch Reisen, nicht nur in seinen Ländern, sondern auch in Italien, Frankreich, Spanien und Rußland. Als am Ende des Jahrs 1777 Streitigkeiten zwischen Österreich und Preußen über die Länder des verstorbenen Churfürsten von Baiern ausbrachen, stellte sich Joseph zum erstenmahle an die Spitze eines furchtbaren Heeres, brennend vor Begierde, sich mit Friedrich II. zu messen, und vergebens suchte Letzterer Josephs festes Lager bey Königsgräß zu durchbrechen. Aber auch dieß Mahl hin-

derte ihn seine Mutter, mehr Lorbeeren zu sammeln, indem sie mit Friedrich Frieden schloß. Im November 1779 kam er durch den Tod seiner Mutter in den vollen Besitz seiner Erbstaaten. „Bisher, schrieb er beim Antritt seiner Alleinherrschaft, an Kaunitz, wußte ich bloß gehorsamer Sohn zu seyn, und das war beynahe alles, was ich wußte." Aber nun schritt er rasch zur Ausführung des großen Reformationsplanes, den er lange im Stillen mit sich herumgetragen hatte, und dessen Resultat war, aus allen seinen weitläuftigen, durch Sprache, Sitten und Verfassung so verschiednen Besitzungen einen großen Staat zu bilden, der einerley Gesetze, einerley Steuer, Eine Hauptsprache, einerley National-Denkungsart hätte, der von andern Staaten unabhängig und nur durch Activhandel mit ihnen verbunden wäre.

Den Anfang seiner Regierung bezeichnete er mit Einführung der Conduitenlisten, Regulirung der Pensionen, Aufhebung der Verbindung zwischen allen Ordensleuten und Rom und mit größerer Preßfreyheit. Er hob und civilisirte die jüdische Nation durch mildere Gesetze und große Begünstigungen, vernichtete die Leibeigenschaft, zog alle entbehrliche Klöster ein. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizey, das Kirchenwesen und der Landbau wur-

den durchaus verbessert. Die todten und überflüßigen Schätze der theils aufgehobenen, theils noch bestehenden Klöster, wurden in einen allgemeinen Religionsfond gesammelt, um daraus die Reformen der Vollziehung durch Schullehrer und Seelsorger zu bestreiten. Um aber dem Volke veredeltere und gebildetere Lehrer und Führer zu geben, stiftete er in allen seinen Landen General-Seminarien. Es erschien ein neues Gesetzbuch, die Todesstrafen wurden abgeschafft, Verbrecher wurden ohne Ansehen des Standes und der Person verdammt, Schiffe zu ziehen, oder, mit Ketten belastet, Wiens Straßen zu kehren. Durch Toleranzedikte erhielten die Anhänger des Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses und die nichtunirten Griechen freye Ausübung ihres Cultus und Zutritt zu Staats- und militärischen Stellen. Da er seine Regierung so sehr als möglich simplificirt hatte, glaubte er sein Reich von seinem Cabinett aus, worin mit ihm fünf Sekretäre und einige Kanzellisten arbeiteten, übersehen und beherrschen zu können. Aber das Maaß menschlicher Kräfte vermag nicht bey der Regierung von großen Massen auch ins kleinste Detail einzudringen.

Wie weit gesteckt sein Ziel, wie edel sein Wille war, sieht man aus der preiswürdigen Resolution, die er unter den Antrag der Stadt Ofen, ihm eine

Bildsäule errichten zu dürfen, im Jahre 1784 schrieb: „Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt, und wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Beste der Monarchie beygebracht seyn; wenn Jedermann in einem gleichen Maaße das Seinige zu den Bedürfnissen des Staats, dessen Sicherheit und Aufnahme beytragen wird; wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und durch verbesserten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manufakturen und deren Vertrieb und Circulation aller Produkte in der ganzen Monarchie werden eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe; alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt, wo nur die Stadt Ofen durch die Versetzung der Landesstelle dahin einen höhern Zins ihrer Häuser erhält." Wie er alles, was er für Recht erkannte, ohne Schonung der Vorurtheile, alles, was er für wohlthätig hielt, durchzusetzen suchte: so zog er sich durch seine politischen und geistlichen Reformen allenthalben, am meisten in Ungarn und in den Niederlanden, zahllose Widersacher zu. Er

wollte, daß Böhmen und Ungarn nicht mehr als besondere Königreiche bestehen sollten, ließ sich daher nicht dort krönen; forderte den Böhmen und Ungarn ihre Kronen und andere Reichskleinode ab, und ließ sie zu den Alterthümern in die Wiener Schatzkammer legen. Einen Aufruhr der Wallachen dämpfte er. Es folgten der Schelde-Streit und die Unterhandlungen wegen der Vertauschung Flanderns gegen Bayern, welche ohne Erfolg blieben; dann unternahm er im Jahre 1788 einen Eroberungskrieg gegen die Türken. Des Kaisers persönliche Gegenwart und Theilung aller Gefahren und Beschwerden schien von günstiger Vorbedeutung für das Glück seiner tapfern Heere, aber dennoch vereinigten sich widrige Umstände, welche einen Theil seiner Armee aufrieben. Er selbst mußte Krankheits halber nach Wien zurückgehen. Desto glänzendere Siege erfochten die Österreichischen Waffen im folgenden Jahre gegen die Türken. Noch setzte auch Joseph in diesem Jahre die Einführung des neuen Steuersystems durch, mit welchem er, wie mit dem Schlußsteine, sein großes politisches Gebäude vollendet zu haben schien. Aber, ach! welche Kränkungen hatte das Verhängniß seinem unternehmenden, großen Geiste aufbehalten! Während er auf ein langwieriges Krankenlager hingestreckt lag, brachen die schon lange durch die

politischen und religiösen Neuerungen gereizten Niederländer in einen allgemeinen Aufstand aus. Alle gütlichen Vorschläge, die Bereitwilligkeit des Monarchen, ihnen in allem nachzugeben, kamen zu spät; sie rissen sich ganz los. Nun brach auch die lange unter der Asche glimmende Unzufriedenheit in Ungarn hervor; man verlangte mit Ungestüm Wiederherstellung der alten Rechte und Verfassung; auch in Tyrol wurde das lange verhaltene Mißvergnügen laut, und der Monarch sah sich dahin gebracht, alle während seiner Regierung erlassene Verordnungen im Januar 1790 für aufgehoben zu erklären, und so auf Ein Mahl das ans Ziel gebrachte Werk seines ganzen Lebens und seiner angestrengtesten Thätigkeit vernichtet zu sehen! Still, aber tief verwundet, ertrug er dieß harte Geschick. Es reichte allein hin, das schwache Fünkchen Lebenskraft völlig auszublasen; aber er mußte noch zwey Tage vor seinem Ende auch den Kummer erfahren, daß die Person, die er am liebsten auf der Erde hatte, die Erzherzoginn Elisabeth, starb. „Ich bedaure nicht, sagte er sterbend, daß ich den Thron mit dem Sarge verwechsle, sondern daß ich mit so viel Lebensmühe so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht habe!“ Und so starb er den 20. Februar 1790.

Mißt man den Werth eines Mannes nicht nach dem Erfolge seiner Unternehmungen, sondern nach Absicht und That selbst, so kann einem Joseph, dem aufgeklärtesten Manne seines Reiches, und dem muthigen Nacheiferer von Friedrich, dem Einzigen, nie der Ruhm, ein großer Reformator seines Zeitalters gewesen zu seyn, entstehen. Auch ist sein Werk nicht ganz vernichtet, sondern Licht und Aufklärung hat sich in seinen weitläufigen Staaten allenthalben verbreitet, wo sich Menschen fanden, die mit Empfänglichkeit dafür begabt waren und der gute Saame, den er ausstreute, geht vielleicht noch in der Zukunft zu schönen Erndten auf.

V.

Lady Johanne Grey.

War eines der liebenswürdigsten Frauenzimmer in England, unter der Regierung Eduard VI., groß an Talenten des Geistes, aber noch viel größer an Tugenden. Ihr Genie leuchtete aus ihrer Stikkerey, und aus der Hand, welche sie schrieb, hervor. Sie spielte einige Instrumente vortrefflich, und sang eben so schön dazu. Die englische Sprache schrieb und redete sie sehr gut; die französische, italienische, lateinische und griechische verstand sie vollkommen. Ihre Ältern, Heinrich Grey, Marquis von Dorset, und Lady Franziska Brandon, die älteste von den Töchtern Karls, Herzog von Suffolk, erzogen sie mit aller Sorgfalt, die oft einer natürlichen Strenge ähnlich war. Der Marquis hatte selbst viele gelehrte Kenntnisse, und war ein großer Freund der Gelehrten. Die zwey Ka-

pläne Hardnig und Aylmer, welche in der That große Männer waren, wurden die Lehrer der Lady Johanne in ihrer Kindheit, und ihre beständigen Gesellschafter. Sie faßte mit der größten Geschwindigkeit alle Begriffe, und setzte mit ihrem reifen Urtheil selbst die, welche wegen ihrer eignen Geschicklichkeit eben das nicht achteten, was andere für außerordentlich hielten, in Verwunderung. Bey diesen hohen Gaben hatte sie so viel Sanftmuth, Demuth und Bescheidenheit, daß sie die Liebe zu den Wissenschaften nicht als eine Nahrung für den Stolz, sondern als die Quelle der Vervollkommnung ihrer selbst betrachtete, und auch bey dem öfteren Tadel ihrer Ältern mit doppeltem Vergnügen zu dem Unterricht ihrer Lehrer zurückeilte. Sie suchte in dem Demosthenes und Plato, ihren Lieblingen, das Vergnügen, welches ihr in allen andern Auftritten des Lebens versagt war, wo sie sich nur selten mit einiger Zufriedenheit zeigte. Ihr Vater wurde im Jahre 1551 zum Herzog von Suffolk erwählt, und an eben demselben Tage ward der Graf von Wernick, der mächtige Günstling Eduards, zum Herzog von Northumberland ernannt. Diese Erhebung löschte die vorige Eifersucht in ihrem Herzen aus, und die Freundschaft war, wenigstens so lange als Eigennutz und Ehrgeitz ihre Seelen vereinigte, standhaft

und unzertrennlich. Beyde Herzoge hatten diejenige Größe erlangt, die sie nur immer wünschen konnten; aber die Aussicht in die Zukunft erschütterte sie oft, und die Ruhe ihres Geistes konnte, mit der augenblicklichen Stille der Natur, die von einem Ungewitter hervorgehet, verglichen werden. Die Gesundheit Eduards wurde immer schwächer, und die Veränderung der Nachfolge war noch das einzige Mittel, welches nach seinem Tode die Größe beyder Herzoge vor allen Stürmen in Sicherheit setzen konnte. Der Herzog von Northumberland suchte daher diesen Plan auszuführen, und vermählte seinen vierten Sohn, den Lord Guilfort Dudley mit der Lady Johanne. So sparsam auch sonst Eduard war, so bezeigte er sich doch bey dieser Vermählung außerordentlich freygebig. Das gemeine Volk betrachtete zwar die außerordentliche Größe des Herzogs von Northumberland mit Verdruß und Widerwillen; nichts desto weniger bewunderte es die Unschuld und die Schönheit, welche Lord Guilfort und seine Braut besaßen. Diese Pracht, womit das Beylager gefeyert wurde, war die letzte Freude in dem Pallaste Eduards. Wenige Tage wurde er so schwach, daß Northumberland sein großes Vorhaben ausführen und ihn bewegen mußte, daß er die von Heinrich VIII. einmahl festgesetzte Thronfolge verän-

dern, und die Lady Johanne zur Nachfolgerinn ernennen möchte. Eduard gab endlich den Vorstellungen seines Lieblings nach, und Lady Johanne ward nach seinem Tode als Königinn erkannt. — Ganz in der Stille lebte damals die Lady auf ihrem Gute, frey von Stolz, und völlig unschuldig an diesen Handlungen des Ehrgeitzes. Ihr Vater und der Herzog von Northumberland sagten ihr mit großer Feyerlichkeit die Verordnung des verstorbenen Königs, und in eben dem Augenblick knieten sie nieder, und erzeigten ihr königliche Ehre. Schüchtern tritt Lady zurück, und sagt: Heißt das nicht der Gerechtigkeit spotten, sich darüber ein Gewissen machen, einen Schilling zu stehlen, keineswegs aber — eine Krone an sich zu reißen? Und was für eine Krone? Eine Krone, die mit Gewalt der Catharine von Arragonien genommen, und wegen welcher Anna Boleyn getödtet wurde. Warum wollen Sie denn, mein Vater, daß ich auch mein Blut vergießen, und das dritte Opfer seyn soll? Gesetzt aber, daß auch dieses Glück beständig sey, würde es dann rathsam für mich seyn, mir diese Dornen aufzusetzen, die mich wenigstens zerfleischen, wo nicht gar tödten würden, ein Joch an den Hals zu nehmen, das mich wenigstens martern, wo nicht erwürgen würde? Meine Freyheit ist besser

als die Kette, die Sie mir anbiethen, mit so kostbaren Steinen sie auch besetzt seyn mag. Ich will meinen Frieden nicht gegen königliche Besorgnisse und prächtige Fesseln vertauschen. Und wenn Sie mich aufrichtig und von Herzen lieben, so werden Sie mir vielmehr ein ruhiges, obgleich weniger glänzendes Glück, als einen erhabenen Stand wünschen, der den Anfällen des Sturmes ausgesetzt ist." — Alle diese Vorstellungen und Bitten konnten den herrschsüchtigen Geist ihres Vaters nicht umstimmen. Er verließ seinen Plan nicht. Auch die Mutter der Lady wendete alle Beredsamkeit an, so daß sie endlich aus Gehorsam gegen beyde Ältern, und aus zärtlicher Liebe gegen ihren Gemahl, der ebenfalls diesen unglücklichen Rath billigte, nachgab und nach London reisete. Sie wurde als Königinn geehrt, aber am neunten Tage war auch schon ihre Regierung geendigt. Die Prinzessinn Maria fand unter dem Volke stärkere Zuneigung, und die unglückliche Lady ward selbst von ihren ungetreuen Freunden verlassen. Als alle Rathschläge fruchtlos wurden, begab sich der Herzog in das Zimmer seiner Tochter, und meldete ihr, daß sie nunmehr die königliche Würde niederlegen müsse. Mit einer ruhigen und zufriedenen Miene antwortete sie: „Glauben Sie mir, mein theuerster Vater, daß ich mich

ich diese Nachricht weit besser, als ich meine vorhergehende Erhöhung auf den Thron finden kann. Ich verlasse jetzt denselben mit gutem Willen, und folge darin den Bewegungen meines Herzens; ich bemühe mich dadurch die von andern begangenen Fehler zu tilgen, wenn anders so große Fehler durch eine aufrichtige Erkenntniß derselben können getilgt werden." Nicht lange hernach wurde sie nebst ihrem Gemahl, ihrem Vater und andern Freunden gefangen gesetzt.

Die Königinn Maria, welche die Tugenden der Lady selbst mit Bewunderung und Hochachtung betrachtete, verschob von einer Zeit zur andern den letzten Auftritt ihres traurigen Lebens. In dieser Gefangenschaft schrieb sie einen rührenden Brief an ihren Vater, der stärker von dem traurigen Schicksal seiner vortrefflichen Tochter, als von der Furcht seines eigenen Todes beunruhigt wurde. „Es ist wahr, (so sagte die Lady im selbigen) ich weiß, mein theuerster Vater, daß Ihr Herz unter einem doppelten Kummer arbeitet, sowohl in Betrachtung des Unglücks, daß Sie sich zugezogen, als auch der unglücklichen Umstände, in welche Sie mich versetzt haben; allein, mein Vater, ich kann mich doch glücklich schätzen, daß, indem ich meine Hände in Unschuld, wegen des Vorgegangenen, wasche, mein schuldfreyes Blut vor

dem Herrn um Barmherzigkeit rufen darf. Nicht als ob ich nicht gestehen müßte, daß ich (zwar mit Zwang, und, wie Sie wohl wissen, auf unabläßiges Anliegen) die Krone auf mein Haupt zu setzen, eingewilligt, und dadurch die Königinn und die Gesetze schwer beleidigt habe. Doch habe ich das feste Zutrauen, daß mein Verbrechen vor Gott desto geringer sey, je weniger bey meiner gezwungenen Erhöhung mein Herz daran Theil genommen hat. Dieses, mein Vater, ist die Gesinnung bey der Annäherung meines Todes, der, so schmerzlich er Ihnen auch fallen mag, für mich doch höchst willkommen ist. Nein, nichts kann mir mehr willkommen seyn, als daß ich bald mit Jesu werde sagen können: Es ist vollbracht! — mit Jesu, in dessen standhaften Glauben, wenn es einer Tochter erlaubt ist, so an ihren Vater zu schreiben, ich Gott bitte, Sie bis an das Ende, so wie bisher zu erhalten, damit wir im Himmel uns zusammen finden mögen." — Unterdessen erfolgte ein Aufstand, welcher den Staatsräthen der Königinn Maria Gelegenheit gab, sie zu überreden, daß der Thron nicht anders als mit dem Blute der unglücklichen Lady könne befestiget werden. Maria hatte in der That viele mitleidige Gesinnungen für dieselbe, und die Lady ward mehr von dieser Großmuth der Prinzessinn gerührt,

als von der Nachricht ihres in kurzer Zeit bevorstehenden Todes. In dieser Gemüthsverfassung fand sie der Abt zu Westmünster, D. Feckenham, den die Königinn zu ihr schickte, um sie mit der römischen Kirche auszusöhnen. Er glaubte ganz gewiß den Sieg über ein junges Frauenzimmer zu erhalten, das, nach seinem Urtheil, von der heftigsten Leidenschaft, von der Furcht des Todes, beunruhigt würde. Schon trat er mit einer triumphierenden Miene in ihr Zimmer, und wollte den Streit anfangen, als ihm die Lady ganz gelassen antwortete: Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren; die Erörterung solcher Streitfragen kann für die Lebenden, aber gewiß nicht für die Sterbenden gut seyn. Ich werde es als den stärksten Beweis Ihres Mitleidens betrachten, wenn Sie mich ungestört meinen Frieden mit Gott machen lassen. — Diese Worte verstand der Abt ganz unrecht, er eilte zur Königinn, und bat ihren Tod noch einige Zeit zu verschieben. Die Königinn willigte in sein Verlangen; allein, der Irrthum wurde bald entdeckt. Als er der Lady die Gnade der Königin meldete, so sagte sie: Ich wünsche keinen Aufschub des Todes, vielmehr sehne ich mich nach diesem, als dem Ende meiner Leiden, und dem Eingange zu einer ewigen Glückseligkeit. Sie konnte nunmehr eine Unterredung über die Wahrheiten

dem Herrn um Barmherzigkeit rufen darf. Nicht als ob ich nicht gestehen müßte, daß ich (zwar mit Zwang, und, wie Sie wohl wissen, auf unablässiges Anliegen) die Krone auf mein Haupt zu setzen, eingewilligt, und dadurch die Königinn und die Gesetze schwer beleidigt habe. Doch habe ich das feste Zutrauen, daß mein Verbrechen vor Gott desto geringer sey, je weniger bey meiner gezwungenen Erhöhung mein Herz daran Theil genommen hat. Dieses, mein Vater, ist die Gesinnung bey der Annäherung meines Todes, der, so schmerzlich er Ihnen auch fallen mag, für mich doch höchst willkommen ist. Nein, nichts kann mir mehr willkommen seyn, als daß ich bald mit Jesu werde sagen können: Es ist vollbracht! — mit Jesu, in dessen standhaften Glauben, wenn es einer Tochter erlaubt ist, so an ihren Vater zu schreiben, ich Gott bitte, Sie bis an das Ende, so wie bisher zu erhalten, damit wir im Himmel uns zusammen finden mögen.“ — Unterdessen erfolgte ein Aufstand, welcher den Staatsräthen der Königinn Maria Gelegenheit gab, sie zu überreden, daß der Thron nicht anders als mit dem Blute der unglücklichen Lady könne befestiget werden. Maria hatte in der That viele mitleidige Gesinnungen für dieselbe, und die Lady ward mehr von dieser Großmuth der Prinzessinn gerührt,

als von der Nachricht ihres in kurzer Zeit bevorstehenden Todes. In dieser Gemüthsverfassung fand sie der Abt zu Westmünster, D. Feckenham, den die Königinn zu ihr schickte, um sie mit der römischen Kirche auszusöhnen. Er glaubte ganz gewiß den Sieg über ein junges Frauenzimmer zu erhalten, das, nach seinem Urtheil, von der heftigsten Leidenschaft, von der Furcht des Todes, beunruhigt würde. Schon trat er mit einer triumphierenden Miene in ihr Zimmer, und wollte den Streit anfangen, als ihm die Lady ganz gelassen antwortete: Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren; die Erörterung solcher Streitfragen kann für die Lebenden, aber gewiß nicht für die Sterbenden gut seyn. Ich werde es als den stärksten Beweis Ihres Mitleidens betrachten, wenn Sie mich ungestört meinen Frieden mit Gott machen lassen. — Diese Worte verstand der Abt ganz unrecht, er eilte zur Königinn, und bat ihren Tod noch einige Zeit zu verschieben. Die Königinn willigte in sein Verlangen; allein, der Irrthum wurde bald entdeckt. Als er der Lady die Gnade der Königin meldete, so sagte sie: Ich wünsche keinen Aufschub des Todes, vielmehr sehne ich mich nach diesem, als dem Ende meiner Leiden, und dem Eingange zu einer ewigen Glückseligkeit. Sie konnte nunmehr eine Unterredung über die Wahrheiten

der christlichen Religion nicht vermeiden; da aber der D. Fekenham sah, daß alle Beredsamkeit verschwendet und alle Bemühungen fruchtlos waren, so nahm er mit folgenden Worten Abschied: Madame, ich bin wegen Ihrer Hartnäckigkeit sehr bekümmert, und jetzt bin ich versichert, wir beyde werden uns niemahls mehr wieder finden. Es ist ganz gewiß, antwortete die Lady, wir werden uns niemahls wieder finden, wenn Gott Ihr Herz nicht ändert. Denn ich bin überzeugt, daß, woferne Sie nicht Ihre Gesinnungen ändern, es um Sie sehr traurig und verzweifelt aussieht, und ich bitte Gott um seiner Barmherzigkeit willen, daß er Ihnen seinen heiligen Geist mittheilen wolle, denn er hat Ihnen schon die Gabe der Wohlredenheit gegeben, vielleicht ist es ihm nun auch gefällig, die Augen Ihres Verstandes der Wahrheit zu öffnen. — Diese Aufrichtigkeit beleidigte den Abt ganz und gar nicht. Er hat sie selbst bey dem Blutgerüste nicht verlassen und noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens hat die Lady seine Aufmerksamkeit mit dem lebhaftesten Dank belohnt.

Der Tag ihres Todes eilte inzwischen herbey. Kurz zuvor setzte sie einen Brief auf an ihre Schwester, die Lady Catharine, welcher ein unvergeßliches Denkmahl ihrer Tugenden, und ein kostbares Vermächtniß für das ganze menschliche Geschlecht

bleiben wird. Als der traurige und schreckliche Morgen anbrach, verlangte ihr Gemahl, der auch sein Leben verlieren mußte, sie noch einmahl zu sprechen. Er erhielt die Erlaubniß, aber die Lady versicherte ihm, daß eine solche Zusammenkunft ihren Schmerz weit eher vermehren, als die Ruhe befestigen würde, in welche sie ihre Seele gegen die Schrecknisse des Todes zu setzen gesucht habe. Wir wollen die Zusamenkunft, sagte sie, in einer andern Welt halten. Daselbst sind Freundschaften gewiß glücklich und Vereinigungen unzertrennlich. Sie trat daher, als er zum Blutgerüste vorbeygeführt wurde, nur ans Fenster, und nahm mit einigen Worten von ihm Abschied. Sein Leichnam, den man nach der Capelle im Tower führte, mußte auch unter ihrem Fenster vorbey kommen. Bey diesem schrecklichen Anblick ergriff die Lady ihre Schreibtafel, und zeichnete folgende Worte auf: „Wenn sein gewaltsam getödteter Körper vor menschlichen Richterstühlen gegen mich zum Beweiß da liegt; so wird sein seliger Geist vor dem Thron Gottes meine Unschuld vertheidigen.“ — Eine Stunde hernach wurde sie auf das Blutgerüste geführt. Mit einer ruhigen und zufriedenen Miene bestieg sie dasselbe, grüßte alle, die zugegen waren, und nahm von dem D. Fekenham, der sie begleitet hatte, mit folgenden

Worten Abschied: Gott wird Ihnen Ihre gütigen Gesinnungen für mich reichlich vergelten, ob mir gleich Ihre Reden größere Unruhen verursacht haben, als alle Schrecken meines herannahenden Todes. Hierauf hielt sie eine der beweglichsten Reden an die Zuschauer: „Ich bin unter einem Gesetze (sagte sie) und nach diesem bin ich, als durch einen niemals fehlenden Richter, verdammt zu sterben. Ich habe die Königinn auf keine Art beleidigt, dieserwegen will ich meine Hände in Unschuld waschen, und meinem Gott eine Seele, die von solcher Missethat rein, und an der Ungerechtigkeit unschuldig ist, übergeben. Ich sterbe, weil ich gezwungen zu einer Handlung meine Einwilligung gegeben, von welcher ich das Gesetz nicht verstanden habe. Aber demungeachtet habe ich unrecht gethan, indem ich nicht nach der Erkenntniß gehandelt, die mir Gott ertheilt hat. Darum habe ich den Tod verdient. Ich danke ihm aber herzlich, daß er mir Zeit gelassen, meine Sünden zu bereuen, und mich mit meinem Erlöser wieder auszusöhnen. Ich bitte euch alle, meine Freunde, daß ihr mit mir und für mich betet, damit Gott, da ich noch lebe, nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit mir meine Sünden, wie unzählig und schwer sie auch immer sind, vergeben möge. Ich ersuche euch alle, daß ihr

mir das Zeugniß geben wollet, daß ich hier als eine wahre Christinn sterbe, und in meiner Seele überzeugt bin, einzig und allein um Christi meines Heilandes willen und durch kein verdienstliches Werk meiner eigenen Handlungen, selig zu werden, bey welchen ich zittere, wenn ich bedenke, wie sehr sie wider mich zeugen können. Und nun bitte ich euch alle, betet für mich und mit mir." — Nach dieser Rede kniete sie mit großem Muthe nieder, und betete. Sie stand wieder auf, und legte ihre Kleider von sich. Der Nachrichter bat sie knieend um Vergebung. Herzlich gern, antwortete die Lady, und als sie den Block fühlte, rief sie aus: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! In diesem Augenblick wurde ihr Kopf auf einen Streich von ihrem Körper getrennt.

VI.

Christian Gotthilf Salzmann

und sein

Erziehungs-Institut zu Schnepfenthal.

(Nach der Schilderung des Consistorial-Rathes Glatz im J. 1806.)

Dieser um die Jugend und um Menschenwohl so sehr verdiente Mann ward den 1ten Juny 1744 im Erfurtischen, zu Sömmerda, einer kleinen Stadt, gebohren. Sein Vater stand daselbst als Prediger, starb aber als solcher in Erfurt. Von ihm und in der Sömmerdaer Schule erhielt er den ersten Unterricht. Vom Jahre 1756 — 1758 besuchte er die Schule zu Langensalza; mit Dank erinnert er sich noch jetzt seiner dasigen Lehrer, besonders des Rektors Meiner, und des Conrektors Lindner, der jetzt Rektor in Arnstadt ist. Mit vieler Achtung spricht er von dem letzteren in dem ersten Bande der Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal S. 150. Sein Vater erhielt einen Ruf nach Er-

furt, den er annahm. Der Sohn folgte ihm dahin. Das dortige Gymnasium frequentirte er nicht, sondern erhielt Privatunterricht, und hörte späterhin akademische Vorlesungen, vorzüglich bey dem D. Vogel über morgenländische Sprachen. Im Jahre 1761 bezog er die Universität Jena, und benutzte dort die Vorträge der Professoren: Polz, Daries, Succow, Walch, Tympe, Köcher, Zickler und anderer mehr. Er bereitete sich zum Religionslehrer vor, und blieb bis 1764 in Jena. In diesem Jahre kehrte er nach Erfurt zurück, studierte für sich immer weiter und hörte noch als Kandidat bey dem damahligen Senior Weßler Vorlesungen.

Im Jahre 1768 wurde er Pfarrer zu Rohrborn, einem Erfurtischem Orte. Hier befand er sich in einer ruhigen, und dem eigenen Nachdenken sehr günstigen Lage; dieser Umstand und seine häufigen Unterredungen und Disputationen mit einigen benachbarten Predigern über gelehrte und andere interessante Gegenstände verbreiteten in seiner Seele viel Licht über manche wichtige Angelegenheiten der Menschheit. Hier wurde er Selbstdenker, und er erinnert sich daher mit vielem Vergnügen an die Tage, die er an diesem Orte verlebte. Hier hatte er auch das Glück, in der Tochter eines benachbarten Predigers, Jungfer So-

phie Schnell, eine Gattin zu finden, wie sie ihm nöthig war, wenn ihm die Unternehmungen, denen er sich späterhin unterzog, gelingen sollten.

Im Jahre 1772 kam er als Diakonus an die Andreaskirche in Erfurt, wo er bald Pastor wurde. Seine Neigung für das Erziehungswesen hatte hier Gelegenheit, sich merklich zu äußern. Es stand eine Schule unter seiner Aufsicht; er wirkte im Stillen für das Beste derselben, besonders da ein Bruder von ihm sich als Rector an der gedachten Lehr-Anstalt befand und jedem guten Vorschlage mit Vergnügen die Hand bot. Zu gleicher Zeit stellte er mit einer Gesellschaft Kandidaten Übungen im Lateinischen und in Aufsätzen über mancherley theologische Gegenstände an.

Er hatte schon längst eine große Vorliebe zum Erziehungsgeschäfte, und diese zum Theil bewog ihn, 1781 einem Rufe nach Dessau, als Religionslehrer und Professor am dortigen Basedowschen Philanthropine, zu folgen. Hier blieb er einige Jahre. Der schwankende Zustand des Philanthropins, die Sorge für seine sich vermehrende Familie, und der Wunsch nach einem unabhängigen Wirkungskreise brachten ihn zu dem Entschusse, Dessau im Jahre 1784 zu verlassen, und eine eigene Erziehungsanstalt zu gründen, an welcher

er im Stillen Gutes wirken, und seine Grundsätze, die er sich über Erziehung durch Nachdenken und Erfahrung erworben hatte, nach seinen Wünschen ausüben wollte. Ein Freund von ihm kaufte zu diesem Zwecke für ihn das Gut Schnepfenthal, drey kleine Stunden von Gotha, wozu ihm der Herzog Ernst 4000 Rthlr. schenkte. Salzmann kam mit seiner Familie am 7ten März 1784 hier an. Er fand das Gutshaus zur Ausführung seiner Plane nicht geräumig genug *). Daher faßte er den gewagten Entschluß, in der Nähe davon, auf einem öden Hügel, ein neues Gebäude aufzuführen, und ihm die nöthige Einrichtung zu geben. Der regierende Herzog von Gotha, Ernst, ein eben so gerechter und menschenfreundlicher, als einsichtsvoller, kenntnißreicher Fürst, billigte Salzmanns Plane, munterte ihn zur Ausführung derselben auf, und setzte ihn durch einige Unterstützung in den Stand, den Bau des gedachten Gebäudes anzufangen. Nur

*) Das Gut Schnepfenthal, bey einem kleinen Dörfchen gleiches Nahmens, besteht aus einem größern Wohnhause, einigen ökonomischen Gebäuden, einer Oehl- und Mahlmühle, einem schönen Obstgarten, zwey Teichen, einem Laubwäldchen und einer beträchtlichen Anzahl von Grundstücken.

wenige, die davon hörten, beurtheilten seine Unternehmungen aus dem richtigen Gesichtspunkte; die mehresten hielten sie für chimärisch und zweifelten an dem glücklichen Erfolge; denn Erziehungsanstalten gehörten zur damaligen Zeit unter die neuen und verdächtigen Erscheinungen.

Hätte Salzmann sich nach der öffentlichen Meinung und nicht nach seiner bessern Überzeugung gerichtet: so stände das Schnepfenthäler Institut nicht, und viel Gutes wäre nicht geschehen. Allein er blieb fest bey seinem gefaßten und wohlüberlegten Entschlusse; sein Vertrauen auf die Vorsehung, auf die gute Sache, die er beabsichtigte, auf seine Kraft und bessere Menschen hielt ihn aufrecht. Seine Familie, besonders seine rechtschaffene Gattin, trug auch das Ihrige dazu redlich bey *). Während des Baues befand er sich mehrmahls in nicht geringer Verlegenheit, aus der er aber immer, und einige Mahle ganz unverhofft, durch den Beystand treuer Freunde und anderer gutdenkenden Menschen herausgerissen wurde.

Das Gebäude stand da; aber nun fehlte es noch an dem Wichtigsten und Nöthigsten bey der

*) Einige Nachrichten über diese nun auch verstorbene wichtichge Frau und ihre Verdienste habe ich in meiner Iduna (dritte Auflage) abdrucken lassen.

Sache — an Menschen, wegen welcher es eigentlich aufgeführt worden war — an Zöglingen. Wenn man bedenkt, daß zu dieser Zeit noch sehr große Vorurtheile gegen neuerrichtete Erziehungsanstalten herrschend waren, und gerade damals einige derselben sich um das Zutrauen des Publikums gebracht hatten, und so in ihr voriges Nichtseyn zurückgesunken waren; so wird man leicht einsehen, daß der Mangel an Zöglingen Salzmannen sehr verlegen machen mußte.

Um seine Plane und seine aufkeimende Anstalt bekannter zu machen, schrieb er folgende drey Schriften:

1. Noch etwas über die Erziehung, nebst Ankündigung einer neuen Erziehungsanstalt. Leipzig bey Crusius 1784.
2. Nachrichten aus Schnepfenthal für Kinder. Ebend 1787.
3. Nachrichten aus Schnepfenthal für Ältern und Erzieher. Ebend.

In diesen Schriften findet man weitläufigere Nachrichten über die Entstehung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, und über die Grundsätze, die bey der Erziehung der dasigen Zöglinge befolgt werden. Seite 276 der Schrift Nr. 2. redet Salzmann seine Leser folgender Gestalt an: „Ich trenne mich von euch in sehr bedenkli-

chen Umständen. Ich gestehe es euch aufrichtig, daß damals, als das Haus errichtet wurde, meine Casse fast ganz ausgeleert war, die Vollendung des Baues erforderte wenigstens noch Ein Mal so viel Aufwand, als ich bereits ausgegeben hatte; war ich nicht im Stande, das zur Vollendung nöthige Geld aufzubringen, so war alles, was ich hingestellt hatte, unnütze, weil kein Mensch in einem Hause wohnen konnte, das weder Dach noch Seitenwände, noch Zimmer, noch Ofen hat; der August ging zu Ende, der Winter rückte herbey, die ganze umliegende Gegend fing an meiner zu spotten, und mich als einen Thorn zu verlachen, der große Dinge angefangen habe, die er nicht ausführen könne, und der am Ende mit Schimpf und Schande davon gehen müsse."

„Das ganze Werk hatte ich angefangen, um hier Kindern eine gute Erziehung geben zu können, und noch hatte kein einziger Vater das Vertrauen zu mir, mir sein Kind zu übergeben. In dieser schrecklichen Lage müssen wir uns von einander trennen."

„Da ich mir schmeichle, daß viele meiner jungen Leser mich lieb haben: so werden sie gewiß über die traurige Lage ihres Freundes ängstlich werden. Ich bitte euch aber, eure Ängstlichkeit zu mäßigen, und zu bedenken, daß euer Freund

Nachdenken und Vertrauen auf Gott gelernet hat, und daß man durch Nachdenken und Vertrauen auf Gott alles möglich machen könne."

Und Salzmann hat wirklich dadurch möglich gemacht, was vielen unmöglich schien. Das Gebäude wurde ganz fertig. Der herzoglich Gothaische Hof interessirte sich für die Anstalt, und erfreute sie oft durch Besuche. Dieß thaten auch einige angesehene Menschenfreunde in der Nähe, besonders der damalige allgemein verehrte Hofprediger, und auch als Schriftsteller berühmte, sel. D. Koppe; die Anzahl würdiger Ältern, die, zutrauungsvoll, Salzmannen ihre Kinder zum Erziehen zuschickten, vermehrte sich; die gegen das Institut Eingenommenen kamen von ihren Vorurtheilen zurück; die Anstalt gewann immer größeres Zutrauen, und nach wenigen Jahren sah ihr Stifter durch die vielen Anträge redlicher Ältern sich bewogen, seinen Plan, nur 12 Zöglinge aufzunehmen, auf 24 auszudehnen.

Doch auch dabey blieb es nicht. Der gute Ruf der Anstalt verbreitete sich nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, und Salzmannen wurden von allen Seiten Pflegesöhne angetragen; der Graf von Schaumburg Lippe zu Bückeburg und drey Prinzen von Philippsthal wurden hergeschickt. Salzmann entschloß sich, ein

zweytes Gebäude hinzustellen, welches auch bald mit kleinen und erwachsenen Bewohnern angefüllt war. In einem derselben befindet sich die Buchdruckerey und Buchhandlung; denn die Anstalt erhielt gleich Anfangs die Erlaubniß, auch eine Buchdruckerey anlegen zu dürfen, in welcher man nicht nur Schriften, die hier, sondern auch solche druckt, die auswärts geschrieben und verlegt werden. Seit einiger Zeit ist auch eine große, geräumige, bedeckte Reitbahn aufgeführt.

Seit der Entstehung der Anstalt wurden an derselben nicht nur Kinder aus den verschiedensten Provinzen Deutschlands, sondern auch mehrere aus Dänemark, Schweden, England, Frankreich, der Schweiz, Preußen, Portugall und Rußland erzogen. Eine Zeitlang hatte das Institut selbst einen gebornen Amerikaner, einen Mohren. Die Nahmen der bisherigen Zöglinge sind auf den 6 Meritentafeln, die im Betsaale hängen, aufgezeichnet, und ihre Anzahl beläuft sich auf mehrere hunderte.

Die Erziehungshäuser liegen auf einer Anhöhe, dicht am Thüringer Walde, und stehen mit ihrer Fronte gegen Nord-Osten gerichtet. Man hat aus denselben eine schöne Aussicht. Sieht man nordöstlich: so erblikte man einen kleinen Theil der Stadt Gotha und das dortige Herzogliche Schloß, Friedenstein genannt, welches, besondes bey Sonnenuntergange, wo

es beleuchtet und von der untergehenden Sonne mit lauter schimmernden Diamanten besetzt zu seyn scheint, einen sehr angenehmen Anblick gewährt. Außerdem stößt das Auge auf mehrere, zum Theil romantisch liegende, Dörfer, kleine Wälder, Hügel, Bäche, Wiesen und angebaute Felder. Im Sommer wird sogar an manchem heitern Morgen und Abende, von hier westlich, der, 16 Meilen entfernte, Brocken, ohne Hülfe des Fernrohrs, gesehen. Hinter den Häusern liegt der Garten des Institutes, und südlich und westlich stehen ganz in der Nähe niedere und hohe, mit Laub- und Nadelholz bewachsene, Berge. Zwischen ihnen öffnet sich ein anmuthiges Thal, von einem Bache durchrieselt. Im Hintergrunde ragt zwischen hohen Bäumen schon das Kloster Reinhardsbrunn hervor, wo sich öfters der geliebte Fürst des Landes, der Schnepfenthal zuweilen mit einem Besuche erfreut, aufzuhalten pflegt. Vor dem Kloster liegen einige größere Teiche, in denen gebadet wird. Westlich von Schnepfenthal, eine Viertelstunde weit, liegt anmuthig die kleine Stadt Waltershausen, dicht an einem mit Bäumen bewachsenen Berge, auf welchem das Schloß Teneberg steht, das sich schön ausnimmt und von welchem man einige reitzende Aussichten hat. Besteigt man einen der Berge, welche dicht an dem

Institute liegen, so erblickt man vor sich den Inselsberg, den höchsten unter Thüringens Bergen nach dem Schneekopfe. Er wird von vielen Reisenden und häufig auch von den Schnepfenthälern erstiegen, und hat, seiner äußerlichen Gestalt nach, Ähnlichkeit mit dem Brocken. — Die Gegend um Schnepfenthal ist stark bewohnt; außer den vielen Dörfern liegen auch mehrere kleinere und größere Städte, z. B. Gotha, Erfurt, Langensalza, Mühlhausen, Eisenach, Schmalkalden, Arnstadt und andere mehr in der Nähe. Das hiesige Clima ist gemäßigt, die Luft rein und gesund, obgleich größtentheils frisch.

Das erste Erziehungshaus, worin der Direktor und seine Familie wohnt, hat über dem Eingang den Wahlspruch: D. D. U. H. (Denke, Dulde, Und Handle.) zur Überschrift; das zweyte die Buchstaben: E. A. N., deren Bedeutung bis jetzt für die Schnepfenthäler, Salzmannen ausgenommen, noch ein Räthsel ist. Vor den Häusern liegt ein kleines Fischbassin, an welchem ein reines, gutes Quellwasser springt, das aus dem sogenannten Quellenthale, welches eine kleine Viertelstunde von dem Institute entfernt ist, in Röhre hierher geleitet wird. In einiger Entfernung hinter den Häusern befindet sich eine Ziegelbrennerey, und vor dem ersten Erziehungshause

erhebt sich ein angeschanzter kleiner Berg, der mit Obstbäumen bepflanzt ist. In dem ersten Hause befinden sich zwey größere Schlafsäle, in welchen die Zöglinge, von den Arbeiten des Tages ermüdet, ausruhen. Sie werden den ganzen Tag hindurch gelüftet, allezeit rein gehalten, und des Nachts durch Lampen erleuchtet. In jedem derselben schlafen auch wenigstens zwey Lehrer. In demselben Gebäude, das zu mehrerer Sicherheit mit einem Blitzableiter versehen ist, befindet sich auch der Bethsaal, mit einer kleinen Orgel, das Naturalienkabinett, und der Speisesaal, worin täglich zwischen 60 und 70 kleine und große Gäste, mit dem besten Appetite versehen, gespeist werden. In dem Souterrain wohnt das Gesinde. Die Institutsbibliothek befindet sich im dritten Hause.

Jetzt da ich dieses schreibe, beläuft sich die Anzahl der Zöglinge auf einige und funfzig, die der Lehrer und Lehrerinnen auf mehr als zwanzig. Die erstern sind unter die Lehrer vertheilt; jeder von diesen hat einige, höchstens vier, auf seiner Stube, die unter seiner Aufsicht arbeiten, spazieren gehen und sich vergnügen. Salzmann wird von allen Zöglingen Vater, seine Frau Mutter, und sowohl von ihnen als auch den eigenen Kindern Du genannt.

Für das körperliche und geistige Wohl der Zöglinge wird gewissenhaft gesorgt. Sie sehen in dem verehrungswürdigen Salzmann einen für ihr Bestes redlich besorgten Vater, in seiner thätigen Frau eine zärtliche Mutter, in ihren Lehrern und Erziehern Freunde, denen ihre Bildung am Herzen liegt. Um diese mit besserem Erfolge zu betreiben, thun die Pflegältern und die Mitarbeiter an der Anstalt willig auf den Genuß mancher unschuldigen Freude des gesellschaftlichen Lebens Verzicht, und widmen sich fast einzig und allein der Jugend, die ihrer Leitung anvertraut ist. Die Gesundheit der Zöglinge wird durch das Einathmen einer frischen, kühlen Luft, durch Reinlichhaltung des Körpers (das Kämmen besorgt eine eigene weibliche Person), durch öfteres Baden, viele Bewegung, durch einfache, gesunde Kost, zweckmäßige, leichte Kleidung, durch gehörige Vertheilung der Ruhe und Beschäftigung, des Spielens und Arbeitens, und durch andere Mittel mehr erhalten und erhöht. Tritt auch bey einem bisweilen Kränklichkeit ein, so hat das Institut zwey Ärzte in der Nähe, deren Hülfe es sich bedient. Noch ist bis jetzt kein Zögling und kein Lehrer gestorben. Auf dem Begräbnißplatze des Institutes, in einem grünen Haine, ruhen erst vier Personen, ein kleines Mädchen des Directors,

zwey kleine Enkel von ihm, welche alle vor dem ersten Lebensjahre verschieden, und die würdige Erzieherinn einiger seiner Töchter, Frau Professor Ausfeld. Gegenwart des Geistes, Entschlossenheit und Gewandtheit des Körpers werden durch verschiedene Spiele, besonders aber durch die gymnastischen Übungen, welche, ausgenommen im Winter, täglich Eine Stunde angestellt, und von dem wackern, um das Institut und das Wohl der Jugend sehr verdienten Hofrathe Guts Muths, und bey den Kleinern von Herrn Carl Salzmann, einem Sohne des Directors, geleitet werden, veranlaßt, genährt, hervorgebracht und befördert. Ihnen hat man, in Rücksicht des körperlichen Wohlbefindens der Schnepfenthäler Zöglinge, gewiß viel zu verdanken.

Für die geistige Ausbildung der Zöglinge wird gehörig gesorgt; an Gelegenheit viel und vieles zu lernen, fehlt es hier nicht. Über den Unterricht und die Art, wie derselbe ertheilet wird, kann ich mich an diesem Orte nicht näher auslassen. Man nimmt dabey, so viel möglich, auf Zweckmäßigkeit und Natürlichkeit Rücksicht, und richtet sich bey Classificirung der Schüler in jeder Wissenschaft nach den Fortschritten, die sie in derselben gemacht haben. In jedem Jahre wird nach einem neuen Lectionsplane unterrichtet; jeder Zög-

ling hat bey mehreren Lehrern Lehrstunden. Die Fortschritte, die er macht, werden mit Billets bezeichnet, die der Lehrer in ein Buch einschreibt. Sie werden von Zeit zu Zeit zusammengezählt, und bey dem Senate, von dem ich gleich sprechen werde, vorgezeigt. Funfzig derselben machen einen Punkt aus, der auf der Meritentafel mit einem gelben Nagel bezeichnet wird. Hat der Zögling 50 solcher Punkte, so erhält er einige Vorrechte, und für seine Arbeiten keine Billets mehr; sondern muß auch ohne Belohnung fleißig und gut seyn. Ist er dieß eine geraume Zeit hindurch gewesen: so wird er zum Officier ernannt, er wird ausgezeichnet; es werden ihm mehrere Vorrechte zugestanden; er wird von seinen Lehrern mehr als Freund, denn als Zögling behandelt.

Zwey Mal in der Woche wird nach der Morgenandacht Revision gehalten, d. h. es werden die Nahmen der versammelten Zöglinge aufgerufen, und die anwesenden Lehrer theilen ihre Bemerkungen über den Fleiß des Aufgerufenen in den verflossenen Tagen mit. Sind Erinnerungen nöthig, so werden sie von dem Pflegevater gegeben. Freytags ist Senat. Es versammeln sich die Lehrer in der Stube des Directors, und theilen ihre Erfahrungen in Rücksicht der Aufführung derjenigen Zöglinge mit, die gerade Senat haben. Alles

wird in ein großes Buch eingetragen. Hierauf wird die Glocke gezogen; die Zöglinge erscheinen auf der Stube und bilden einen Halbzirkel um den Vater. Er redet einen nach dem andern an; fordert ihn entweder auf, im Guten fortzufahren, oder ermahnt ihn liebreich, bemerkte Fehler abzulegen. Nun werden seine Billets, die er vorher von seinen Lehrern erhalten, zusammengezählt und in das Buch eingetragen. Unbekannten Fremden wird der Zutritt zum Senate nicht gestattet.

Alle Monate haben einige Classen Examen. Die dabey am besten bestehen, werden in den Nachrichten aus Schnepfenthal, die gedruckt und bloß den Ältern der Zöglinge zugeschickt werden, genannt.

Der Unterricht wird gegenwärtig durch folgende Personen besorgt:

Die Deutsche Sprache lehren Herr Dr. Heinsius, Frau Märker und Jungfer Henriette Salzmann.

Die Französische Sprache die Herren Bonfils und Girtanner, und Jungfer Christine Salzmann.

Die Englische Sprache die Herren Weißenborn und Karl Salzmann.

Die Italienische Sprache Hr. Buddeus.

Die Lateinische Sprache die Herren Rau-

tenberg, Märker und Luce und Jungfer Johanne Salzmann.

Die Griechische Sprache, Herr Rautenberg.

Naturgeschichte, Herr Blasche und Frau Ausfeld.

Botanik, Herr Carl Salzmann und Frau Märker.

Mineralogie, Herr Diaconus Credner.

Physische Anthropologie, Herr Dr. Braun.

Technologie, Herr Blasche.

Geographie, Herr Hofrath Guts Muths, und Frau Weißenborn.

Geschichte, Herr Rautenberg.

Mathematik und Physik, Herr Wilhelm Ausfeld.

Arithmetik, die Herren Märker, nach Pestalozzischer Lehrart, Wilhelm und August Ausfeld.

Kaufmännisches Rechnen und Buchhalten, Herr Girtanner.

Religion, der Herr Director Salzmann. Die katholischen Zöglinge genießen Unterricht in ihrer Religion von Herrn Dörfel.

Schönschreiben, die Herren Märker, Luce und August Ausfeld.

Musik, Herr Dr. Braun, und die Herren Ernst Ausfeld und Schlössel.

Zeichnen, Herr Buddeus.

Schwimmen, Herr Hofrath Guts Muths und Herr Carl Salzmann.

Reiten, Herr Friedrich Salzmann.

Tischlerarbeiten, Herr Ernst Ausfeld.

Tanzen, Herr Mereau.

Die Geschäfte am Schnepfenthäler Institute werden nach folgender festgesetzten Ordnung betrieben: Im Winter wird früh sechs, und im Sommer fünf Uhr aufgestanden; eine Stunde wird, im Winter in der Stube, im Sommer im Garten, gearbeitet. Hierauf geht es zur Morgenandacht, wo einige Verse aus dem Schnepfenthäler Liederbuche in Begleitung der Orgel gesungen werden; ist dieses geschehen: so erkundigt sich der Pflegevater um das Wohlbefinden seiner Pflegesöhne und erhält von ihnen den Morgenkuß. Nachher ist eine Stunde frey und zum Verzehren des Frühstücks, das aus Milch, Obst, Butter- oder Fettbrod besteht, bestimmt. Dann gehen die Lehrstunden an und dauern bis 11 Uhr. Nach jeder Stunde sind 10 Minuten frey; diese Freyzeit wird Mora genannt. Eilf Uhr werden im Sommer die gymnastischen Übungen vorgenommen, im Winter Spaziergänge auf die nahen Berge, oder in die immer grünen Wälder gemacht. Nach 12 Uhr wird gespeist und dabey alle Tage, bald

ein ganzes Lied, bald nur ein Vers daraus gesungen. Nach Tische ist bis 2 Uhr frey. Nun aber gehen die Lehrstunden an, und dauern, des Winters bis fünf, des Sommers bis vier Uhr, wo gebadet wird. Von 5 bis 6 Uhr ist frey. Man genießt das Vesperbrot, geht spazieren, spielt, oder unterhält sich auf eine andere Art. Von 6 bis 8 Uhr sind Arbeitsstunden. Man trägt das, was man in den 6 Lehrstunden am verfloßnen Tage gehört und gelernt hat, kurz in seine Tagebücher ein. Acht Uhr wird das Abendessen eingenommen, und gegen 10 Uhr zu Bette gegangen. Alle vierzehn Tage ist in der Regel Sonntags Gottesverehrung. Salzmann erscheint in rother Uniform, und hält eine Rede, die mit Gesang abwechselt.

Der Wasserkasten an unserm Springbrunnen ist Sommer und Winter unser Waschbecken, das nie leer wird. Gleich nach dem Aufstehen werden Gesicht und Hände gewaschen, der Mund ausgespült und die Zähne gereinigt.

Daß die sittliche Erziehung der Zöglinge, auf die am Ende doch alles ankommt, nicht vernachläßigt, sondern gewissenhaft besorgt wird, darf ich nicht erst erinnern. Sittliche Fehler werden, so viel wie möglich, mit natürlichen Strafen belegt, und durch vernünftige Vorstellungen weggeräumt. Zur Ordnung, Sparsamkeit, Vor-

sichtigkeit und andern guten Eigenschaften werden die Schnepfenthäler Zöglinge unter andern auch durch folgende hier bestehende Einrichtungen zweckmäßig veranlaßt:

I. Jeder erhält von seinen Ältern, wenn er herkommt, einen Louisd'or als Fond zu einer Casse. Bedürfnisse, die er nicht unumgänglich nöthig hat, muß er selbst bezahlen. Ist er nicht sparsam genug, oder ist er unvorsichtig, und verursacht Schaden, den er ersetzen muß, so ist er der Gefahr ausgesetzt, Banquerott zu machen. Von Zeit zu Zeit hat er Cassenrechnung. Der Pflegevater untersucht die Casse; findet er sie leer und sind dabey noch einige Schulden zu zahlen, so wird der schlechte Haushälter für einen Banquerotteur erklärt. Es wird ihm, als solchem, ungern etwas geborgt, und sein Obst oder Kuchen, den er zum Frühstücke oder zum Vesperbrote bekommt, wird im Speisesaale an den Meistbietenden verkauft, und dieß so lange fortgesetzt, bis wieder etwas in der Casse und der Banquerott gehoben ist.

II. Die Casse kann aber auch vermehrt werden; theils durch ein Amt, theils durch einen Handel. — Viele Geschäfte am Institut werden von Zöglingen besorgt, und von diesen sagt man, daß sie ein Amt haben. Es trägt monatlich 8 bis 12 Groschen. Ich nenne nur folgende Ämter:

1. Das Trommelamt. Derjenige, der es hat, rührt früh, wenn es Zeit zum Aufstehen ist, die Trommel und weckt dadurch die Schläfer. Auch gibt er mit der Trommel das Zeichen, daß es Zeit sey, das Mittags- oder Abendessen und Vesperbrot zurechte zu machen, oder zur Gottesverehrung zu kommen.

2. Das Amt, die Orgel und im Speisesaale den Flügel zu spielen.

3. Das Amt, Zeitungen und Journale herumzutragen.

4. Das Amt, die Löffel herumzulegen.

5. Das Amt, die Liederbücher herumzugeben und aufzubewahren.

6. Das Gabel- und Messeramt.

7. Das Amt, die Tischgesellschaft mit Wasser zu versorgen.

8. Das Amt, in den Sälen auf Ordnung zu sehen, und alles, was darin am unrechten Orte gefunden wird, zu confisciren. Die confiscirten Sachen werden auf einem Zettel, der an der Speisesaalsthüre hängt, bemerkt, und können bis zu einer bestimmten Zeit (jedes einzelne Stück mit Einem Pfennige) ausgelöst werden. Läßt man sie länger unausgelöst: so werden sie verauctionirt: sind sie von den Ältern des Besitzers bezahlt worden; so muß er sie kaufen und — aus seiner Casse bezahlen.

9. Das Stuhlamt.

10. Das Amt, die Säle mit Lichtern zu versehen.

11. Das Amt, Briefe zu couvertiren und zu versiegeln u. s. w.

III. Die mehresten kleinern, hier nöthigen Bedürfnisse kann man bey den Zöglingen haben; viele von ihnen haben einen Handel, bey welchem der Profit, den sie ziehen dürfen, festgesetzt ist. Der eine handelt mit Papier, der andere mit Siegellack, der dritte mit Messern, der vierte mit Schnallen, der fünfte mit Kämmen, der sechste mit Löschpapier, der siebente mit Pappen, der achte mit Töpfen, die bey den Papparbeiten nöthig sind, der neunte mit Pinseln, der zehnte mit Kreide, der eilfte mit Tusche, der zwölfte mit Bleystiften, der dreyzehnte mit Gummielasticum, der vierzehnte mit Federn, der funfzehnte mit Leim u. s. w. Die gekauften Sachen werden in der Regel nicht baar bezahlt, sondern in dem Handlungsbuche, das jeder kleine Kaufmann führt, eingetragen. Von Zeit zu Zeit cirkuliren Schuldzettel, worauf jeder bemerkt, was ihm der andere zu zahlen hat. Der Vater berichtigt dann alles.

IV. Fehler der Unordnung und anderer Art werden zuweilen mit Strichen bezahlt, deren Einer 1 Pfennig kostet. Einige Mahle im Jahre

1. Das Trommelamt. Derjenige, der es hat, rührt früh, wenn es Zeit zum Aufstehen ist, die Trommel und weckt dadurch die Schläfer. Auch gibt er mit der Trommel das Zeichen, daß es Zeit sey, das Mittags- oder Abendessen und Vesperbrot zurechte zu machen, oder zur Gottesverehrung zu kommen.

2. Das Amt, die Orgel und im Speisesaale den Flügel zu spielen.

3. Das Amt, Zeitungen und Journale herumzutragen.

4. Das Amt, die Löffel herumzulegen.

5. Das Amt, die Liederbücher herumzugeben und aufzubewahren.

6. Das Gabel- und Messeramt.

7. Das Amt, die Tischgesellschaft mit Wasser zu versorgen.

8. Das Amt, in den Sälen auf Ordnung zu sehen, und alles, was darin am unrechten Orte gefunden wird, zu confisciren. Die confiscirten Sachen werden auf einem Zettel, der an der Speisesaalsthüre hängt, bemerkt, und können bis zu einer bestimmten Zeit (jedes einzelne Stück mit Einem Pfennige) ausgelöst werden. Läßt man sie länger unausgelöst: so werden sie verauctionirt; sind sie von den Ältern des Besitzers bezahlt worden; so muß er sie kaufen und — aus seiner Casse bezahlen.

9. Das Stuhlamt.

10. Das Amt, die Säle mit Lichtern zu versehen.

11. Das Amt, Briefe zu couvertiren und zu versiegeln u. s. w.

III. Die mehresten kleinern, hier nöthigen Bedürfnisse kann man bey den Zöglingen haben; viele von ihnen haben einen Handel, bey welchem der Profit, den sie ziehen dürfen, festgesetzt ist. Der eine handelt mit Papier, der andere mit Siegellack, der dritte mit Messern, der vierte mit Schnallen, der fünfte mit Kämmen, der sechste mit Löschpapier, der siebente mit Pappen, der achte mit Töpfen, die bey den Papparbeiten nöthig sind, der neunte mit Pinseln, der zehnte mit Kreide, der eilfte mit Tusche, der zwölfte mit Bleystiften, der dreyzehnte mit Gumielasticum, der vierzehnte mit Federn, der funfzehnte mit Leim u. s. w. Die gekauften Sachen werden in der Regel nicht baar bezahlt, sondern in dem Handlungsbuche, das jeder kleine Kaufmann führt, eingetragen. Von Zeit zu Zeit cirkuliren Schuldzettel, worauf jeder bemerkt, was ihm der andere zu zahlen hat. Der Vater berichtigt dann alles.

IV. Fehler der Unordnung und anderer Art werden zuweilen mit Strichen bezahlt, deren Einer 1 Pfennig kostet. Einige Mahle im Jahre

ist Strichrechnung. Wer die wenigsten Striche hat, dessen Nahme wird in den gedruckten Schnepfenthäler Nachrichten bemerkt.

V. Um zuweilen alle Zöglinge zu übersehen und ihnen etwas ankündigen zu können, ist die Einrichtung getroffen, daß sie sich zu bestimmten Zeiten vor dem ersten Hause in einer Reihe stellen. Sie sind in Compagnien getheilt, von welchen jede ihren Offizier hat, der nachsieht, ob alle, die zu ihm gehören, anwesend sind. Die Unordentlichen werden notirt und durch Verlust an Billets gestraft.

An Belustigungen verschiedener Art fehlt es den Zöglingen zu Schnepfenthal nicht; es wäre überflüßig, sie alle herzuzählen. — Von den hier gewöhnlichen Festen will ich nur folgende nennen:

1) Das Schanzfest. Hinter den Häusern wird im Sommer von den Zöglingen und auch Lehrern ein Hügel abgetragen und dadurch der Garten erweitert. Dieß geschieht früh zwischen 5 und 6 Uhr. Einige picken, andere schaufeln, und noch andere fahren die Erde weg. Dieß heißen sie schanzen. Wenn im Frühlinge damit der Anfang gemacht wird, so ziehen alle kleinen und großen Schanzer, versehen mit Picken, Schaufeln und Karren, compagnienweise, unter Trommelschlag und Musik in den Garten. Zwey Fahnen

ziehen voran. Die letztangekommenen Zöglinge sind Fahnenjunker. Wird das Schanzen im Herbste beschlossen; so ist dieß mit derselben Feyerlichkeit verbunden; zuweilen wird auch ein Lied gesungen, und man erinnert sich dankbar aller derer, die, seitdem die Anstalt steht, an diesem Garten mitgearbeitet haben. Das heißt man das Schanzfest. Das Stück Land, das durch das Schanzen in einem Jahr gewonnen worden ist, wird unter die Zöglinge und Lehrer gleich vertheilt.

2.) Das Kartoffelfest. Das Institut zieht jubelnd auf einen nahen Kartoffelacker, nimmt frohlockend die Kartoffeln aus der Erde, siedet einen Theil davon auf dem Acker, lagert sich dann an den nahen Geisenberg, und hält kalte Küche. Zuweilen wird das Kartoffellied von Claudius gesungen, und dem Admiral Franz Drake, der 1585 die Kartoffeln aus Amerika nach Europa brachte, zu Ehren ein Gläschen Rheinwein geleert.

3.) Der Castaltag. Dieser Tag wird in der freyen Natur, gewöhnlich auf einem nahen Berge, gefeyert. Groß und Klein, Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, alles verläßt Schnepfenthal und verlebt den Tag unter Gottes freyem Himmel.

4.) Das Plünderfest. Mit Stangen und Knitteln versehen, zieht das junge, muntere Völkchen in den naheliegenden Obstgarten, und schlägt das Obst, das, nach dem Einsammeln desselben, noch an den Bäumen hängen geblieben ist, ab, und sammelt es frohlockend in Körbe. Es wird hierauf vom Vater an die Plünderer vertheilt.

5.) Das Bescheerungsfest am Christabend. Diesem sehen die jungen Schnepfenthäler immer lange mit vieler Freude und Sehnsucht entgegen. Ein Paar Monate vor Weihnachten übergibt jeder Zögling dem Vater ein Verzeichniß der Sachen, die er zu Weihnachten zu erhalten wünscht. Ueber 10 Thaler dürfen sie nicht betragen. Verlangte Sachen, die nicht nöthig und nützlich sind, werden gewöhnlich ausgestrichen. Keiner weiß daher, was er von dem Aufgeschriebenen bekommen werde. Die Geschenke werden heimlich eingekauft; unterdeß rückt der ersehnte Christabend heran; der Tanzsaal wird in eine grüne Laube verwandelt, Tische herein gesetzt, und diese mit den eingekauften Sachen belegt, doch so, daß die Präsente eines jeden an verschiedene Plätze zu liegen kommen, und von ihm erst zusammen gesucht werden müssen. Der beygeschriebene Name zeigt den an, der sie bekommen soll. Der Christabend ist da; alles ist voll Erwartung; keine Arbeit

will gelingen; man sucht sich die Zeit auf alle mögliche Art zu verkürzen, und empfindet doch gewöhnlich im ganzen Jahre keine solche Langeweile, als eben jetzt. Endlich wird zum ersten Mahle die Trommel gerührt. Freude über Freude! Nach einer halben Stunde ungefähr, die manchem ein halbes Jahr dünkt, läßt sich die Trommel zum zweyten Mahle hören. Neuer Jubel! — Nach einer Pause wird endlich zum dritten und letzten Mahle getrommelt. Nun strömt alles, Groß und Klein, in das zweyte Haus, in welchem sich der Tanzsaal befindet. Hier stellen sich die Zöglinge, und ziehen in Ordnung durch einen Haufen neugieriger Zuschauer aus den nächsten Dörfern in den ganz illuminirten, und mit Büchern, Landcharten, Kupfern, vielerley Spiegelzeugen und Instrumenten verschiedener Art angefüllten Tanzsaal, oder vielmehr in eine erleuchtete grüne Laube. In der Mitte liegt ein kleiner Berg von — kleinen Bündeln gebildet, in welchen sich mancherley für den Gaumen befindet. Jeder Beschenkte sucht nun seine zerstreut liegenden Sachen auf; der Pflegevater findet hie und da auch etwas für sich; denn viele dankbare Pflegesöhne suchen ihm, der ihnen so viele Freude macht, durch kleine Geschenke, z. B. eine Zeichnung, auch Freude zu machen. Nun nimmt man das Abendessen in dem Saa-

le ein, und verweilt sich darin bis gegen Mitternacht. Am folgenden Morgen werden die Geschenke abgehohlt.

Viel Freude macht den Schnepfenthälern auch das Kirschfest, das Geburtsfest des Pflegevaters, der Pflegemutter u. a. m. Ueber diese und andere Feste habe ich in meiner Iduna (zweyte Auflage) und in meinem Taschenbuche für die Deutsche Jugend oder der „Kleinen Jugend-Bibliothek," nähere Nachrichten mitgetheilt, und übergehe sie daher hier mit Stillschweigen.

In jedem Jahre werden gewöhnlich zwey Reisen gemacht. Der Zug der Reisenden gewährt einen angenehmen Anblick. An der letzten Reise nahmen beynahe 70 kleine und große Personen Antheil; die vorletzte ist von Salzmann beschrieben, und unter dem Titel: „Reise der Zöglinge zu Schnepfenthal. Erster Band, Schnepfenthal 1799" im Druck erschienen. Selbst kleine Zöglinge von 6 bis 7 Jahren machten sie mit und hielten sich im Marschieren so wacker, daß sie kein einziges Mahl gefahren werden durften. Die erwachsenen Zöglinge übernehmen auf unsern Reisen einige Geschäfte; der eine z. B. ist Generalquartiermeister, der andere Generalzahlmeister, der dritte Apotheker u. s. w. Daß die gemachte Reise, von

diesem kurz, von jenem weitläufiger beschrieben wird, versteht sich von selbst.

Mittwochs, wenn nichts Erhebliches dazwischen kommt, ist nach dem Abendessen Concert. Es wird von Zöglingen und Lehrern in der Musik gegeben. Gewöhnlich lassen sich dabey, unter Anführung des Herrn Schlöffel, eines der achtungswerthesten Schnepfenthäler Lehrer, auch die Sänger hören. Bisweilen ist auch ein kleiner Ball.

Die kleinen Enkelinnen Salzmanns werden von einer achtungswürdigen Erzieherinn, Jungfer Krannichfeld, erzogen.

Was die Annahme eines neuen Zöglings und die Bedingungen, unter welchen sie erfolgt, anbelangt: so setze ich hier Salzmanns eigene Worte her. Sie sind aus einer kurzen Nachricht über Schnepfenthal gezogen, die den Aeltern, die ihr Kind her schicken wollen, mitgetheilt werden. „Aeltern" heißt es dort, „die unsrer Anstalt Kinder anvertrauen wollen, melden es mir einige Zeit vorher; denn mancherley Umstände machen es oft unmöglich, jeden Zögling sogleich anzunehmen. Ist man wegen der Aufnahme übereingekommen, so zahlen sie, als Einschreibegebühren zu beyderseitigen Gewißheit, vier alte Louis'dor. Die Aufnahme geschieht am besten zu Ostern und Mi-

chaelis, nach dem sechsten bis zum zwölften Jahre der Kinder. Am liebsten ist es mir, wenn Ältern, welche zu meiner Anstalt Zutrauen fassen können, mir zur Beförderung einer vollständigen, und, besonders in Hinsicht auf den wissenschaftlichen Unterricht, gehörig abgestuften Ausbildung ihrer Kinder, diese mir lieber im siebenten oder achten Jahre übergeben."

„Daß ich Kinder, die entweder ganz unfähig seyn, oder mit groben Lastern behaftet in meiner Anstalt eintreten möchten, aus derselben bald möglichst zu entfernen genöthigt sey, wird Jeder, der die Pflichten, die ich meinen unverdorbenen Zöglingen und deren Ältern und Vormündern schuldig bin, einigermaßen übersehen kann, auch ohne meine Erinnerung leicht begreifen."

„Jeder Zögling bringt mit: ein silbernes Besteck, einen silbernen Löffel, zwölf Servietten, zwölf Handtücher, vier und zwanzig Schnupftücher und vier und zwanzig Paar weiße baumwollene Strümpfe, und eben so viel Hemden; ein Bette, bestehend aus einer pferdehaarnen Matraze und einer leichten mit Baumwolle durchnähten, Oberdecke, vier Bettlacken. Doch kann das ganze Bette, wenn die Ältern den Transport lieber sparen wollen, auch hier angeschafft werden. Die Handtücher und Servietten, da sie bald verbraucht

werden, bleiben, bey den Abgange des Zöglings zurück. Da die hiesige scharlachrothe Uniform bey uns angeschafft werden kann, so braucht kein Zögling, außer seinem Reiseanzuge, viel andere Kleidung mitzubringen. Die ganze Pension, welche halbjährig vorausbezahlt wird, beträgt, für Kost, Erziehung, Unterricht, Reinhaltung der Wäsche, Aufwartung und dergl. 64 alte Louis'dor. Übrigens zahlen die Ältern noch für Kleidung, Bücher, Schreibmaterialien, Beyträge zu den bey uns gewöhnlichen kleinen Reisen u. s. w. Sie erhalten darüber am Ende eines jeden halben Jahres Rechnung. Für Maitres wird nichts besonders bezahlt. Nur die Kosten, welche der Unterricht im Reiten nöthig macht, werden berechnet, weil die Unterhaltung einer Reitbahn bekanntlich einen großen Aufwand erfordert."

„Die Bezahlung der Rechnung geschieht im Golde, um einige Schadloshaltung für die vielen kleinen Ausgaben zu leisten, die täglich vorfallen, und deren Berechnung zu viele Mühe und Zeit erfordern würde."

Bey der Ankunft eines neuen Zöglings wird gewöhnlich bey Tische aus dem Schnepfenthäler Liederbuche das Lied gesungen:

Sey in unsern stillen Fluren,
Lieber, kleiner Freund begrüßt!

Wo Schmerz und Gram
Verbannet sind,
Bey Unschuld Freude wohnt! rc.

Die Aufnahme eines Zöglings ist feyerlich. Sie geschieht Sonntags bey der Gottesverehrung, der gewöhnlich auch viele Fremde beywohnen. Der Pflegevater hält eine Rede, und wendet sie auf den aufzunehmenden Zögling an, der ihm gegenüber sitzt, fordert ihn auf, fleißig und gut zu seyn, und ihm dieses feyerlich zu versprechen. Der angeredete Zögling steht nun von seinem Sitze auf, und wird langsam von zwey Officieren durch den Saal zum Tische geführt, hinter welchem Salzmann sitzt. Der Chor singt unterdeß den Vers:

Allgegenwärtiger!
Der du ein Zeuge bist
Von dem Versprechen,
Das jetzt geleistet wird,
Laß deinen Geist den Schwachen stärken,
Zu allen Zeiten ihm treu' zu bleiben.

Ein älterer Zögling liest dem Aufzunehmenden ein kurzes Versprechen vor, das er in die Hand seines Pflegevaters ablegt. Jetzt umarmt Salzmann seinen neuen Pflegesohn, küßt ihn und verspricht, Vaterstelle an ihm zu vertreten, und für

sein Wohl gewissenhaft zu sorgen. Der Chor singt: Amen! Nun stellt Salzmann den versammelten Zöglingen ihren neuen Freund vor, und fordert sie auf, ihn liebreich aufzunehmen, und ihm mit gutem Beyspiele vorzugehen. Er wird dann von Einigen umarmt und geküßt, und die Versammlung singt die Worte:

Der Geist der Liebe
Und wärmsten Freundschaft
Verbinde eure Herzen stets.

Ein herzliches Gebeth für den Neuaufgenommenen beschließt die Gottesverehrung, bey der vielleicht manche Thräne der Freude und des Danks geflossen ist.

Die Schnepfenthäler Zöglinge tragen scharlachrothe Jacken, gehen Sommer und Winter mit entblößter Brust und unbedecktem Kopfe, und nur auf Reisen wird Hut und Überrock gebraucht. Drey Mahl in der Woche wird Wäsche gewechselt. Wäsche und Kleider werden von der Mutter besorgt. Die Zöglinge, die kleinen ausgenommen, werden im Wachen, und die Officiere bisweilen im Fasten geübt. Der Pflegevater fastet mit ihnen. Auch schanzt er zuweilen mit. Gegenwärtig befinden sich am Schnepfenthäler Institute Zög-

linge aus den verschiedensten Provinzen Deutschlands, aus England, Holland, Schweden, Rußland, Böhmen und America, Catholiken, Lutheraner, Reformirte. Der Sohn eines Grafen und Ministers wird eben so behandelt, wie der Sohn eines Kaufmanns, d. h. liebreich, gerecht, menschlich. In unsrer kleinen Republik findet kein Unterschied der Stände Statt. Die Anzahl der Einwohner von Schnepfenthal überhaupt, das Gut mit eingerechnet, beläuft sich auf 120 Personen; dabey sind diejenigen, die mit dem Institute in der innigsten Verbindung stehen, aber nicht an demselben wohnen, nicht mitgezählt.

Das Institut erhält viele Besuche, auch aus entfernten Ländern, und von vornehmen und wichtigen Personen. Fremde werden freundlich aufgenommen. Besonders solche, welche nicht sowohl aus Neu- als vielmehr aus Wißbegierde herkommen. Lustpartieen kann man mit ihnen nicht machen; denn jeder der hiesigen Mitarbeiter hat seine bestimmten Arbeiten, die ihm dieß nicht erlauben. Der Lehrer geht gewissenhaft seinen Geschäften nach, und dem einsichtsvollen Fremden wird es daher nicht auffallen, wenn oft ein Gespräch mit ihm schnell abgebrochen, und er verlassen wird. Jede Minute ist hier kostbar. —

Das Ganze der Anstalt ist schön geordnet. Und wem verdankt es sein Daseyn, und seinen Flor? Größtentheils — Salzmann. Er regiert es mit Weisheit und Bescheidenheit. — Die Anstalt steht nun 22 Jahre, und Segen der mannigfaltigsten Art hat von jeher auf ihr geruht. Ihr verehrungswürdiger Stifter genießt die Liebe, Anhänglichkeit, das unbegrenzteste Zutrauen und die reinste Achtung seiner Pflegesöhne und Mitarbeiter; es ruhen viele Sorgen, viele Lasten auf ihm; er trägt sie mit ausdauerndem Muthe, und befindet sich dabey, mitten im frohen Gewühle gesunder, kraftvoller und vergnügter Knaben und Jünglinge, sehr wohl, munter und gesund. Er ist ein Mann von mittlerer Statur; sein Anzug ist schlicht; seine Lebensart einfach. Vier Uhr des Morgens läßt er sich wecken. Mannigfaltige Arbeiten warten auf ihn; ohne Geräusch, in der bescheidensten Stille vollbringt er sie; zur Erhohlung arbeitet er mit Vergnügen zuweilen mit im Garten. Jede Woche gebraucht er Ein Mahl das kalte Bad in einer Badewanne. Er ißt mit seinen Pflegesöhnen an einem Tische, dieselben Gerichte, und sein Zimmer steht jedem Schnepfenthäler zu jeder Zeit offen. Er denkt mehr, als er spricht; mit Kindern, besonders mit kleinen, beschäftigt er sich gern. Es ist interessant, ihn umringt und

geliebkost von muntern naiven Kleinen zu sehen. Er liebt das stille, ruhige und friedliche Leben, und opfert, um dieses zu erhalten, so manches gerne auf. Er zählt dreyzehn lebende Kinder, (von welchen Ein Sohn und vier Töchter verheirathet sind) und zwölf Enkel. Seine verehrte Gattinn hilft ihm treu und redlich seine Lasten tragen; sie ist allen Pflegesöhnen — im schönsten Sinne des Wortes — Mutter. Besonders unterstützt ihn bey der Direction des Ganzen auch sein Schwiegersohn, Hr. Weißenborn, ein eben so gelehrter und einsichtsvoller, als rechtschaffener und bescheidener Mann. Salzmanns ganze Familie nimmt bedeutenden Antheil an den beschwerlichsten Geschäften am Institute. Zwey seiner Töchter, Frau Ausfeld und Frau Weißenborn, besorgen die Küche; von Morgen bis in die Nacht drängt bey ihnen ein Geschäft das andere; sie opfern dem Institute viel Zeit und Kräfte auf.

Als Schriftsteller hat Salzmann ungemein viel Gutes gewirkt. Die Anzahl seiner Volks- und Erziehungsschriften beläuft sich auf mehr als sechzig. Zunächst für die Jugend hat er folgende Bücher herausgegeben:

1.) Unterhaltungen für Kinder und Kinder-

freunde. 8 Bändchen. Leipzig bey Crusius. 1780 — 1787.

2.) Moralisches Elementarbuch. 2 Theile. Ebendas. Die neueste Auflage.

3.) Nachrichten aus Schnepfenthal für Kinder. Ebendas.

4.) Reisen der Salzmannschen Zöglinge 6 Bände. Ebendas. 1784 — 1788.

5.) Bibliothek für Jünglinge und Mädchen. Braunschweig in der Schulbuchhandlung.

6.) Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal. Erster Band. Schnepfenthal 1799.

7.) Conrad Kiefers A B C und Lesebüchlein. 2 Bändchen. Schnepfenthal 1798 — 1799.

8.) Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. Schnepfenthal.

9.) Heinrich Gottschalk in seiner Familie, oder erster Religionsunterricht für Kinder von zehn bis zwölf Jahren. Schnepfenthal.

Die beyden letzten Schriften sind durch Herrn Le Roux-Laserre, der sonst in Schnepfenthal das Französische lehrte, musterhaft ins Französische übersetzt.

Zu Ende dieses Jahres wird von ihm ein patriotisches Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe erscheinen. Er ist einer der aufrichtigsten und eifrigsten Patrioten Deutschlands.

In eine nähere Schilderung des Charakters des verdienstvollen Salzmann kann ich mich nicht füglich einlassen, theils weil es schwer hält, ein ganz richtiges Urtheil über den moralischen Charakter eines Menschen zu fällen, theils weil ich viel loben, und dabey befürchten müßte, der Bescheidenheit des Gelobten zu nahe zu treten, und mich, da ich selbst eine Reihe von Jahren hindurch Mitarbeiter an seiner Anstalt gewesen bin, wenigstens bey manchem, in den Verdacht der Schmeicheley zu bringen, wozu ich bey dem wahrheitsliebenden und bescheidenen Salzmann keinen Grund hätte. Möge er noch viele Jahre zählen! Dieß ist der herzliche Wunsch Aller, die mit ihm in näherer Verbindung stehen, und den Redlichen genauer kennen. Viele verehren ihn sehr als Schriftsteller. So sehr er mir dieses zu verdienen scheint: so ist er in meinen Augen doch noch verehrungswürdiger als Mensch überhaupt. — Unstreitig ist er einer der würdigsten und edelsten Männer unsers Zeitalters.

Im May 1806.

Jacob Glatz.

Zusatz.

Seitdem das Vorstehende geschrieben wurde, hat sich auch mit Salzmann und seiner Erziehungsanstalt manche Veränderung zugetragen. Die politischen Ereignisse in Deutschland wirkten in sofern nachtheilig auf die letztere, daß die Anzahl der Zöglinge sich merklich verringerte, besonders seitdem aus England und den Hanseestädten kein neuer Zuwachs kommen konnte. Nun aber, da der Friede in Europa wiederhergestellt ist, fängt das Schnepfenthäler Institut wieder zu blühen an. Es zählt gegegenwärtig (im Herbste 1816) bereits gegen dreyßig Zöglinge, unter denen sich Söhne sehr angesehener und hoher Familien befinden.

Aber der Stifter der Anstalt, der würdige Vater Salzmann, ist nicht mehr. Gott rief ihn von der Erde, auf der er so viel Gutes gestiftet hat, am 31ten October 1811 ab, um ihm in einer andern Welt noch einen ausgedehnteren, höheren Wirkungskreis anzuweisen. Die Vorsehung lohnte sein segenreiches Leben mit einem Tode, wie sich ihn gewiß jeder Redliche wünscht. Bis zu seiner Scheidestunde thätig, setzte er sich, nachdem er über sein herannahendes Ende mit aller Ruhe und Fassung des Gemüthes gesprochen, sein Haus be-

In eine nähere Schilderung des Charakters des verdienstvollen Salzmann kann ich mich nicht füglich einlassen, theils weil es schwer hält, ein ganz richtiges Urtheil über den moralischen Charakter eines Menschen zu fällen, theils weil ich viel loben, und dabey befürchten müßte, der Bescheidenheit des Gelobten zu nahe zu treten, und mich, da ich selbst eine Reihe von Jahren hindurch Mitarbeiter an seiner Anstalt gewesen bin, wenigstens bey manchem, in den Verdacht der Schmeicheley zu bringen, wozu ich bey dem wahrheitsliebenden und bescheidenen Salzmann keinen Grund hätte. Möge er noch viele Jahre zählen! Dieß ist der herzliche Wunsch Aller, die mit ihm in näherer Verbindung stehen, und den Redlichen genauer kennen. Viele verehren ihn sehr als Schriftsteller. So sehr er mir dieses zu verdienen scheint: so ist er in meinen Augen doch noch verehrungswürdiger als Mensch überhaupt. — Unstreitig ist er einer der würdigsten und edelsten Männer unsers Zeitalters.

Im May 1806.

Jacob Glatz.

Zusatz.

Seitdem das Vorstehende geschrieben wurde, hat sich auch mit Salzmann und seiner Erziehungsanstalt manche Veränderung zugetragen. Die politischen Ereignisse in Deutschland wirkten in sofern nachtheilig auf die letztere, daß die Anzahl der Zöglinge sich merklich verringerte, besonders seitdem aus England und den Hanseestädten kein neuer Zuwachs kommen konnte. Nun aber, da der Friede in Europa wiederhergestellt ist, fängt das Schnepfenthäler Institut wieder zu blühen an. Es zählt gegegenwärtig (im Herbste 1816) bereits gegen dreyßig Zöglinge, unter denen sich Söhne sehr angesehener und hoher Familien befinden.

Aber der Stifter der Anstalt, der würdige Vater Salzmann, ist nicht mehr. Gott rief ihn von der Erde, auf der er so viel Gutes gestiftet hat, am 31ten October 1811 ab, um ihm in einer andern Welt noch einen ausgedehnteren, höheren Wirkungskreis anzuweisen. Die Vorsehung lohnte sein segenreiches Leben mit einem Tode, wie sich ihn gewiß jeder Redliche wünscht. Bis zu seiner Scheidestunde thätig, setzte er sich, nachdem er über sein herannahendes Ende mit aller Ruhe und Fassung des Gemüthes gesprochen, sein Haus be-

stellt, seinen Sohn Carl, der seine höhere Bildung auf der Universität zu Göttingen genossen, und sich eine Zeitlang in England aufgehalten hat, zum Director der Anstalt ernannt, und von den Seinigen (er hinterließ dreyzehn Kinder) Abschied genommen hatte, auf das Kanapeh hin, ließ sich, um seine Seele noch zu Gott zu erheben, von einer seiner Töchter aus einer Schrift von Zollikofer vorlesen, und schlummerte bald darauf zu einem besseren Leben ein. Er ruht in der Nähe der Institutsgebäude, und sein Grab ist, seinem Wunsche gemäß, bloß durch einen Hollunderstrauch bezeichnet. — Friede seiner Asche!

VII.

Einiges über Joh. Christoph Friedr. Guts-Muths.

In einem Briefe an einen Freund.

Theurer Freund!

Sie fragten mich, wessen Bildniß ich dem zweyten Hefte meiner moralischen Gemälde beyfügen würde? Für dießmahl war es mein Wunsch der Jugend einen Schriftsteller vorzuführen, dessen Werke vorzüglich einen merklichen Einfluß auf die physische Erziehung hatten, und meine Wahl fiel auf meinen Freund Guts Muths, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Sie kennen seine Schriften und Verdienste, und werden gewiß meine Wahl billigen. Da es Ihnen immer Vergnügen macht, etwas Näheres über die Lebensumstände solcher Männer zu erfahren: so glaube ich Ihren Wünschen zuvorzukommen, wenn ich

Ihnen einige biographische Nachrichten, Guts-Muths betreffend, mittheile. Sie werden Ihnen um so angenehmer seyn, da ich Ihnen die Versicherung geben kann, daß sie durchaus historisch richtig und wahr sind.

Johann Christoph Friedrich Guts-Muths wurde den 9. August 1759 zu Quedlinburg geboren. Ihm schenkte der Himmel das schöne Glück, bey seinem Eintritte in diese Welt eine Mutter voll Liebe und Herzlichkeit zu finden. Ihr zärtliches Wesen erfreute den Säugling, und weckte die Vorgefühle der Tugend und Religion in der Brust des zarten, auf ihrem Schoße sitzenden Knaben. Mit dankbarer Rührung erinnert er sich an diese heitern Jahre seines Lebens. Jedes Wort, das die redliche Mutter dem emporwachsenden Sohne sagte, wirkte auf sein empfängliches Herz und haftete. Fröhlich war seine Jugendzeit. Der Grund davon lag weniger in den äußern Umständen, mehr in seinem innern Sinn, in seiner natürlichen Anlage zur Heiterkeit und Geschäftigkeit. An Gesellschaft mangelte es ihm sehr; Langeweile konnte er nicht tragen; dieß brachte ihn zur Thätigkeit. Handarbeiten, die Nachahmung der Handwerke, das Brunnengraben, Mauern, Pflastern, Wegemachen, Backen aus Thon, Schleifen u. s. w., alles im Kleinen, füllten in den

frühern Jahren seine müßigen Stunden aus. Ganz vorzüglich liebte er das Zeichnen, und späterhin das Mahlen. Mit Kreide machte er den Anfang. Schon in seinem dritten oder vierten Jahre konnte er die römischen Capitalbuchstaben zeichnen, und seine erste Vorschrift war im Calender das Wort PROGNOSTICON. Er hätte es in allen diesem leicht weit bringen können, wenn ihm nicht die Mittel dazu fast ganz gefehlt hätten. Beym Zeichnen mußte er sich mit Kohlen, beym Mahlen mit zerstossenem Ziegelstein, Kienruß und zerquetschten Blättern begnügen. Damit bemahlte er die Wände im Hofe, und wenn diese voll waren, kam ihm seine Tüncherprofession zu Hülfe; er überweißte alles und mahlte von neuem. Alle diese Spielereyen hatten für ihn großen Vortheil. Er gewöhnte sich an Thätigkeit, übte seine Hände, setzte seinen Körper, der wohl nicht gar fest war, in Bewegung, und übte seine Sinnen und sein sinnliches Beobachtungsvermögen. Dieß brachte ihm späterhin unendlich viel Nutzen, und rettete ihm mehr als einmahl das Leben. So, um nur ein Beyspiel anzuführen, saß er in seinem sechsten Jahre auf dem Pferde seines Vaters, der es im Hofe auf und abführte. Der Zügel entfiel ihm; das Pferd sprang im starken Trabe fort, und eilte in den Stall. Es mußte durch zwey Thüren, davon die eine keinen Fuß

höher war als der Sattel. Der kleine Reiter schwebte in der größten Gefahr; allein er war gefaßt und gelenkig genug, sich augenblicklich der Länge nach auf dem Pferde niederzustrecken, und so kam er glücklich durch.

Bis zu seinem eilften Jahre besuchte er theils eine Winkelschule, theils genoß er den Unterricht eines Hauslehrers, bis er endlich in diesem Jahre von seinen Ältern in das Gymnasium zu Quedlinburg gebracht wurde. Von dem damahligen Rector des Gymnasiums, dem ehrwürdigen, jetzt im Hamburg als Prediger lebenden, Greise Rambach examinirt, kam er, zu seinem Glücke, in die sechste Classe, wo der Bakel nicht regierte, der in den niedern Classen stündlich gebraucht wurde. Unvergeßlich sind ihm seine Lehrer an dieser Schule, der herzensgute vortreffliche Meineke, der vor wenigen Jahren Prediger an der Blasi-Kirche zu Quedlinburg geworden ist; Hergt, der als Prorector sein Lehrer war; der gute, biedere Westphal, jetzt Inspektor zu Halle, und der sanfte, kluge, vielgelehrte Stroth, der, ehe er nach Gotha kam, nach Rambach eine geraume Zeit Rector des Gymnasium war. „Nie wird mein Dankgefühl für diese Männer sich mindern können!" sind Guts Muths eigene Worte. Meineke'n liebte er als ein Kind den Vater, den

liebenswürdigen Westphal als den erwachsenen Freund, Hergt verehrte er, Stroth wurde von ihm bewundert.

Seine Zeit blieb noch lange hin unter Spiel (mehrentheils Handarbeit) und Schularbeiten getheilt. Er hatte keine Gesellschaft, als seine gute Schwester, und diesen und jenen Knaben, den er zu sich bat. Ausgehen durfte er nicht, weil er noch zu klein war, außer wenn man ihn irgendwo mitnahm. Groß war vorzüglich seine Sehnsucht nach der freyen Flur, und doch konnte sie nicht befriedigt werden; kaum daß er jährlich zwey Mahl ins Freye kam. Aber aus seiner Ältern Wohnung konnte er eine Menge Gärten übersehen; einzelne Berge und ein guter Theil des Harzes lagen im Gesichtskreise. Fast täglich erkletterte er die Dächer, und saß da oben halbe und ganze Stunden lang, um die Aussicht zu genießen. Mit welcher Sehnsucht erwartete er die Zeit, wenn er groß seyn würde! Doch wurde sie ihm bey seinen mannigfaltigen Beschäftigungen nicht lang. Seine Phantasie war immer sehr thätig, irgend etwas hervorzubringen, er riß nieder, um nur wieder aufbauen zu können, er riß das Pflaster im Hofe auf, und machte es wieder zu rechte, warf das Fach einer Wand mehrmahls ein, und mauerte es dann wieder zu, ꝛc.

Seine Lectüre war Anfangs nur auf äußerst wenige Bücher beschränkt. Nur die Acerra philologica und ein altes geographisches Buch mit Holzschnitten, welche Völkerschaften vorstellten, nebst einer großen Bibel mit schönen Kupfern, waren seine Bibliothek. Dabey hatte er auch einige elementarische Schriften zum Lateinlernen. Sie wissen, lieber Freund, mit welchem innigen Vergnügen auch wir in unsern frühern Jahren in der Acerra philologica die vielen kuriösen Geschichten und Diskourse gelesen und wieder gelesen haben, und wie besonders unser poetischer Freund B... y in L.. g davon begeistert war. Dasselbe fand auch bey unserm Guts Muths Statt. Das gedachte Buch war ihm das liebste. Er versicherte, es wohl mehr als zwanzig Mahl gelesen zu haben, und ich glaube, es brachte ihm mehr Nutzen, als zwanzig und noch mehr Schriften der heutigen Jugend, die vor dem vielen, ungeordneten Lesen wenig behalten kann. Sonst las man wenig, aber das Wenige ergriff man mit ganzer Seele, man behielt es für die Ewigkeit. Dagegen nehme man die meisten jungen Leser unsrer Tage. Sie blättern innerhalb 24 Stunden wohl mehrere Bücher durch, und schon in ihren jüngern Jahren zählen sie die von ihnen gelesenen Schriften nach Duzenden. Allein man prüfe sie nur in Rücksicht

des Geleſenen, und man wird bey den meiſten finden, daß ihnen nur wenig davon geblieben, und durch die zu ſtarke Lectüre in ihren Köpfen eine Verwirrung und Abſpannung der Geiſteskräfte entſtanden iſt, daß einem wohlgeſinnten Jugendfreunde davor graut. Ein großer Theil davon hat mancherley durch einander geworfene Dinge im Kopfe, aber nur äußerſt wenige Gedanken, die durch Selbſtthätigkeit hervorgebracht wären.

Im 14ten Jahre verlor Guts Muths ſeinen Vater. Deſto ſorgſamer für ihn war ſeine Mutter. Sie liebte ihn unausſprechlich, und that bey ihren beſchränkten Umſtänden für ihn alles, was ſie nur konnte. Er beſchloß zu ſtudieren. Sie war es zufrieden. Noch ein Jahr lang nach dem Tode des Vaters wurde er ſorgfältig im Hauſe gehalten. Nun aber fing ſie an, ihm nach und nach mehr Freyheit zu laſſen; er durfte dieſen und jenen ſeiner Schulkameraden beſuchen, wenn er zu einem guten Hauſe gehörte. Nach ſeiner Verſicherung hat er dieſe Freyheit nicht ein einziges Mahl gemißbraucht, und nie das ſorgfältige Examen ſeiner Mutter, wenn er wieder kam, geſcheut.

Unter ſeinen Schulfreunden befand ſich einer, den er aufrichtig verehrte — ein Jüngling von großen Talenten und ſehr edlem Charakter. Er war Dichter, Zeichner und Mahler. An ihm hing

Seine Lectüre war Anfangs nur auf äußerst wenige Bücher beschränkt. Nur die Acerra philologica und ein altes geographisches Buch mit Holzschnitten, welche Völkerschaften vorstellten, nebst einer großen Bibel mit schönen Kupfern, waren seine Bibliothek. Dabey hatte er auch einige elementarische Schriften zum Lateinlernen. Sie wissen, lieber Freund, mit welchem innigen Vergnügen auch wir in unsern frühern Jahren in der Acerra philologica die vielen kuriösen Geschichten und Diskourse gelesen und wieder gelesen haben, und wie besonders unser poetischer Freund B. . . y in L. . g davon begeistert war. Dasselbe fand auch bey unserm Guts Muths Statt. Das gedachte Buch war ihm das liebste. Er versicherte, es wohl mehr als zwanzig Mahl gelesen zu haben, und ich glaube, es brachte ihm mehr Nutzen, als zwanzig und noch mehr Schriften der heutigen Jugend, die vor dem vielen, ungeordneten Lesen wenig behalten kann. Sonst las man wenig, aber das Wenige ergriff man mit ganzer Seele, man behielt es für die Ewigkeit. Dagegen nehme man die meisten jungen Leser unsrer Tage. Sie blättern innerhalb 24 Stunden wohl mehrere Bücher durch, und schon in ihren jüngern Jahren zählen sie die von ihnen gelesenen Schriften nach Duzenden. Allein man prüfe sie nur in Rücksicht

des Gelesenen, und man wird bey den meisten finden, daß ihnen nur wenig davon geblieben, und durch die zu starke Lectüre in ihren Köpfen eine Verwirrung und Abspannung der Geisteskräfte entstanden ist, daß einem wohlgesinnten Jugendfreunde davor graut. Ein großer Theil davon hat mancherley durch einander geworfene Dinge im Kopfe, aber nur äußerst wenige Gedanken, die durch Selbstthätigkeit hervorgebracht wären.

Im 14ten Jahre verlor Guts Muths seinen Vater. Desto sorgsamer für ihn war seine Mutter. Sie liebte ihn unaussprechlich, und that bey ihren beschränkten Umständen für ihn alles, was sie nur konnte. Er beschloß zu studieren. Sie war es zufrieden. Noch ein Jahr lang nach dem Tode des Vaters wurde er sorgfältig im Hause gehalten. Nun aber fing sie an, ihm nach und nach mehr Freyheit zu lassen; er durfte diesen und jenen seiner Schulkameraden besuchen, wenn er zu einem guten Hause gehörte. Nach seiner Versicherung hat er diese Freyheit nicht ein einziges Mahl gemißbraucht, und nie das sorgfältige Examen seiner Mutter, wenn er wieder kam, gescheut.

Unter seinen Schulfreunden befand sich einer, den er aufrichtig verehrte — ein Jüngling von großen Talenten und sehr edlem Charakter. Er war Dichter, Zeichner und Mahler. An ihm hing

seine Seele ganz, er war ihm sein Ideal. Seine Gedichte begeisterten ihn wie seine Gemälde. Es ist der jetzige Dr. Schlüter, praktischer Arzt zu Quedlinburg. Guts Muths Liebe zu ihm wird nur mit ihm selbst sterben. Aus sechs bis sieben Schulfreunden bildete sich ein vertrauter Zirkel, von welchem Schlüter gleichsam der Vorsteher war. Die Mitglieder waren unzertrennlich, alle gestimmt für die Schönheiten der Natur, und der größte Theil ihrer Unterhaltung rührte von ihrer Bewunderung und ihren Genusse im Freyen her. Sie erinnern sich dabey, mein theurer Freund, vielleicht an unsere Gesellschaft in Preßburg. Wie viele frohe Stunden haben auch wir darin genossen! wie manchen Nutzen aus unsern Zusammenkünften, Beurtheilungen der gelieferten Aufsätze, Redeübungen u. s. w. gezogen! Wie oft habe ich schon den Wunsch geäußert, daß Jünglinge sich zu dergleichen Gesellschaften verbinden möchten! Der negative und positive Nutzen derselben ist groß. „Ich war in jenen Zeiten, sagt Guts Muths, des Lebens bis zum höchsten Grade froh. Ich verdankte dieser Gesellschaft zugleich viel Bildung.“ Die Anerkennung des Schönen war stillschweigend ihr Grundsatz. Die Mitglieder lasen Dichter. Schlüter war ein trefflicher Declamator. Oft recitirte er aus Geßner, Ramler, oft seine eigenen

Gedichte. Glücklich der Jüngling, der schon in seinen frühern Jahren Gelegenheit hat, seinen Schönheitssinn auszubilden! Ihm entfaltet sich eine Welt, die dem Menschen ohne veredelten Geschmack ewig unbekannt bleibt; wo andern nur Stacheln und Dornen drohen, lächelt ihm die freundliche Rose, und leichter und schneller schreitet er in das Reich der Sittlichkeit. Mit Recht sagt ein großer Dichter, indem er sich über den Einfluß der schönen Künste auf das Leben des Menschen befragt, zu der Muse:

„Was ich ohne Dich wäre? Ich weiß nicht, aber mir grauet,
„Seh' ich, was ohne Dich Hundert' und Tausende sind.

Auch auf Guts Muths äußerte das Lesen der Dichter in gedachter Gesellschaft einen vortheilhaften Einfluß. In dieser Zeit begann seine Lectüre überhaupt sich zu erweitern. Lebhaft erinnert er sich noch jetzt einer satyrischen Wochenschrift: Fidibus; an Weißens Kinderfreund, Geßners Schriften, manches schönen Gedichtes der Göttinger Blumenlese. Er las viel, aber seine Schularbeiten wurden dabey nicht versäumt, und manches ernste Buch zog ihn eben so stark an, als eine interessante Unterhaltungsschrift. Reckards Lehr-

buch studierte er mit großem Eifer, besonders den mathematischen Abschnitt. Alle physischen und technologischen Belehrungen wären ihm höchst willkommen gewesen, allein, ach, wie arm war damals die Jugend! hätte sie nur etwas von dem übergroßen Reichthume der jetzigen gehabt! Im Zeichnen und Mahlen wetteiferte er mit Schlüter, blieb aber weit hinter ihm, denn es fehlte ihm dessen Talent. Dabey war er ohne alle Einkünfte. Sechs Wochen lang sparte er sein Frühstück, um für drey Groschen einen Nürnberger Farbenkasten zu kaufen, und noch viel länger, um für 12 Gr. ein elendes mathematisches Besteck zu haben. Er war in seinem Besitze selig und nutzte beydes, ohne alle Anweisung, vortheilhaft genug für Hand und Kopf. Der Hang zum Zeichnen und Mahlen ist bey ihm nie erloschen; häufig brauchte er Nebenstunden dazu, aber immer blieb er ohne alle Unterstützung. Dennoch trieb er die Sache weiter, und mahlte noch nach den Universitätsjahren und selbst in Schnepfenthal, in Öhl, jedoch nie etwas anderes als Landschaften, und in Pastell Portraite. Seine Neigung für die Natur blieb immer; für Poesie ziemlich lange; nur muß ein Gedicht in allen seinen Theilen vorzüglich seyn, wenn er es mit Vergnügen bis zu Ende lesen soll.

Guts Muths war etwa 18 Jahr alt, als die Vorsehung ihn auf die Bahn führte, auf der er noch jetzt ist. Der damalige Prorector Hergt hatte von dem Leibmedicus Ritter in Quedlinburg den Auftrag, ihm einen Gymnasiasten als Hauslehrer zu verschaffen. Die Wahl fiel auf Guts Muths. So kam er in die liebenswürdige Ritter'sche Familien zu zwey herzlichgut, Knaben, mit denen vereinigt, er zugleich den Sohn des biedern Kaufmannes Danneil unterrichtete. Basedow hatte damals sein Elementarwerk herausgegeben. Er studierte es, besonders das Methodenbuch, war im Erziehungsgeschäfte voll Eifer, und erwarb sich bald so viel Zutrauen und Ansehen, daß mehrere Familien ihm ihre Kinder zum Unterrichte zu übergeben Lust bezeigten, wenn er dazu nur Zeit gehabt hätte. Doch ward er bewogen, noch den einzigen Sohn des damaligen königlich-preußischen Geheimraths von Berg zu übernehmen. Dadurch waren seine Arbeiten zu stark angewachsen. Er war von Morgen bis zum Abend beständig mit Schulbesuch und Unterrichten beschäftigt. Seine Schularbeiten konnte er nur Abends von 7 bis 10, 11 Uhr machen. Dabey litt seine Gesundheit merklich. In einem Winter wurden besonders seine Augen angegriffen.

Bis 1779 blieb Guts Muths auf dem Gym-

nasium seiner Vaterstadt. Es war damahls schon, wie er versichert, eine in mancher Rücksicht recht treffliche Anstalt, und wie viel hat sie nicht späterhin unter Hermes und Cramers Inspection und des höchst gewissenhaften und gelehrten Meineke's Rectorate gewonnen! Im Jahre 1779 bezog er die Universität Halle, wo er bis 1782 Theologie studierte. Er hatte wenig Mittel dazu, aber er besaß einen Schatz, der mehr als tausende werth ist, die Kraft, auf hundert Bedürfnisse leicht Verzicht zu thun. Mit jährlichen 60 Thalern lebte er bequem, unabhängig, einzig und allein für seine Bildung; nicht prächtig, wie man denken kann, aber reinlich, und äußerlich durchaus anständig. Der Geist einer sorgsamen Haushaltung kam ihm zu Hülfe. Jede kleine Ausgabe war genau bestimmt, alles beruhte auf sicherer Berechnung. Durch dieses einfache Mittel gelang es ihm, mit äußerst wenigem ganz ohne Sorgen zu leben. Nur im letzten Jahre seines akademischen Lebens brauchte er mehr Geld, und bey seinen Verbindungen in Quedlinburg wars ihm leicht, es zu erhalten.

Sein Brodstudium trieb er mit Eifer, fühlte aber doch sehr bald, daß er nicht im rechten Fache sey. Physik, Mathematik, Geschichte und besonders neuere Sprachen und wissenschaftliche Lectüre füllten alle seine Nebenstunden und sein sechs-

tes halbes Jahr. Im Umgange war er sehr glücklich. Er wohnte in einem trefflichen Hause bey dem Prof. Westphal, im Umgange mit den beyden Brüdern Spalding, dem jüngern Büsching, den beyden Brüdern Troschel, ganz vorzüglich aber mit seinen Schulfreunden, dem jetzigen Medicinal-Rath Kramer zu Halberstadt und dem Hofprediger Starke zu Rieder bey Ballenstädt, dem Verfasser der Gemälde aus dem häuslichen Leben. Trapps pädagogische Vorlesungen besuchte er unausgesetzt. Mit Starke studierte er gemeinschaftlich Englisch und Italiänisch.

Von Halle zog Guts Muths nach drey Jahren nach Quedlinburg, und lebte bey dem Leibmedikus Ritter, dem er beym Abgange auf die Universität versprechen mußte, nach geendigtem Studium zu ihm zu ziehen. Er übernahm jetzt von neuen die Bildung seiner Kinder, gehörte zur Familie, genoß das Glück eines schönen häuslichen Lebens, und fühlte hier von dem Ungemache, über welches so mancher Privaterzieher zu klagen Ursache hat, durchaus nichts. Nur Eine Beschwerde, die jeder Hauslehrer fühlen muß, traf ihn, er hatte zu viele Geschäfte, und seine Gesundheit litt. Ritter, der biederste, trefflichste Mann, den er je kannte, starb ihm und allen, denen er angehörte und die ihn kannten, viel zu früh. Er, ein

blühender, großer, starker Mann, machte seiner Gattinn und Guts Muths im Frühlinge unter blühenden Bäumen die Eröffnung, daß er nicht lange mehr leben würde. Vierzehn Tage darauf raffte ihn ein hitziges Nervenfieber dahin. Die Wittwe, die er hinterließ, war ein Muster von einer liebenswürdigen, trefflichen Frau; sie heirathete darauf den würdigen Consistorialrath und Inspektor Zerrenner, und starb, betrauert von vielen Guten, den ersten Jänner 1800. Der ehrwürdige Prior Hoogen zu Wegberg hat ihr in einer eigenen kleinen Schrift ein Denkmahl gesetzt, und in dem 2ten Theile des Funkischen Lehrbuchs zum Unterricht der Töchter finden Sie mehrere Lebensnachrichten über sie. Einen ihrer Söhne, der in Schnepfenthal erzogen wurde, und jetzt in Frankfurt a. M. als Erzieher wirkt, kennen Sie längst als einen edlen, liebenswürdigen jungen Mann aus meinen Briefen.

Guts Muths wurde von dieser trefflichen Frau nach dem zu frühen Tode ihres Mannes mit Thränen gebeten, bey ihr zu bleiben. Er versprach's und hielt's, bis er zwey ihrer Kinder mit nach Schnepfenthal nehmen konnte. In Quedlinburg lebte er nach seinem Abgange von der Universität drittehalb Jahre, in fast jeder Rücksicht sehr glücklich. Der vor kurzem verstorbene, auch

als Schriftsteller bekannte, Prediger Cramer war sein väterlicher Freund. Sie lasen bey ihren häufigen Zusammenkünften den Quintilian. Der bekannte Naturforscher und Jugendschriftsteller Goeze schenkte ihm unausgesetzt seine Freundschaft, der würdige Hermes sein ganzes Wohlwollen; er hatte in den besten Familien Zutritt, und lebte wiederum bey seinem geliebten Schlüter. Im Jahre 1785 hoben die Umstände sein obiges Versprechen auf. Er hatte Aussichten nach Braunschweig durch den Abt Jerusalem; aber Salzmanns Wort: „Sie müssen bey mir bleiben,“ fesselte ihn an Schnepfenthal, als er es 1785 im ersten Entstehen kennen lernte.

Hier lebte er nun seit zwanzig Jahren. Mehrere auswärtige Stellen wurden ihm während dieser Zeit angetragen, von ihm aber ohne weiteres Bedenken abgelehnt, da sein Leben in Schnepfenthal alle Annehmlichkeiten für ihn hatte, die er wünschte. Die Natur, Vorliebe für seine Berufsarbeiten, die Unabhängigkeit, in der er lebte, alles dieß fesselte ihn entscheidend an diesen Platz. Hier fand er auch Muße und Gelegenheit, manche Lücken, die er in seinen Kenntnissen bemerkte, in seinen freyen Stunden auszufüllen. Schriftstellerische Arbeiten nahmen den Rest weg. Es erschienen von ihm nach und nach folgende Schriften:

1.) Zusammenkünfte am Atlas, zur Kenntniß der Länder, Völker und ihrer Sitten, herausgegeben für die Jugend. Erster Theil. Gotha, b. Ettinger. 1785. Dieß Buch hatte er schon in Quedlinburg geschrieben. Der zweyte Theil ist nicht von ihm, sondern von einem Schulfreunde, der von ihm einige Bogen Mspt. geschenkt erhielt.

2.) Besorgte er 1785 und 86 die Revision einer Übersetzung des Lactanz, die ihm als Erbstück von seinem obengenannten Lehrer Hergt zufiel, und noch nicht ganz beendiget war. Er vollendete die Übersetzung, die bis ins siebente Buch ging. Sie erschien unter dem Titel: Des L. C. Lactantius Religionsunterricht, übersetzt von C. G. Hergt, weiland Rector des Gymnasiums zu Quedlinburg. Quedlinb. b. Ernst, 1787.

3.) Unterhaltung für Kinder und Kinderfreunde. 7tes Bändchen. Leipzig b. Crusius, 1786. — Dieß Bändchen ist fast ganz von ihm, nähmlich von S. 21 bis 150, und von S. 169 bis 178. Im 8ten Bändchen sind, wenn ich nicht irre, seine Beyträge mit G. bezeichnet.

4.) Reisen der Salzmannischen Zöglinge 4ter und 5ter Band 1787.

5.) Allgemeines Sachregister über die wichtigsten Deutschen Zeit- und Wochenschriften. Vorah als Einleitung ein raisonnirendes litterarisches Verzeichniß aller in diesem Jahrhunderte bis jetzt erschienenen periodischen Blätter u. s. w. Leipzig bey Weygand, 1790. Die Einleitung 360, das Register 573 und 48 S. gr. 8. Die Idee zu dieser Schrift, deren Ausarbeitung höchst mühselig war, gehört Guts Muths ganz allein; aber sie umfaßte ein größeres Unternehmen, das auf die Bitte des Verlegers beschränkt wurde. Guts Muths forderte Beutlern, jetzt Adjunkt in Celle, zur Mitarbeit auf, und konnte dazu keinen bessern Mann treffen. Sie theilten sich in die Arbeiten ganz gleich.

6.) Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Schnepfenthal, im Verlage der Buchhandlung der Erziehungsanstalt, 1793. Eine Schrift, deren Gegenstand der Verf. bey der Ausarbeitung von vorn bis ans Ende begeisterte. Er ver-

sichert, nichts mit größerm Vergnügen geschrieben zu haben.

7.) Spiele zur Übung und Erhohlung des Körpers und Geistes rc. Ebend. 1796. Noch dieses Jahr erscheint die dritte Auflage davon.

8.) Meine Reise im Deutschen Vaterlande aus Thüringen ins Riesengebirge zu den Elbquellen und durch Böhmen ins Erzgebirge rc. Breslau, Hirschberg, und Lissa b. Fr. Korn d. ä. 1799.

9.) Klines Lehrbuch der Schwimmkunst. Weimar, Industrie-Comtoir 1798.

10.) Bibliothek der pädagogischen Literatur, die er bey Perthes im Gotha seit 1800 herausgibt.

11.) Mechanische Nebenbeschäftigungen für Jünglinge und Männer, enthaltend eine praktische, auf Selbstbelehrung berechnete Anweisung zur Kunst des Drehens, Metallarbeitens und des Schleifens optischer Gläser. Altenburg, Rink und Schnuphase, 1801.

12.) Spielalmanach. Bremen b. Wilmanns, 1802.

Überdieß stehen von ihm in einzelnen Journalen mehrere Aufsätze; in mehreren Jahrgängen des Thüringer Bothens sind die politischen Nachrichten von ihm.

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Schnepfenthal unterrichtete er in mehreren Fächern, späterhin beschränkte er sich auf den Unterricht in der Geographie, den er noch immer ertheilt; ferner unterweist er im Schwimmen, und leitet die gymnastischen Übungen. — Im Jahre 1797 trat er mit einer Anverwandtinn der Frau Professorinn Salzmann in eheliche Verbindung, mit der er, zufrieden und vergnügt, im Kreise von mehreren Kindern in fast rastloser Thätigkeit ein gemeinnütziges Leben führt. Seine Kenntnisse sind ausgebreitet. Sein Hang und Genie zu mechanischen Arbeiten ist groß, seine Lebensart einfach und natürlich, sein Charakter schlicht, gerade, brav und fest. Erwarten Sie übrigens, mein Theurer, von mir keine Auseinandersetzung dieses Charakters, und noch weniger eine Schilderung der Verdienste, die sich Guts Muths, theils als Schriftsteller, theils als zwanzigjähriger Mitarbeiter an der Schnepfenthäler Anstalt, um Deutschlands Jugend erworben hat. Er war nicht nur jahrelang mein College, er ist auch mein Freund, und ich muß schon darum schweigen, auch wenn

mich nicht die Besorgniß, seiner Bescheidenheit nahe zu treten, dazu nöthigte. Wollen Sie ihn näher kennen lernen, so besuchen Sie einmahl den achtungswürdigen Mann in seiner artigen, ländlichen Wohnung. Er wird Sie mit Deutscher Geradheit, seine muntere, verständige und gute Gattinn aber mit der ihr eigenen Unbefangenheit und frohen Laune aufnehmen. Ich umarme Sie. Leben Sie wohl!

Im May 1806.

J. Glatz.

VIII.

Rudolph Zacharias Beckers Leiden und Freuden in siebzehnmonatlicher französischer Gefangenschaft.

Der in Gotha lebende Hofrath Becker gehört unter die verdienstvollsten Volksschriftsteller Deutschlands. Durch sein berühmt gewordenes Noth- und Hülfsbüchlein, von welchem mehrere hundert tausend Exemplare in Umlauf gekommen sind, und sein Mildheimisches Liederbuch hat er Vergnügen und Nutzen nach allen Seiten hin verbreitet, und durch seinen Reichsanzeiger und die National-Zeitung der Deutschen, so wie durch seine übrigen Schriften viele nützliche Belehrungen und interessante historische Nachrichten ins Publikum gebracht. Er lebte einst zu Dessau, zu jener Zeit, als das Basedowsche Philanthropin daselbst bestand,

und unter andern verdienten Männern auch Salzmann an demselben mitarbeitete. Kurz ehe dieser sich nach Schnepfenthal zog, und eine eigene Erziehungsanstalt errichtete, hatte sich Becker nach Gotha gezogen, wo er seitdem, geachtet von ganz Deutschland, im Schooße seiner Familie lebte, und ein eigenes Haus in der Vorstadt bewohnte. Er ahndete es nicht von ferne, daß nach einem so rühmlich thätigen und segensreichen Leben, wie das seinige war, seine alten Tage noch durch ein großes Unglück und durch gewaltsame Ungerechtigkeiten getrübt und verbittert werden würden. Doch in einer Zeit, wo Deutschland von Französischer Oberherrschaft so oft die tiefste Demüthigung und das himmelschreyendste Unrecht erlitt, mußte jeder Vaterlandsfreund, besonders jeder patriotische Schriftsteller, von Seite des Französischen Gouvernements, das auch über selbstständige Staaten so gern seinen eisernen Zepter hinstreckte, auf das Schlimmste gefaßt seyn, besonders als der Französische Marschall Davoust, den die gegen Hamburgs unglückliche Bewohner in den Jahren 1813 und 1814 bewiesene Grausamkeit auf ewig gebrandmarkt hat, von Napoleon zum Wächter über Nord-Deutschland aufgestellt worden war, und die rechtlich-

sten Männer sich von seinen höchst niederträchtigen Spionen umgeben sahen.

Becker, in dessen Verlage der erwähnte Deutsche Anzeiger und die National-Zeitung erschienen, befaßte sich schon seit Jahren nicht mehr mit der Redaction dieser Zeitschriften, sondern hatte sie zwey wackern Männern übertragen. Als Schriftsteller gab er sich nie mit Politik ab, besonders schwieg er in den letzten Zeiten über alles, was der französischen argwöhnischen Polizey auch nur von ferne mißfallen konnte. Er lebte zwar in dem Lande eines Deutschen Fürsten, dem Napoleon selbst die Unabhängigkeit und volle Souverainität garantirt hatte. Aber schon lange war dieser furchtbare Machthaber gewohnt, auch da zu herrschen und zu richten, wo er hiezu nicht das mindeste Recht hatte. Ein Herrscher, der den Herzog v. Enghien auf fremdem Grund und Boden gewaltsam ergreifen, nach Frankreich schleppen und erschießen; der den Buchhändler Palm, Bürger eines fremden Staates, in diesem Staate selbst militairisch hinrichten ließ, weil er ein Buch verkaufte, in welchem auseinander gesetzt wurde, was die ganze Welt wußte, daß nähmlich Deutschland tief erniedrigt sey; der fremde Gränzen und fremdes Eigenthum nach Willkühr so oft verletzte und vielfältig bewies, daß er wohl sein eignes Le-

ben liebe, aber das Leben anderer als eine Bagatelle betrachte: ein solcher Herrscher war überall zu fürchten, und daher verstummten in Deutschland auch diejenigen Schriftsteller, die sonst gewohnt waren, mit aller Offenheit und Freymüthigkeit ihre Stimme zu erheben, wenn ihnen irgend ein Recht der Menschheit hie und da verletzt zu seyn schien. Und so enthielt sich auch Becker als Schriftsteller aller Äußerungen, die bey der Französischen Regierung, und besonders bey dem Groß-Inquisitor Davoust, irgend einer Mißdeutung fähig gewesen wären. Doch dieß schützte ihn nicht gegen die Willkühr und die Grausamkeit dieses Groß-Schergen.

Es war am 30sten November 1811 des Morgens, als Becker an den ältesten seiner damahls zu Göttingen studierenden Söhne geschrieben hatte. Da trat ein Fremder in sein Zimmer. Er hatte ihm kaum seine, den allgemeinen Anzeiger der Deutschen betreffende Angelegenheit eröffnet, als Becker ein schreckliches Gepolter auf der Treppe vernahm, und in der Meinung, daß es ankommende Einquartierung sey, die Thür öffnete, um sie in den für solche bestimmten Theil seiner Wohnung zu verweisen. Allein im Augenblick war sein Zimmer von Französischen Cuirassieren angefüllt, die mit ihren Waffen einen Lärmen machten,

als ob sie alles zertrümmern wollten. Ihnen folgte ein mit dem Kreuz der Ehrenlegion gezierter Officier von ansehnlicher Statur und zornigem Gesicht, der ihm mit donnernder Stimme ankündigte: „er käme im Nahmen und auf Befehl des französischen Gouvernements, sich seiner Person und seiner Papiere zu bemächtigen, und er solle sich unverzüglich dazu bequemen, ihm zu folgen, sonst würde er Gewalt brauchen." Beckers Frage nach der Ursache dieses Verfahrens wurde mit Ungestüm abgewiesen. Sein im untern Stocke in der Schreibstube beschäftigter Schwager, Legations-Rath Hennicke, eilte sogleich nach seinem Zimmer, und erhielt auf die Frage, was hier vorgehe? die Antwort: „daß Becker auf Befehl des Kaisers arretirt würde." Er mußte sagen, wer er sey, und durfte nun, auf Befehl des Officiers, das Zimmer nicht wieder verlassen, dessen Ausgänge von Cuirassieren mit bloßen Säbeln bewacht wurden.

Drey mitgekommene Polizeybeamte, darunter auch der Judas Ischarioth, der Beckern anfangs durch eine vorgebliche Angelegenheit in seinem Zimmer festgehalten hatte, fielen über seinen Schreibschrank her, zogen alle Fächer heraus, rafften alle Papiere und Briefe zusammen, warfen sie in Körbe, und ließen sie durch Cuirassiere in die vor den

Thüre haltenden zwey Wagen schaffen, wo sie in einen Coffer und ein großes Felleisen eingestopft wurden. Eben so verfuhr man mit dem Tischkasten und einem in der Schlafkammer stehenden Schreibschrank. Aus dem Schreibpulte des jüngsten Sohnes nahm man einen Theil der darin liegenden unschuldigen Schulsachen mit fort. Eine Reise-Schatulle, worin Familien-Angelegenheiten betreffende Papiere befindlich und verborgene Fächer waren, die Becker zeigte, wurde mit allem, was darin war, mit aufgepackt. Das ganze Verfahren geschah in der hastigsten Eile, wozu der Officier seine Gehülfen mit ängstlichem Ungestüm antrieb. Becker mußte sich, nachdem er alle Schlösser geöffnet hatte, eiligst ankleiden, und der Bediente des Befehlshabers stand ihm, nebst einigen Cuirassieren, immer zur Seite. Er nahm einiges Geld zu sich, was der Officier gut hieß, dabey aber nicht zugab, daß der Bediente einen Mantelsack packe, weil dazu keine Zeit übrig sey; Becker mußte sich daher mit etwas in ein Tuch gebundener Leibwäsche und den Kleidungsstücken, die er anhatte, begnügen. Auf seines Schwagers Frage: was er verbrochen habe, und wohin man ihn führen werde? antwortete der Officier: dieß seyen Geheimnisse.

Beckers über das kriegerische Getöse im Hause in tödtliche Angst versetzte Frau hatte zwey Mahl versucht, zu ihm einzudringen, und war mit drohenden Säbeln zurückgewiesen worden. Endlich gelang es ihr, in ein an sein Zimmer stoßendes Kabinet zu kommen, wo sie der Officier selbst mit beyden Händen zurückhalten wollte, bis er auf Hennicke's Vorstellungen ihr erlaubte, sich ihm zu nähern, um Abschied zu nehmen. Sie reichte dem Gatten sein gewöhnliches Frühstück, und hatte — Ehre den deutschen Frauen! — in diesem schrecklichen Augenblicke noch die Fassung, dem fremden Manne, der ihr Herz so tief verwundete, auch ein Glas anzubiethen, das er beschämt ausschlug, indem er sie und ihren Schwager versicherte, daß, wenn Becker unschuldig sey, die Trennung nicht lange dauern werde. Der letztere bezeigte ihm sein Bedauern, daß man seiner Person wegen mehrere hundert Menschen in Bewegung gesetzt hatte, indem er, im Bewußtseyn seiner Unschuld, sich auf eine bloß schriftliche Einladung gestellt haben würde. Unterdessen war sein Handlungsgesellschafter Lossius in das Haus und in die Gefahr gekommen, bloß weil er fragte, was das Getümmel bedeute, von den Cuirassieren erstochen zu werden, die ihm mit auf die Brust gehaltener Säbelspitze in einen Winkel der Haus-

flur trieben, und bey jeder Bewegung zu erstechen drohten, bis der Officier bey Durchsuchung des Hauses dahin kam, und ihn ins Speditions-Zimmer führen ließ.

Diese räuberischen Gewaltsamkeiten erlaubte sich das französische Gouvernement in einem fremden, selbstständigen Lande, ohne Requisition bey der Gothaischen Regierung. Es konnte Beckern und den Seinigen unter den obwaltenden Umständen nicht in den Sinn kommen, sich dagegen zu vertheidigen, oder sich den Händen der Räuber entziehen zu wollen, weil das ganze Haus mit Cuirassieren zu Pferde umgeben, und alle Ausgänge desselben von vorn und hinten mit abgestiegenen besetzt waren. Auch hatte man die Zugänge zur Stadt durch ausgestellte Posten verwahrt, und auf den Landstraßen nach Erfurt, Schmalkalden und Eisenach Abtheilungen von Cuirassieren als Reserven aufgestellt. So furchtbare Anstalten hatte man für nöthig erachtet, um einem nichts weniger als furchtbaren Greis aus dem Schooße seiner Familie zu entführen, wozu ein halb Dutzend Gendarmen mehr als genug gewesen wären.

Becker mußte sich nun zu dem Officier in den Wagen setzen, und dessen Bedienter, ein verkleideter Gendarme, setzte sich auf den Bock, und der Verhaftete glaubte beym Aufsteigen ein Gerassel,

wie von Ketten und Handschellen in seinen Taschen zu hören; auch war der Wagen mit geladenen Pistolen versehen. In den zweyten Wagen stiegen vier Cuirassiere, und so ging der Zug unter Begleitung der aufgestellten Mannschaft fort, und Becker mußte sein Hauswesen und seine Geschäfte verlassen, ohne einige Verfügungen darüber, auf den möglichen Fall seines Todes, machen zu können. Beym Abfahren gerieth sein Bedienter in die Gefahr, von dem Wagen gerädert zu werden. Der obenerwähnte Lossius sprang herzu, um ihn zurück zu reißen. Da haut ihm ein Cuirassier über den Arm und sticht gerade auf ihn los, so daß er das Leben nur einer schnellen Wendung verdankte.

Becker erhohlte sich bald vom ersten Schrecken. Er war sich bewußt, nichts wider das Interesse der französischen Regierung gethan, gesagt oder geschrieben zu haben, das ein solches Verfahren gegen ihn begründen könnte; er glaubte also, es müsse auf einer dem Marschall Davoust zu Ohren gebrachten Verleumdung beruhen, und da er voraussetzen durfte, man werde ihn einer gesetzmäßigen Untersuchung unterwerfen, so zweifelte er nicht daran, daß sein Unschuld erkannt, und er bald wieder in Freyheit gesetzt werden würde. Der Zug ging nun unter Bedeckung von etwa

30 Cuirassieren bis auf eine Stunde Wegs von Gotha; dann wurden sie entlassen und nur ein Unterofficier mit 8 Mann blieben bis Langensalz. Hier wurden, weil sein Führer seine ruhige Ergebung bemerkte, auch diese entlassen, und nur die 4 Mann beybehalten, die im zweyten Wagen folgten. Wenn Becker die wegen des seltenen Aufzuges zusammen gelaufene Menge von Zuschauern um Hülfe gegen den gewaltsamen Menschenraub angerufen hätte, so hätte er hier, während des Umspannens, vielleicht seine Freyheit bewirken können; allein er wollte niemanden in sein Unglück verwickeln, und das Vertrauen auf seine Unschuld erlaubte ihm keinen Versuch zu seiner Befreyung, der ihn verdächtig gemacht hätte. Er half daher selbst unterwegs die Fenster des Wagens verschließen, wenn sie in eine Stadt kamen, und wo ausgestiegen wurde, sprach er französisches Deutsch, um dem Wunsche seines Begleiters, daß die Reise im strengsten Incognito geschehen möge, zuvor zu kommen. Er selbst nannte an keinem Thore seinen Nahmen, sondern wies die Fragenden mit Ungestüm ab, und auf seinen Ruf: „französischer Ober-Officier mit kaiserl. Depeschen"! flogen alle Schlagbäume auf, und die Hüte der Thorsteher herunter! So wurde der 20 Meilen lange Weg ohne Aufenthalt zurückgelegt, indem der Witte

des Verhafteten um ein Paar Stunden Ruhe nicht gewillfahrt wurde, und am 2ten December früh um 5 Uhr kam man vor — Magdeburg an.

Was Becker hier an Leiden und Freuden erfahren, hat er selbst in einer eigenen Schrift*) ausführlich erzählt, die man nicht ohne die herzlichste Theilnahme an seinem Schicksal, nicht ohne Unwillen gegen den empörenden Despotismus unter Napoleons Regierung, und nicht ohne den wärmsten Dank gegen die Vorsehung lesen kann, welche dieser gräulichen Tyrannen-Herrschaft, zum Glück für ganz Europa, ein Ende gemacht hat. Wir ziehen hier nur Einiges aus dieser Schrift aus.

Becker wurde nach der Citadelle von Magdeburg gebracht, und dem Commendanten derselben, gegen Empfangschein, übergeben. Dieser stellte ihn unter die Aufsicht des Commandanten des Platzes, und es wurde ihm einstweilen ein

*) Der Titel dieser Schrift ist: R. Z. Beckers Leiden und Freuden in siebzehnmonatlicher französischer Gefangenschaft; von ihm selbst geschrieben. Ein Beytrag zur Charakteristik des Despotismus. (Gotha in der Beckerschen Buchhandlung.)

Zimmer im Commandanten-Hause angewiesen. Der Officier, der ihm in diesem Zimmer Platz machen mußte, ließ sogleich die darin befindlichen wenigen Meublen hinaustragen. Becker hatte in zwey Mahl 24 Stunden fast nichts gegessen und geschlafen, und war von der Reise über die Harzgebirge unter beständigem Schneegestöber so abgemattet, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Er legte sich daher auf ein noch dastehendes Bett, und bath den Officier, als er wieder herein kam, ihm diesen Ruheplatz zu erlauben, welches er, nach französischer Art, höflich bewilligte, aber im Hinausgehen der indessen ins Zimmer gestellten Wache zuwinkte, ihn mit vorgehaltenem Bajonett herunter zu jagen. Mit vieler Mühe erhielt er einen Trunk Wein und ein Stück Brot zur Stärkung. Unterdessen war das für ihn bestimmte Gefängniß zurecht gemacht worden, und der Platz-Commandant und Platz-Adjutant begleiteten ihn dahin, und wünschten ihm eine gute Nacht. Ersterer sagte ihm: „die Hausordnung in der Citadelle sey zwar streng, aber liberal; er könne ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens, die er wünsche, verschaffen, nähmlich — für sein Geld. Und wirklich hat das Französische Gouvernement Beckern in den 17 Monathen seiner Gefangenschaft nicht einen Bissen Brot zu essen und keinen Strohhalm

zum Lager gegeben, sondern er hat ganz auf eigne Kosten zehren müssen.

Becker schlief die erste Nacht sehr gut; aber welche Eindrücke mußten sich beym Erwachen in dieser neuen Welt seines Gemüthes bemächtigen! Er lag in einem backofenförmigen Gewölbe, das nur auf zwey Seiten mit senkrechten Mauern geschlossen war, indem dessen Bogen auf den beyden andern den Fußboden berührte. An Licht war kein Mangel. Zwischen den 1½ Zoll starken eisernen Stäben an dem Fenster konnte er die Wälle und sogar die Wimpel der im Elbcanal liegenden Schiffe sehen und zählen. Nur Ein Umstand war betrübt: — die Sonne hatte noch nie einen ihrer Strahlen durch dieses Fenster geworfen, weil es auf der Nordseite der Casematte war. Beym ersten Anblick sah er nicht gleich, wie er in diesen, auf allen Seiten geschlossenen Raum hineingekommen war, da sich nirgends eine Thüre zeigte, bis er bemerkte, daß es mittelst einer im Fußboden angebrachten Fallthüre geschehen. Auch gewahrte er in einem Winkel eine Vorrichtung zum Anschließen unruhiger Bewohner, die für ihn überflüßig war. Er musterte seine mitgebrachten wenigen Sachen, und fand, daß es ihm an manchen gewohnten Bequemlichkeiten fehlte, vorzüglich an Pantoffeln oder warmen Socken. In eine bessere

Schule, alles Ueberflüssige entbehren zu lernen, konnte er nicht leicht versetzt werden. Seine Mobilien bestanden in einem kleinen Tisch, zwey Rohrstühlen ohne Polster, einem sehr schlechten Bett und einem Leibstuhl, wofür er die Miethe monathlich mit 2 Thalern 2 Gr. preuß. Courant voraus bezahlen mußte.

Schon am ersten Morgen kam der Gefangenwärter erst um 10 Uhr zu Becker, und dieser erfuhr dabey die eigentliche Beschaffenheit seiner Gefangenschaft. Er war nähmlich, nach hohem Befehl des Marschall Davoust, dem Gouverneur von Magdeburg und von diesem dem Commandanten der Citadelle als ein Staatsgefangener von äußerster Wichtigkeit übergeben, der au grand secret (mit größter Verschwiegenheit) verwahrt werden, und für den die Herren mit ihren Köpfen haften sollten. Der Gefangenwärter konnte daher nicht zu ihm kommen, wann er wollte, weil der Commandant oder sein Adjutant die Schlüssel zu dem Kerker in der Tasche führte. Nur drey Mahl des Tags wurden die drey schrecklich knarrenden Thüren und Schlösser, die den Gefangenen verwahrten, bald früher, bald später geöffnet, wie es nähmlich dem Adjutanten eben gelegen war. Es traf sich in der Folge auch zuweilen, daß eine Mahlzeit übergangen werden mußte, wenn der

letztere über einer Lustpartie den Gefangenen vergaß, oder daß dieser die Suppe ohne Löffel, das Fleisch ohne Brot und Salz essen, oder einen halben Tag dursten mußte, wenn das leichtsinnige Gesinde des Tischwirthes etwas von diesen Tischbedürfnissen vergaß, und solches nicht auf der Stelle bemerkt wurde. — Zu der Lebensordnung eines Gefangenen au grand secret gehörte auch, daß ihm alle Schreib-Materialien und Bücher versagt waren und daß er sich mit dem Sonnenlicht begnügen mußte. Und so wurde denn auch Beckern in den Wintermonathen bloß beym Abendessen eine Viertelstunde Licht zu brennen verstattet. Ein solcher Zustand schränkt den Unglücklichen ganz auf sich selbst, auf die Erinnerungen der Vergangenheit, auf die Empfindung seiner gegenwärtigen Leiden und Entbehrungen und auf die Hoffnungen und Besorgnisse der Zukunft ein. Glücklich, wer dann in den ersten Stoff zur Beruhigung findet, die zweyten mit Gleichgültigkeit ertragen lernt, und die dritten dem Glauben an eine höhere Weltregierung unterordnet.

In den ersten Wochen, so lange es Beckern kaum zweifelhaft schien, daß man ihn todt schießen werde, unterhielt er sich größtentheils mit der Rückerinnerung an sein mühe- und freudenvolles Leben, von seiner Kindheit an bis zu dessen nun

bald zu erwartendem gewaltsamen Ausgange. Er fand manches zu bereuen, was er mit kälterem Blute besser gemacht, mit größerer Anstrengung gethan, oder mit weniger Hang zur Vielthätigkeit unterlassen haben würde. Allein dieses Selbstgericht erfreute ihn auch durch den Spruch, nicht umsonst gelebt zu haben, und er hatte sich, Gottlob! keine Handlung oder Gesinnung vorzuwerfen, wodurch er das ihn jetzt betreffende Schicksal verdient hätte. Er glaubte also, solches als eine Fügung Gottes ansehen zu dürfen, der ihn würdigte, zum Besten seiner Nation, dessen Beförderung sein Leben gewidmet war, auch noch durch seinen Tod mit zu wirken. Er durfte voraus setzen, daß seine mit so großen Zurüstungen geschehene Verhaftung, wenn ihr seine ungerechte Hinrichtung folgte, einen desto stärkern Eindruck auf die Gemüther der Deutschen machen, sie aus dem Schlaf in fremden Ketten wecken, und so die Entwicklung des Freyheitsgefühls und des National-Geistes befördern, und den Augenblick der bey der Härte des unmenschlichen Drucks unausbleiblichen Abwerfung des französischen Joches beschleunigen helfen werde. Diese Ansicht gab ihm den Muth, dem Tode ohne Grauen ins Auge zu sehen, und sich darauf gefaßt zu machen, den letzten Gang als deutscher Mann mit Ehren zu thun. Die

Sorge für seine Gattinn und fünf noch unversorgte Kinder glaubte er der Vorsehung überlassen zu dürfen, welche ihn ohne sein Verschulden in die Unmöglichkeit gerathen ließ, seine Vaterpflichten länger gegen sie zu erfüllen. So beruhigte ihn die Vernunft über sein Schicksal, freylich ohne ganz Meister der Gefühle des Herzens zu werden, und diese und ähnliche Betrachtungen, die er so umständlich entwickelte, als ob es ein Buch geben sollte, füllten Stunden und Tage der ungestörten Einsamkeit aus. Eine andere Quelle der Unterhaltung eröffnete ihm die Phantasie im Reiche der Möglichkeit und der Dichtung. Er mußte recht auf die Kunst studieren, die Zeit zu tödten. Täglich machte er sichs zum Gesetze, wenigstens eine Stunde spazieren zu gehen, nähmlich hin und her, wie der Vogel im Käfig, und um dabey weder zu denken, noch zu phantasiren, zählte er die Schritte. Einige Stunden beschäftigte er sich täglich mit der Arithmetik, indem er sich, als sein eigner Rechenschüler, Exempel in den verschiedensten Rechnungsarten aufgab. Er machte Entwürfe zu literärischen und andern Unternehmungen für den Fall, daß ein glücklicher Zufall ihn der Welt wieder gäbe. Auch Untersuchungen über den Bau und Geist der Deutschen Sprache beschäftigten ihn. Er machte Reime, wie sein Vorfahrer v. Trenk, und

schrieb sie mit einem an seinem Taschenmesser befindlichen Pfeifenräumer auf Birkenrinde, die er von seinem Brennholze abschälte. Sonst bediente er sich zu Schreiben eines bald nach dem Eintritte in seine Zelle entdeckten Mittels, das der Aufmerksamkeit seiner Wächter entging. Er erhielt nähmlich Tobak, der in geschlagenes Bley oder Staniol gepackt war, und beym ersten Anblick des Pakets bemerkte er, daß dieses ihm zur Schreibtafel dienen könne, schnitzte einen hölzernen Griffel dazu, und schrieb darauf, was er wollte, und löschte es mit dem breiten Ende des Griffels wieder aus. Diese Bleyblätter versteckte er sorgfältig in einem in der Mauer befindlichen Mäuseloche, so oft er die äußere Thür des Kerkers knarren hörte, um dieses in seiner Lage unschätzbaren Unterhaltungsmittels nicht beraubt zu werden. Denn der dahmlige Commandant nahm ihm einmahl sogar den papiernen Ueberzug des Tobakpaketes weg, damit er nicht etwa darauf schreiben möchte, ob er gleich wußte, daß er weder Feder noch Tinte dazu hatte.

Den vierten Tag nach Beckers Ankunft in Magdeburg erschien ein Gendarmerie-Officier in seiner Klause, als zu seiner vorläufigen Vernehmung beauftragter Commissair, und eröffnete ihm das Verbrechen, dessen er beschuldigt war. Es bestand in nichts Geringerm als — „daß er im

Verbindung mit mehrern geheimen Gesellschaften; oder gar an deren Spitze stehen solle, welche zur Absicht hätten, bey dem bevorstehenden Ausbruche des Kriegs gegen Rußland ganz Deutschland aufzuwiegeln und den französischen Armeen mit gewaffneter Hand in den Rücken zu fallen." — Die Gründe, worauf sich diese Beschuldigung stützte, waren keine Thatsachen, keine Anklagen eines nahmhaften Mannes, keine Zeugen, sondern folgende:

1. ein in der National-Zeitung der Deutschen Nro. 9. vom 11. Febr. 1811 abgedruckter Aufsatz, betitelt: Der deutsche Bund. eine geheime Gesellschaft, worin Becker nach seiner Art im Gewande einer fingirten Geschichte die Deutschen zur Beförderung des Wohlseyns und der Ehre der Deutschen Nation, zum Gemeingeist, zur Wiederherstellung ihres alten Ruhms, der Biederkeit und Treue, zur Ausbildung ihrer Sprache, zum Wetteifer in der Vervollkommnung der Wissenschaften, Kunst und Fertigkeiten jeder Art, zur Entsagung erkünstelter Bedürfnisse und zur Entfernung gemeinschaftlicher Mißbräuche und Vorurtheile ermuntert. — Nur ein Wahnsinniger oder ein entschiedner Bösewicht konnte hierin Gift und einen staatsgefährlichen Zweck finden. Und doch war dieß der Haupt-Anklage-Punkt.

2. Eine in Nro. 148 vom 7ten Juni 1811 des allgemeinen Anzeigers d. D. eingerückte Anfrage nach einem Recept zu guter sympathetischer Tinte, nebst der in Nro. 194 darauf erfolgten Antwort, die darin bestand, daß auf Klübers im Jahre 1809 erschienene Kryptographie, in der bewährte Recepte zur Verfertigung sympathetischer Tinten ständen, hingewiesen wurde. Offenbar war jene Anfrage bloß gethan worden, um auf das angegebene Buch von neuem aufmerksam zu machen, und es war höchst lächerlich, darin etwas Verdächtiges zu finden.

3. Ein im Novemberheft 1811 der Zeitschrift Jason als Probe aufgenommenes Bruchstück einer Geschichte der Veränderungen Deutschlands und Italiens unter den Regenten des hohenstaufischen Hauses, von Conz. Ein ganz unschuldiger Aufsatz.

Becker konnte sich nicht enthalten, über die Zusammenstellung so ganz fremdartiger Dinge und die daraus gezogene Folgerung laut aufzulachen. Da warf ihm sein Richter einen strengen Blick zu und sprach: „Lachen Sie nicht! es gilt Ihren Kopf!" Mein Leben, erwiederte jener, steht in der Gewalt des Mächtigen; aber das kann mir niemand wehren, eine so ungereimte Zusammenstellung lächerlich zu finden. — Von diesem Augen-

blicke an hielt er es für entschieden, daß sein Schicksal voraus bestimmt sey, und daß man ihn ausersehen habe, durch seinen Tod ein Schreckbild für die noch Deutsch gesinnten Deutschen aufzustellen.

Es wurden nun auch Beckers Briefschaften und andere Papiere untersucht, deren man eine, über 1 Centner wiegende Menge aus seinem Hause mit nach Magdeburg genommen hatte. Man verfuhr dabey mit der größten Strenge. Das aufgenommene Protocoll wurde fast immer nach dem Verhör nach Hamburg an den Marschall Davoust durch Stafetten geschickt, und es folgten von ihm Instructionen zu neuen verfänglichen Fragen, wodurch dieser argwöhnische Mann Beckern zu entlarven gedachte. Die meisten Briefe des letztern hatten Bezug auf die Redaction des Anzeigers und der National-Zeitung, die er seit geraumer Zeit nicht selbst besorgt hatte. Indeß gaben sie doch Veranlassung zu manchen lächerlichen, völlig grundlosen Beschuldigungen. Den größten Verdacht hatte Beckers im May 1811 nach Wien gemachte Reise und sein fünf Monathe langer Aufenthalt daselbst wider ihn erregt. Aber niemanden konnte dieß auffallen, der da wußte, daß in Wien seine älteste Tochter von ihm verheirathet sey, die er schon lange nicht gesehen hatte. Auch überzeugte sich sein Inquirent vollkommen von der gänzli-

chen politischen Unwichtigkeit dieser Reise; aber die herzlose Politik konnte und wollte nicht begreifen, daß ein Vater und Großvater der Vereinigung seiner sonst um neunzig Meilen von einander getrennten Kinder und Verwandten fünf Monathe widmen könne, ohne sich mit geheimen Ränken zu beschäfftigen. In einer Zeitung wurde erzählt, daß im Sommer 1811 nicht weniger als 34 nahmhafte Deutsche Gelehrte Wien besucht hätten. Daraus hatte die Ueberklugheit geschlossen, daß daselbst vielleicht der Operationsplan für die große, unsichtbare Armee, die der Französischen den Rückweg aus Rußland abschneiden sollte, verabredet worden sey.

In seinem Inquirenten lernte Becker einen sehr rechtschaffenen Mann kennen, der mit der strengsten Gewissenhaftigkeit in Beobachtung seiner Amtspflicht Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit verband, und dabey hinreichende Kenntniß der Deutschen Sprache und Literatur besaß, um den Gegenstand der Untersuchung im rechten Lichte zu sehen. Dieß flößte dem Inquisiten einige Hoffnung ein, daß doch wohl seine Unschuld würde anerkannt werden. Er erhielt die Erlaubniß, sich schriftlich zu rechtfertigen, und zu diesem Behuf 3 Bogen Papier, die er denn auch gehörig benutzte. Mit heiterm Gesichte der Menschenliebe trat am

16ten Febr. gegen Abend der Inquirent zu ihm, brachte ihm einen Bogen Briefpapier, Feder und Tinte mit der Bothschaft, daß ihm vergönnt worden sey, in des Inquirenten Gegenwart an seine Frau nach Gotha zu schreiben, und sich Geld und was er sonst an Wäsche und Kleidungsstücken bedürfte, unter der Adresse des Gouverneurs schicken zu lassen. Diese unerwartete Nachricht erschütterte seine Nerven so sehr, daß er eine halbe Viertelstunde brauchte, sich in so weit zu fassen, daß er die Feder halten und nur wenige Zeilen aufs Papier bringen konnte. Fast hätte er vor Freude den Ueberbringer der frohen Nachricht an seine Brust gedrückt. Der Brief wurde an den damahligen französ. Gesandten an den herzoglich-sächsischen Höfen, Baron v. St. Aignan, adressirt, der ihn Beckers Frau, mit Äußerungen der innigsten Theilnahme an dem Schicksale der Familie desselben, selbst übergab, und in der Folge die größte Bereitwilligkeit zeigte, sich für dessen Befreyung zu verwenden. Eine eben so frohe Stunde brachte Beckern die mit erster Post eingelangte Antwort von seiner Frau und seinen Kindern, mit der Versicherung, daß alle die Seinigen noch lebten und gesund wären, indem der Balsam der Hoffnung die ätzende Wirkung des Kummers auf die blutenden Herzen gemildert hätte. Dieser Brief, der ihm, wie alle

folgenden, offen übergeben wurde, war durch Säuren gezogen worden, um zu erforschen, ob nichts mit unsichtbarer Tinte zwischen die Zeilen oder auf den Rand geschrieben sey.

Nun wurden auch, auf Befehl des Marschall Davoust, die sämmtlichen, bis dahin von Becker erschienenen Druckschriften untersucht, und gern hätte jener Groß-Inquisitor in ihnen Anklagepuncte gegen den letztern gefunden. Doch nachdem die ganze Untersuchung, die mehrere Monathe lang gedauert hatte, beendigt war, stattete der Inquirent im März 1812 einen gutachtlichen Bericht an Davoust ab, folgenden wesentlichen Inhaltes: „es fänden sich keine Thatsachen vor, die dazu geeignet wären, einen Anklage-Act wegen des Beckern angeschuldigten Verbrechens wider ihn zu formiren, um ihn vor ein Gericht zu stellen. Übrigens bleibe es dem höheren Ermessen des Gouvernements anheim gestellt, in welchem Lichte es den Aufsatz in der National-Zeitung, der Deutsche Bund betitelt, ansehen werde."

Bey so bewandten Umständen setzte Becker voraus, man werde ihn nun bald in Freyheit setzen, und träumte von der Genugthuung und Entschädigung, die er von der Gerechtigkeit und Großmuth des Französischen Kaisers erwarten dürfte. Als jedoch Wochen verstrichen, ohne daß etwas

erfolgte, schien es ihm rathsam, ein Testament zu machen, um seine verwaiste Familie vor dem Nachtheil zu bewahren, der für sie daraus entstehen könnte, wenn er, ohne Verfügung über seine Geschäfte und deren Fortführung, vielleicht auf immer von ihr getrennt bleiben sollte. — Ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben an seinen Inquirenten hatte keinen Erfolg. Die Entfernung dieses Mannes, der eine andere Bestimmung erhielt, setzte den Gefangenen in tiefe Trauer. Er fühlte sich nun ganz verwaist und verlassen in seiner Casematte. —

Beckers Unschuld lag offen am Tage. Mehrere fürstliche und andere hohen Personen hatten sich für ihn bey dem französischen Kaiser, seinen Ministern und dem harten Marschall Davoust auf das angelegentlichste verwendet. Aber an der Fühllosigkeit des Französischen Gouvernements scheiterten alle Versuche für seine Befreyung. So lange die Untersuchung dauerte, wurde die Härte seiner Gefangenschaft ohne Milderung fortgesetzt. Wiederhohlte Bitten um ein Buch zum Lesen, es sey welches es wolle, wurde mit Ja beantwortet, aber nicht erfüllt. Weder der Gouverneur, noch der Commandant, noch der Platz-Adjutant wagten es, seine Bitte zu erfüllen, aus Furcht vor einander. So weit war, besonders bey der Da-

vouftschen Armee, das gegenseitige Mißtrauen gediehen, daß, wo nur drey Officiere beysammen waren, keiner sich eine freye Äußerung seiner Meinung erlaubte, aus Besorgniß, daß einer von ihnen ein geheimer Spion des M. Davoust seyn möchte. Denn dieser unterhielt ein Heer von geheimen Ausspähern auf eigne Kosten, um sich durch Entdeckung jedes freymuthigen Urtheils über die Person des Kaisers oder dessen Verfügungen wichtig zu machen. Endlich erhielt Becker, nach öfterem Erinnern, ein nur innerhalb vier Mauern nach seinem Werthe zu schätzendes Bedürfniß — für einen Groschen Maculatur-Papier, und zwar bedrucktes. Dieses bestand in mehrern Bogen aus Michaelis Übersetzungen des alten Testamentes, und zwar aus dem Buche der Richter und Samuels. Sobald sich sein Zuchtmeister entfernt hatte, fiel er über diese Augenspeise her, und las die Geschichte von Simson und David, die er von seiner Jugend her noch auswendig wußte, drey Mahl nach einander durch, mit einer entzückenden, bloß sinnlichen Befriedigung des See-Organs, wie wenn der Magen nach langem Hunger mit Speise gefüllt wird. Bey einer spätern Bestellung von Maculatur brachte ihm die Aufwärterinn ein dickes Bündel alter Zeitungen von 1809 und 10, die ihm reichliches Augen-

futter versprachen. Allein man nahm sie ihm den andern Morgen, bis auf wenige Blätter, wieder weg, mit dem Bedeuten, man könne ihm so vieles Papier nicht in den Händen lassen. — Nach wiederhohlten Bitten bewilligte man ihm endlich, sich Kries Anleitung zum Rechnen für Geübtere im Buchladen kaufen zu lassen, und sich einer Schiefertafel zu bedienen. Nun war er auf mehrere Wochen hinaus so glücklich, als er seyn konnte, und rechnete alle Aufgaben des gedachten Buches aus.

Nach Beendigung der Untersuchung ließ allmählich die Strenge nach, mit der man ihn während derselben behandelt hatte. Der Gouverneur, Graf Michaud, schickte ihm nun selbst Bücher zum Lesen. Auch durfte er sich aus einer Leihbibliothek so viele Bücher kommen lassen, als er wollte, und er durchlas daher binnen zehn Monathen 260 Bände, meistens Romane und Schauspiele, um der wirklichen Welt in der erdichteten zu vergessen. Man erlaubte ihm nun auch, Schreibmaterialien zu haben, und ermunterte ihn, fleißig an seine Familie zu schreiben, nur mußten seine Briefe vom Gouverneur gelesen werden. Er verschrieb sich ein Exemplar seines Noth- und Hülfsbüchleins und arbeitete an der Verbesserung desselben.

Vom Monath März an bis zum August, während des Durchzugs der Französischen Heere nach den Gräbern in Rußland, erschien fast wöchentlich ein neuer Commandant von Magdeburg. Die meisten derselben bezeigten Beckern eine menschenfreundliche Theilnahme. Er durfte ihnen nur den Urheber seines Unglücks nennen, so hielten sie ihn für unschuldig, und belegten diesen mit Schimpfnahmen und Verwünschungen. —

In der Abenddämmerung eines schwermüthigen Tages stimmte ein neuangekommener Unglücksgefährte in der Casematte neben Becker auf der Flöte die Melodie des Volksliedes: Freut euch des Lebens! an. Für die Empfindungen, womit dieses von dem letzten im Kreise seiner Kinder und lieber Freunde oft gesungene Lied seine Brust überfüllte, gibt es keine Worte — ein Strom von Thränen machte dem beklemmten Herzen Luft. Zwey Stimmen sangen nun auch zu der Flöte das ganze Lied: Freut euch des Lebens! in einen Kerker, wie der seinige, und noch schlimmer — auf einem Strohlager! Sie sangen dann noch andere Lieder aus Beckers Mildheimischen Liederbuche, und thaten dieses jeden Abend. Sonntags Morgens sangen sie: Wach' auf mein Herz und singe! dann: Wer nur den lieben Gott läßt walten; oder: Befiehl

du deine Wege. Becker sang mit, konnte aber vor Rührung seine Stimme nie laut genug erheben, um seinen Nachbaren hörbar zu werden. Einmahl sangen sie: Nun danket alle Gott! vermuthlich für die wieder erlangte Freyheit. Er gönnte ihnen diese von Herzen, betrauerte aber den Verlust der Freunde, die ihm ihre Tröstungen mittheilten, und fühlte sich wieder ganz verlassen.

Den Winter über war seine Gesundheit ohne bedeutenden Anstoß geblieben, nur fühlte er allmähliche Abnahme an Kräften, und sah an dem zunehmenden Fallen seiner Hände, daß magere Kost nicht fett macht. Aber bey dem Eintritte des Frühlings empfand er die Wirkungen des Aufenthaltes in der eingeschlossenen, feuchten, von keinem Sonnenstrahl erwärmten, fast mephitischen Luft, in der er lebte. Er bekam rheumatische Übel, zu denen sich Fieberanfälle gesellten, welche die Hülfe des Arztes erforderten. Als ihm am 26sten August der Gefangenwärter seine Mittagssuppe brachte, und er vom Bette aufgestiegen war, ihm die unbehülfliche Fallthür aufheben zu helfen: so riß in demselben Augenblicke der daran befestigte, oben über Rollen gezogene Strick entzwey, an dessen anderem Ende eine große Bombe als Gegengewicht hing, ohne welches zwey Männer sie nicht in die Höhe zu bringen vermocht hätten.

Becker war zu schwach, die Thüre aufrecht zu erhalten, sie fiel nach seiner Seite zurück, schmetterte ihn nieder, mit dem Kopfe gegen die Mauer und die scharfe Ecke derselben zerschlug ihm das rechte Schlüsselbein und quetschte den Oberarm. Der vom Schrecken leichenblasse Wärter eilte um Hülfe, indessen Becker die Suppe mit der linken Hand zum Munde brachte, bis der Arzt und Wundarzt in Begleitung des Commandanten erschienen, und den Schaden untersuchten. Es fand sich, daß die Quetschung des Arms wenig zu bedeuten habe, und der Bruch des Schlüsselbeines leicht zu heilen sey, jedoch, nach der Erklärung der Ärzte, nur unter der Bedingung, daß der Gefangene seinen Aufenthalt veränderte und in ein gesünderes Zimmer gebracht würde. Die Operation geschah auf möglichst geschickte Weise. Noch an demselben Tage bezog er ein ordentliches Zimmer in der freyliegenden, mit Linden und Akazien umpflanzten Wohnung des Commandanten, Capitain Perrier, der bereits sein Freund geworden war. Die Heilung des gebrochenen Arms ging glücklich von Statten. Die deutschen Ärzte, Voigtel und Pohl, nahmen nichts für ihre Bemühungen an; aber das französische Gouvernement ließ den Gefangenen die Apotheker-Rechnung bezahlen.

Becker lebte nun wieder unter Menschen, hatte mehr Gesellschaft, als ihm zuweilen lieb war, weil ihn der Commandant immer um sich haben wollte, und ihn an allen Besuchen, die er erhielt, Theil nehmen ließ. Er konnte, so oft und lang er wollte, sich innerhalb der Citadelle im Freyen bewegen, und begleitete den Commandanten auch auf Spaziergängen. Dabey machte er Bekanntschaft mit einer Menge Französischer Officiere von allen Graden, und fand darunter manchen gebildeten und menschlich fühlenden Mann. Officiers-Frauen, die zuweilen mitspeisten, waren so gefällig, ihm die Bissen vorzuschneiden, wenn sie sahen, daß er nur die linke Hand brauchen konnte. Ein angesehener Stabs-Officier schickte ihm während der Krankheit Kraftbrühen aus seiner Küche und brachte ihm oft selbst den Moniteur oder andere Französische Zeitungen zu lesen. In dieser bessern Lage blieb er beynahe sieben Monathe, und erhohlte sich vollkommen von seiner vorigen Kränklichkeit. Und nun bewilligte der Gouverneur auch, daß seine Söhne während der Ferienzeit im September ihn besuchen durften. Der Tag ihrer Ankunft ließ sich nicht bestimmen. Eines Morgens, da er mit dem Commandanten frühstückte, wurde ihm angekündigt, daß ihm etliche Fremde zu sprechen verlangten. Er sprang die

Treppe hinunter, und sah die geliebten Söhne alle drey unter den Linden auf einer Bank sitzen und Thränen des heftigsten Schmerzes herabrollen. Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen Vater und Kinder einander umarmten. Die liebreiche Freundlichkeit des Commandanten, mit der er die letztern aufnahm, und die erträgliche Lage, in der sie den Vater antrafen, besänftigte allmählich ihre Wehmuth, bis sie sich in Worte ergießen konnten. Die guten Kinder, der jüngste von 13 Jahren, hatten den Weg nach Magdeburg von 20 Meilen in drey Tagen zu Fuß gemacht, um den zehn Monathe vermißten Vater zu sehen; sie blieben drey Tage bey ihm; aber es waren keine Freudentage. Becker ruft dabey aus: „O Napoleon, den Schlachtfelder nicht rühren, könntest du nur den tausendsten Theil der Schmerzen mitfühlen, womit deine Herrschsucht Millionen schuldloser Vater= Mutter= und Kinderherzen zerrissen hat, du hättest längst der Welt den Frieden wieder gegeben!"

Drey Bittschriften Beckers an Napoleon blieben unbeantwortet und ohne Erfolg. Zu Anfange Februars 1813 kam Davoust selbst nach Magdeburg, und der Gouverneur hatte mit ihm Beckers wegen einen heftigen Wortwechsel. Die Folge davon war, daß dieser wieder in eine

Casematte ziehen mußte, seinen Tisch übrigens fortwährend bey dem Commandanten hatte. Auf wiederhohlte dringende Vorstellungen seiner Freunde schrieb er an Davoust selbst. Aber er erhielt keine Antwort, und der Marschall verließ bald darauf Magdeburg zur großen Freude der Französischen Besatzung sowohl, als der Einwohner, von welchen während seiner Anwesenheit in der Nähe seiner Wohnung auch nicht zwey Personen stehen bleiben und mit einander sprechen durften, ohne von der Polizey weggewiesen zu werden.

Im März 1813 wurden alle Gefangene, auf Befehl des neuen Gouverneurs Haxo, aus der Citadelle weggewiesen. Becker kam nun in ein Stadtgefängniß hinter den Dom am Wall, das von außen und innen einer Räuberhöhle ähnlich sah. Unter demselbigen Dache saßen drey Posträuber, eine Brandstifterinn und etliche zum Tode reifen westphälischen Ausreißer. Indeß durfte er sich hier alles nach Bequemlichkeit einrichten, und sein Zustand hatte manches Angenehme. Auch fing er an, Hoffnung zu schöpfen, daß Deutschland und seine Erlösung vielleicht nicht mehr ferne sey. Und diese Hoffnung täuschte ihn nicht. —

Am 29sten April Vormittags stürzte Beckers bidrer Freund Arnould wie ein Betrunkener in sein Zimmer, forderte mit größtem Unge-

stüm ein Blatt Papier, und schrieb in solcher Eile einige Zeilen darauf, daß sie nicht zum Lesen waren. Es war der Befehl an den Gerichtsfrohn: daß Becker frey sey. Mit hellen Thränen reichte er diesem das Papier, fiel ihm um den Hals und rief aus: „Gott im Himmel sey gelobt! Sie sind frey, und das ist noch nicht alles. Da warten auch Leute, die ihnen Glück dazu wünschen wollen." — „Herauf!" schrie er nun zur Thür hinaus. Da flogen Beckern seine beyden ältern Söhne in die Arme. Sie waren die Engel, die dem Vater die frohe Bothschaft brachten, und ihn heim zu hohlen kamen. — Solche Augenblicke des Gefühls wiegen Jahre von Leiden auf, und — sind nicht zu beschreiben.

Der eine Sohn erzählte nun, auf welche Art des Vaters Freylassung bewirkt worden sey. Als Napoleon vor der Schlacht bey Lützen im Jahre 1813 durch Gotha passirte, wollte Beckers Gattinn alles versuchen, ihn zu sprechen und für ihren Mann zu bitten. Der kaiserliche Wagen kam an. Der Herzog von Gotha näherte sich dem Schlage, um den Kaiser zu sprechen. Es galt Eile. Frau Becker riß sich von dem Sohne, der einen Zugang suchte, mit den Worten: „nein, ich warte nicht länger!" los, stieß den vorstehenden Gendarmen zur Seite, stand mit einem Sprun-

ge vor dem kaiserlichen Wagen, und überreichte dem Kaiser hastig das Gesuch. Aber in dem Augenblick verließen sie auch ihre Kräfte; von wechselnder Angst und Hoffnung erschöpft, sank sie laut jammernd zu Boden. Es war ein herzzerreißender Anblick, die verzweifelnde Gattinn von Liebe getrieben im Staube vor dem Herrscher, in dem sie den Urheber ihres Unglücks hassen mußte. Der Kaiser hatte die Schrift genommen, und, während er sie entfaltete, sich zum Wagen herausgelegt und den Herzog von Gotha gefragt, wer die Frau sey? Ehe dieser sie erkannte, sah der Kaiser in das Papier, und sagte sogleich: ach, ich weiß, was es ist! — Freundlich wandte er sich darauf zum Herzog und bath ihn, Beckers Gattinn die baldige Rückkehr ihres Mannes zu verkünden. Freudig gerührt, hob der Herzog selbst dieselbe auf, und wünschte ihr Glück zur Befreyung ihres Gatten. In demselben Augenblicke erscholl auch schon von der herbeygeströmten Menge ein allgemeines: Es lebe der Kaiser! wie ihm vielleicht nur wenige so aus Herzens-Grunde gerufen wurden. Frau Becker war außer sich, und wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollte? Der Kaiser legte sich noch Ein Mahl freundlich zum Wagen heraus, und sagte auf Französisch: Ihr Mann wird zurückkehren, aber sagen Sie ihm, daß er sich

künftig klüger benimmt, und sich nicht mehr in die Angelegenheiten der grossen Mächte mischt — Worte, die deutlich zeigten, wie sehr gehässige Verleumdung Beckern angeschwärzt haben wußte, wie irrig des Kaisers Vorstellung von dessen Art, zu wirken, war, und wie er seine Freylassung nur als ein Werk seiner Gnade angesehen wissen wollte. Das nochmahlige: Es lebe der Kaiser! von Seiten der versammelten Menge schien ihm Freude zu machen; vielleicht im seltnen Bewußtseyn einer That der Gerechtigkeit, und in dem Gefühl, wie leicht es Fürsten werde, durch Ein Wort sich und Hunderte um sich her zu beglücken.

Becker vertauschte nun sein Gefängniß noch denselben Tag mit einem Zimmer im Gasthofe, wo seine Söhne abgetreten waren. Er machte mehrere Besuche in Magdeburg, und erhielt überall die rührendsten Beweise von Theilnahme und Freundschaft, und genoß die Freuden der Geselligkeit wieder im Kreise biederer Deutschen von wissenschaftlicher Bildung mit unbeschreiblichem Vergnügen, nachdem er siebzehn Monathe lang auf die Unterhaltung mit fremden Kriegern beschränkt gewesen. Am vierten Tag kam der officielle, durch einen Zufall verspätete Befehl zu seiner Heimreise. Auch jetzt noch gaben

ihm Französische Officiere Beweise von Herzensgüte, und es entfielen ihm Thränen der Wehmuth bey einer Trennung, wo er die höchste Ursache zu lautem Jubel hatte. —

Die ganze Wonne der Freyheit empfand er nun erst, als er den letzten Schlagbaum der Außenwerke von Magdeburg in Rücken hatte. Es war eine körperliche Empfindung damit verbunden, nicht anders, als ob sich die Brusthöhle auf Ein Mahl erweitere, und eine Menge frischer Lebensluft die Lunge durchdränge. Der Morgen war heiter, ihn umschloß statt enger Mauern der weite blaue Himmelsbogen, die Erde unter ihm im ersten Frühlingskleide, zwey seiner Liebsten saßen ihm zur Seite, die andern alle sah er schon im Geiste die Arme nach ihm ausstrecken. Er fühlte, daß ein Gott ist, der den Menschen durch Leiden zur höchsten Seligkeit erhebt. Seine Dankgefühle fanden keine Worte, nur Thränen und Blicke nach oben. So feyerte der Vater mit den Söhnen in stiller Andacht seine Auferstehung zu neuem Leben und Wirken, unter den Lobgesängen der Frühlingslerche.

Beckers ungerechte Verhaftung und Behandlung hatte mitgewirkt, das Gefühl des Unwillens über den Französischen Despotismus, der auf ganz Deutschland lastete, zu erhöhen, wel-

ches endlich unerträglich werden und früher oder später das hervorbringen mußte, was, Gottlob! ein Jahr darauf geschehen ist. Von der ersten Post-Station bis zur letzten wurde Becker überall mit herzlichen Freudenbezeigungen empfangen, wie ein lang vermißter Freund; die Postillions äußerten ihr Vergnügen, den Geretteten zu fahren, durch Blasen und Eile ihn dem Ziele seiner Wünsche zu nähern, und überall fand er in dem Posthause alte und neue Freunde versammelt, die ihm zu seiner Erlösung aus der Gewalt der Unterdrücker der Deutschen Freyheit Glück wünschten. Am feyerlichsten geschah dieß zuletzt in Langensalza, wo ihn der bidere Posthalter fast aus dem Wagen ins Zimmer trug, das sich bald ganz mit den angesehensten Einwohnern der Stadt anfüllte. Ein Sächsischer Officier kam im Galopp herbey gesprengt, und erklärte ihm: er sey der Stadt-Commandant, und komme im Nahmen der ganzen Bürgerschaft ihm die Theilnahme zu bezeigen, die jedermann an seiner Befreyung nehme. Als B. abfuhr, rief der Posthalter dem Kutscher zu: Nun fahr, was das Zeug hält, daß der Mann keine Minute später zu den Seinigen kommt, als es seyn muß.

Beckers Ankunft in seinem Hause geschah am fünften May in der Mitternachtsstunde. Die

Sprache ist zu arm, die Scenen des Wiedersehens, die es nun gab, zu beschreiben. Freudenvoll war für ihn der Wiedereintritt in das gesellschaftliche Leben in Gotha. Mit mehr als herablassender Huld wurde er von dem Herzoge und allen Gliedern des Herzoglichen Hauses empfangen, und von den Mitbürgern aller Stände erhielt er Beweise von wahrer, herzlicher Theilnahme und Freude, die dazu geeignet waren, das Andenken an die erlittenen Kränkungen und Widerwärtigkeiten sehr zu schwächen. Sein erster Ausflug in die Umgebungen war nach Georgenthal, zu seiner dort lebenden einzigen Schwester und ihrem redlichen Gatten, dem verdienstvollen Amtmann Jacobs. Als die Freunde hier den Abend im traulichen Familienkreise der Erinnerung an die trübe Vergangenheit und den Aussichten einer heiterern Zukunft widmeten, kamen die Dorf-Musikanten unter das Fenster, und bliesen das Lied: Nun danket alle Gott!

Das schändliche Verfahren des Französischen Gouvernements gegen Becker hat die Achtung, die Deutschland für ihn hegt, erhöht, und die Zahl seiner Freunde im In- und Auslande vermehrt. Was ist dagegen aus seinen Verfolgern und Peinigern geworden? Der Herrscher, vor dessen Macht und Strenge nach allen Seiten hin

Millionen zitterten, ist von der Höhe herabgestürzt, auf der er stand, und Davoust, der Gefürchtete, lebt nun, mit dem Fluche vieler Tausende, die er drückte und quälte, belastet, fern von dem durch ihn gemißhandelten Deutschland in schmälichem Ingognito. So ereilt am Ende die Rache des Himmels die, die Böses thun. —

IX.

Johann Philipp Palm.

Johann Philipp Palm, gehört zu jenen Unglücklichen, die als Opfer des französischen Despotismus unter Napoleons Regierung fielen. Er war Buchhändler und Inhaber der Steinischen Buchhandlung zu Nürnberg, Gatte und Vater von mehrern Kindern. — Der französische Kaiser maßte sich bereits im Jahr 1806 gegen Deutschland und dessen Fürsten ein Benehmen an, das jeden aufgeklärten, gutgesinnten Deutschen empören mußte. In mehrern Deutschen Ländern schalteten und walteten seine Truppen nach Gefallen, und sogen alles aus, wo sie lagen. Da erschien in Frühjahre des gedachten Jahres eine Flugschrift: Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung. Sie machte auf das Elend aufmerksam, das die Franzosen über Deutschland gebracht hatten, und wies auf die Gefahren hin, welche diesem Reiche

drohten. Übrigens wäre sie ohne Wirkung geblieben und bald vergessen worden, wenn nicht der überall Gefahr fürchtende Herrscher Frankreichs auf sie ein so großes Gewicht gelegt und ihr dadurch eine nicht geringe Celebrität verschafft hätte. Sie enthielt manche übertriebene Schilderungen und Äußerungen; manches harte Wort, aber eine Aufforderung zum Aufstand, zum Meuchelmord, zur Insubordination konnte nur ein wilder Despot darin finden. — Man beschuldigte die oben erwähnte Steinische Buchhandlung, die gedachte Schrift versandt zu haben. Statt den Inhaber derselben, Palm, deßhalb vor seiner Behörde zu belangen, kam von Paris der Befehl, ihn militärisch zu verhaften und zu richten. Ohne Requisition bey seiner Regierung wurde Palm von französischem Militaire, das in seiner Gegend lag, in Nürnberg arretirt, nach Ansbach und von da nach Braunau gebracht, und als Staatsverbrecher behandelt. Alles wurde angewandt, seine Befreyung zu bewirken, und sein Leben zu retten. Aber sein Tod war in Paris beschlossen. Der französische Kaiser wollte durch seine Hinrichtung den Deutschen Schriftstellern und Buchhändlern Schrecken einjagen, und dadurch jedes freymüthige Wort über ihn unterdrücken. Die in Braunau aufgestellte Militair-

Commission verurtheilte daher mit großer Eile und mit Beseitigung mancher vorgeschriebenen Formalitäten den Bürger eines fremden, unabhängigen Staats, den unglücklichen Palm am 26. August 1806 zum Tode, weil er, wie es im Urtheile hieß, Schandschriften verbreitet habe, welche wider den Kaiser und seine Armeen erschienen und in der Absicht verfaßt wären, die Einwohner des südlichen Deutschlands zur Meuterey, Aufstand und Meuchelmord gegen die französischen Truppen, und diese zum Ungehorsam und zur Pflichtvergessenheit zu verführen. Palm glaubte sich hinlänglich gerechtfertigt zu haben, und erwartete seine Freysprechung. Anstatt dieser wurde ihm das über ihn gefällte Todesurtheil bekannt gemacht, und schon nach drey Stunden vollzogen. Mehrere der Officiere, die Mitglieder jener Militär-Commission gewesen waren, bezeigten nachher über diese ausdrücklich vorhinein befohlene Verurtheilung den tiefsten Unwillen. Ja einer derselben zerbrach nach seiner Rückkehr in sein Quartier seinen Degen und schwur, eher zu sterben, als sich wieder zu einem solchen Henkersknecht gebrauchen zu lassen.

Palms Ermordung machte nach allen Seiten hin die größte Sensation, und erregte einen allgemeinen Haß gegen den Mörder desselben.

Der trostlosen Gattinn suchte man natürlich seinen Tod, so wie die Art desselben so lange als möglich zu verbergen. Ihre Lage, als die Wahrheit endlich durchdrang, und sie seine Ermordung erfuhr, kann jedes fühlende Wesen sich denken.

Jetzt wurde ihr endlich der von dem Ermordeten eine halbe Stunde vor seiner Hinrichtung an sie geschriebene nachstehende Brief eingehändigt:

„Herzens Schatz! Herzlich geliebte Kinder!

„Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urtheilte mein hiesiges Militairgericht über mich, nachdem ich nur zwey Verhöre hatte, und gefragt wurde: ob ich politische Schriften verbreitet hätte; ich sagte was ich wußte, daß höchstens nur pr. Spedition zufälliger Weise dergleichen könnten versandet worden seyn, aber nicht mit meinem Willen und Wissen."

„Auf dieß richtete man mich vom Leben zum Tode ohne Devensor. Ich bath mir dazu — aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen."

„Dir Herzens-Frau sage tausend Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott, und vergesse mich nicht." —

„Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen; aber dort desto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott segne Dich, und sie."

„Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerinn und allen Freunden, denen ich für ihre Güte und Liebe danke."

Nochmahls lebe wohl. Dort sehen wir uns wieder!

„Dein
„herzlicher Gatte und meiner Kinder Vater,
Johann Philipp Palm."

„Braunau, im Gefängnisse, am 26. August 1809. Eine halbe Stunde vor meinem Ende."

Zu gleicher Zeit empfing sie von dem dasigen katholischen Geistlichen, der den unschuldig Ermordeten zum Tode vorbereitet und begleitet hatte, (Hrn. Thom. Pösch el, später in Salzburg) das nachstehende Schreiben, welches, wenn es auch nicht interessante Details über die letzten Lebensstunden des Unglücklichen enthielte, schon als ein Denkmahl der guten Gesinnungen des Verfassers aufbewahrt zu werden verdient.

„Braunau am 4ten September 1806.

„Hochschätzbarste Frau!"

„Mit innigstem Schmerz benachrichtige ich Ihnen das traurige Loos Ihres besten Herrn Gemahls. Wäre ich dieser schweren Pflicht enthoben, wie glücklich würde ich mich schätzen! — Allein Freundschaft, gegebenes Wort und Handschlag verbinden mich zu diesem traurigen Geschäfte. In

vollem Vertrauen also, daß Sie in der Standhaftigkeit, in der Unterwerfung und innigsten Ergebenheit gegen Gottes unbegreifliche, aber doch allezeit heilige und anbethungswürdigste Fügungen Ihrem Herrn Gemahle vollkommen gleichen, erfülle ich mit gegenwärtigem mein Versprechen. — Ihr liebster Gemahl ist nicht mehr! — Während eines Aufenthalts von vier Tagen in hiesigem Staatsgefängnisse, hatte er zwey Verhöre, den 24ten und 25ten August; wo er von einer eigens hiezu bestellten Militairkommission, einer absichtlichen Verbreitung politischer Broschüren wider Frankreich und dessen Kaiser beschuldiget und deßhalb zu Tode verurtheilt wurde; welches am 26ten um 11 Uhr Mittags geschah, und um 2 Uhr darauf vollzogen wurde."

„Nach Verlesung seines Urtheils bath er sich einen Geistlichen aus, der ihm denn auch in meiner Person bewilligt wurde. Ich säumte nicht, diesem zwar höchst traurigen, jedoch für einen solchen Unglücklichen dennoch tröstlichen Rufe zu folgen, und verfügte mich in Gesellschaft eines meiner Herrn Kollegen, nach erhaltenem Erlaubscheine, ins Gefängniß, und traf ihn ganz betroffen, dennoch aber bey voller Gegenwart des Geistes an. Er gewann mich lieb und schenkte mir unter den wärmsten Freundschaftsküssen und Umarmungen sein

innerstes Vertrauen, übergab mir die zwey Ringe an Sie zum Angedenken und eine silberne Sackuhr für seinen lieben Sohn." —

„Wir suchten ihm unter verschiedenen trostreichen Gesprächen seine letzten Lebensstunden so viel möglich erträglich zu machen. Wie er denn auch nach und nach ganz ruhig und in Gott ergeben, sein höchst unglückliches Schicksal zu ertragen immer bereitwilliger wurde." —

„Den größten Schmerz und die häufigsten Thränen verursachte ihm die so schnelle und immerwährende Trennung von seiner innigst geliebten Gattinn und Kindern, und das traurige Loos, in welches selbe durch seinen Tod versetzt wurden." —

„Er empfahl mir vorzüglich das weiße Tuch mit rothem Streife an der Einfassung wohl aufzubewahren, und es Ihnen, meine Theuerste, so wie es ist, ohne selbiges zu reinigen, sicher zu übermachen, indem er seine letzten Thränen als Beweise seiner bis ans Ende gehegten Liebe und Treue gegen seine Gattinn und Kinder darin aufbewahrte; mit dem Beysatze, daß dieß Ihnen in Ihrem Leben das größte und letzte Kleinod seyn wird, welches ich denn in dem letzten Augenblicke vor seinem Tode zu mir nahm, und nebst den übrigen Sachen aufbewahrte."

„Bey allem Unterschiede unserer Religionsbekenntnisse, das er mir gleich anfänglich redlich eingestand *), war ihm unser Antrag (ob ihm unsere Gegenwart und Zuspruch bey diesen so wichtigen Augenblicken angenehm, tröstlich und aufmunternd sey, widrigenfalls wir ihn nicht im geringsten belästigen würden) äußerst willkommen, und er gab unsern allgemeinen und menschenfreundlichen Vorstellungen williges Gehör, indem wir ihn in seiner von Jugend auf gehegten Überzeugung, und mit Frömmigkeit ausgeübtem Religionsbekenntniß, der strengsten Toleranz und christlichen Bruderliebe gemäß, nicht im geringsten stören wollten. — Er trug mir auf, Ihnen seine zwey Lieblingslieder, nähmlich: Alles ist an Gottes Segen ꝛc. und: Gott Lob, nun ist es wieder Morgen ꝛc., welche er uns im Gefängnisse zu wiederhohlten Mahlen mit größter Inbrunst vorbetete, zu notificieren, daß Sie selbe Ihren Kindern ferner und lebenslänglich empfehlen möchten, und versicherte, daß selbe ihm in seinem ganzen Leben, besonders aber an seinem letzten Morgen am 26ten August und letztern zwey Stunden vor seinem Tode wirklich den größten Trost und Beruhigung verschafften.“ —

---

*) Palm war Protestant.

„Er äußerte auch ein Verlangen, das heilige Abendmahl nach seinem Religionsbekenntnisse zu empfangen, welches aber aus Mangel eines Geistlichen von seiner Religionsparthey nicht geschehen konnte. Indessen beruhigten wir ihn in diesem Stücke vollkommen mit der Vorstellung, daß unser Herr und Heiland gewiß bey denen ist, die ihn suchen und ihm im Leben und im Tode gleichen, wie es bey ihm ganz vorzüglich der Fall ist.“ —

„So naheten die letzten Minuten seines Lebens unter freundschaftlichen Gesprächen und trostreichen Religionsvorstellungen unvermerkt heran. Er versprach uns auch mit Hand und Mund, daß er seinen Feinden und Mördern und wer immer auf eine Weise Schuld an seinem Tode wäre, vollkommen verzeihe; so wie er wünsche und hoffe, vom himmlischen Vater Vergebung zu erhalten.“ —

„Er empfahl Sie, meine Beste! und seine Kinder dem besondern Schutz des Allerhöchsten, der an ihnen Vaterstelle vertreten möchte; worüber wir ihn auch beruhigten.“

„Da wir bey der Kommandantschaft um Verlängerung seiner Lebensfrist, wenigstens auf einige oder doch einen Tag, wiederholt und dringendst, aber ganz vergeblich flehten, indem uns die Strenge und Unverletzbarkeit der Gesetze (!!!) vorgeschützet wurde: so begleiteten wir ihn dann auf

sein eigenes Verlangen bis an die Stelle, wo er als Opfer fallen sollte."

„Alles, groß und klein in unserer Stadt, jammerte und weinte laut, obwohl ihn kein Mensch noch sah und kannte; dessen wir ihn auch noch im Gefängnisse zu seinem Troste versicherten, daß er ja nicht als ein Missethäter angesehen würde. Selbst viele von den Fremden bekannten, daß sie nie eine solche Betrübniß fühlten. Und was muß ich erst von mir sagen, da ich sein innigstes Vertrauen genoß, und alle die Küsse noch auf meinem Munde trage, die er Ihnen, meine beste, unglückliche Frau! seinen Kindern und Freunden zudachte." —

„Heute, als den 30sten, wo ich diesen Brief entwarf, ist der erste Tag, wo ich mit einigem Gedeihen Speisen zu mir nehmen kann; ich war in größter Gefahr zu erkranken. — Gottlob, nun ist es wieder besser um mich." —

„Ich hätte früher an Sie geschrieben, wenn ich nur eine Seele in Ihrer Vaterstadt gekannt hätte."

„Auch erhielt ich erst den 30. August von der Commandantschaft, nach vielen Anfragen und Bemühungen, aus besonderer Begünstigung, die Erlaubniß, seine zurückgelassenen Sachen, die er mir im Gefängnisse anvertraute, worunter auch

ein versiegeltes Päckel Geld befindlich ist, auf die sicherste Weise an Sie übermachen zu dürfen; worüber ich einen Beglaubigungs = Schein erhielt."

„Ob ich dieselben nun entweder über Passau durch die Palmische Buchhandlung, oder durch die Deligence gerade an Sie abschicken solle, erwarte ich nächstens von Ihnen einen Wink."

„Theuerste Frau! trennte uns nicht ein so weiter Raum von einander oder gestatteten meine Geschäfte eine so weite Reise, ich würde gewiß so glücklich seyn, Sie in diesem höchsten Trübsal zu beruhigen; wir hätten so manches zu sprechen. — Mit größtem Beyleid u. s. w."

Die vollständigen Details über Palms letzte Lebensstunden und Hinrichtung enthält aber ein weiteres Schreiben dieses nähmlichen Geistlichen, welches zugleich mehrere Punkte erläutert, über welche Palms Familie ungewiß war.

Auch in diesem Schreiben spricht sich der gute Sinn und die Duldsamkeit dieses Geistlichen so lebendig aus, daß wir glauben, es ebenfalls beynahe nach seinem ganzen, für jedes fühlende Wesen so interessanten Inhalte hier mittheilen zu müssen. Es lautet so:

„Salzburg, den 27. May 1814.“

„Beste Frau!“

„So eben erhalte ich Ihr Schreiben über Braunau, und will Ihnen mit aller Bereitwilligkeit mittheilen, was Sie in Ansehung der letzten Lebensumstände Ihres seligen Herrn Gemahls zu wissen verlangen, so viel mir noch gegenwärtig im Andenken ist. Ich war zwar nur Zeuge von seinen zwey letzten Lebensstunden, und berichtete das Erheblichste ohnehin schon in meinem Schreiben, das ich die nächsten Tage darnach an Sie sendete, wo ich freylich den Wunsch äußerte, mit Ihnen mündlich sprechen zu können. Das betraf aber eigentlich nur Ihre Person; denn ich glaubte, ich würde so glücklich gewesen seyn, Sie in dieser so äußerst schmerzlichen Lage, in die Sie müssen versetzt worden seyn, völlig aufrichten zu können, wenn ich Ihnen die ausgezeichnete Gottergebenheit, womit Ihr unglücklicher Herr Gemahl sein letztes trauriges Geschick von der Hand des Herrn annahm und so willig in den Tod ging, umständlich als sein Freund und Beystand schilderte.“ —

„Eigentlich war sein Tod schon bestimmt und laut ausgesprochen, bevor Ihr Herr Gemahl abgehohlt wurde; denn der französische Kapitain, welcher damahls im Pfarrhause zu Braunau einquartirt war, vertraute uns die Neuigkeit, daß

ein gewisser Buchhändler von Nürnberg nebst zweyen andern hier werden erschossen werden, acht oder zehn Tage schon vor der Ankunft derselben.“ *)

„Daher war der ganze Prozeß und die drey Verhöre allhier nur so zu sagen pro forma, wobey er sich jederzeit selbst gründlich durch die Spedition, wo die Buchführer nicht jederzeit wissen, welche Bücher in den Paketen enthalten seyen, verantwortete; zu dem auch in seinem eigenen Buchladen bey der Visitation kein verbothenes Buch vorgefunden worden, so zwar, daß er nach dem 3ten Verhöre vollkommen gerechtfertiget zu seyn glaubte, und Tags darauf, als dem letzten seines Lebens in der früh, wie er erzählte, ganz heiter erwachte, und seine Rückreise über Passau und Amberg, um daselbst seine weitern Geschäfte in Ordnung zu bringen, machen wollte; auch sich ein gutes Mittagmahl anschaffte, weil er glaubte, es sey nach dem letzten Vorhöre alles in Richtigkeit.

*) Auch dieß bestätigt also, daß Napoleon das Opfer eines deutschen Bürgers als Schreckensmittel a la Robespierre befohlen hatte, und die ganze kriegsgerichtliche Verhandlung ein schauderhaftes Possenspiel war.

Er sang gutes Muths in der Früh sein gewöhnliches Morgenlied, und freute sich, in die Arme seiner geliebten Familie wieder zurückkehren zu können!"

„Als um halb 11 Uhr Mittags sein Kerker eröffnet und er in den Hof des Gefängnisses ins Freye hinausgeführt wurde, vermeinte er, man würde ihm seine Freyheit ankünden, wo ihm aber statt dessen das Todesurtheil vorgelesen wurde, welches auf Befehl der französischen Behörde von einem aus dem Kanzley - Personale des bürgerlichen Stadtmagistrats mit gebrochener Stimme geschah. — Wie sehr ihn das erschüttern mußte, läßt sich vorstellen. Darum rief er laut auf zu Gott und weinte. Darauf wurde er wieder in den Kerker zurückgeführt. Nach einer kurzen Frist kamen zwey Officiere, deren einer die Exekution zu besorgen hatte, zu mir ins Pfarrhaus, da ich eben damahls provisorischer Pfarrverweser war, und machte das Ansuchen, dem Deliquenten beyzustehen, und ihn zum Tode zu disponiren. Ich nahm einen Kollegen, Herrn Johann Michael Gropp, Benefiziaten, mit mir und eilte dahin."

„Beym Eintritt in den Kerker fanden wir ihn im tiefen Nachdenken begriffen. Wir bewillkommten uns freundlich, und er erzählte uns kürzlich sein höchsttrauriges und unverschuldetes Unglück.

Er faßte besondere Liebe und Zutrauen zu mir, versichernd, als ob er mich schon irgendwo gesehen hätte. Er wollte umständlich an Sie schreiben, aber es ging nicht recht von der Hand; auch fehlte es an Zeit; wir kamen daher überein, daß ich Ihnen statt seiner alles umständlich berichten würde, welches ihm sehr lieb war. Er bekannte uns, daß er protestantischer Glaubensgenosse sey, und als wir nach manchen nöthigen Fragen von seiner gänzlichen und ungeheuchelten Ueberzeugung seines Glaubens, den er von Jugend auf mit gehöriger Frömmigkeit verband und ausübte, versichert waren, wollten wir ihn auch hier in den letzten Stunden seines Lebens nicht beunruhigen, und wiesen ihn auf die großen Erbarmungen Gottes und die unendlichen Verdienste Jesu Christi, seines geliebten Sohnes, der für uns alle starb und mit seinem Blute uns durch und durch reiniget von aller Sünde, u. dergl. — Er wünschte auch das heilige Abendmahl zu empfangen; allein da in der ganzen Gegend kein Geistlicher seines Glaubens sich befindet, so trösteten wir ihn mit der sogenannten geistlichen Communion, wo bey dem Herrn jederzeit der Wille für das Werk gilt. Er sang denn herzlich und feyerlich seine zwey Lieblingslieder, die ich schon in meinem damahligen Schreiben anführte. Er empfahl mir seine

wenigen Mobilien und Geld, welches alles selbiger Zeit schon eingesandt worden. Ich und mein Kollege gingen noch zum Commandanten und legten die demüthigste Fürsprache ein; allein wir erhielten zur Antwort, daß da keine Möglichkeit sey, Gnade zu erhalten, außer wenn der Kaiser selbst gegenwärtig wäre und begnadigte."

„Indessen rückte der Augenblick heran, wo er zum Tode gehen sollte, welches ungefähr um halb zwey Uhr Nachmittag geschah. Es kam nähmlich ein französischer Kriegsknecht, und band ihn mit einem Strick die Hände rückwärts zusammen; er bath zwar mit uns vereinigt: daß man ihm die Hände frey lassen möchte, um sie zum Himmel emporheben zu können; allein es wurde uns bedeutet, daß alles schon so vorgeschrieben wäre, wovon sie nicht abgehen könnten. Ich tröstete ihn mit der Vorstellung: daß auch der Herr uns zu Liebe sich binden ließ, und so wurde es ihm leichter. Wir gingen nun aus dem Gefängniß auf die Gasse. Da stand vor der Thüre des Gebäudes ein Leiterwagen mit zwey Ochsen bespannt, welcher uns erwartete. Oben war ein Bret in die Quere auf der Leiter befestiget zum Sitzen. Ich begab mich zuerst hinauf, um ihm Muth zu machen, nahm ihn auf meine rechte Seite, und schlang meinen rechten Arm unter seinen linken; mein Kol-

lege faß rechts, beyde im schwarzen Talar, und so fuhren wir unter einer sehr großen Menge Zuschauer von allen Gattungen Menschen, jung und alt, groß und klein, rings umgeben, in einer Seitengasse der Stadt, ohne auf den öffentlichen Platz zu kommen, langsam zur Stadt hinaus. Vor und nach dem Wagen war eine große Anzahl französischer Reiter mit gezückten Säbeln und Fußgeher mit aufgepflanzten Gewehren. — An allen Einwohnern der Stadt, sowohl die seitwärts mitgingen als auch die von den Fenstern herabschauten, sah man die innigste Theilnahme, ja Todesangst auf ihren Angesichtern. Die wenigsten konnten selben Tag ein Mahl genießen. Der Festungscommandant St. Hilaire verreisete und so mehrere französische Officiere, um diese traurige Scene nicht ansehen zu müssen."

„Im Hinausfahren betheten wir feyerlich und mit tiefer Andacht das Gebeth des Herrn, sprachen auch von manchen andern, auf diese so wichtigen letzten Augenblicke geeigneten Wahrheiten des Christenthums, und so kamen wir auf dem Platze an, wo der gute Mann als ein Opfer fallen sollte, welcher gleich vor der Stadt auf der sogenannten Glacis außer dem Salzburger Thore war. Hier erwartete uns das ganze garnisonirende französische Militär in Quarré, außer der vierten

Seite gegen der Stadt zu, wo die Schüsse sollten hingerichtet werden; diese war offen. Auf den Wällen der Festung waren die Kanonen zum Abfeuern gerichtet, wenn etwa eine Unruhe im Volke entstehen würde, weil jedermann schon im Voraus höchst unzufrieden war, welches den Franzosen wohl bekannt war."

„Nach einer wiederhohlten Aufmunterung zum seligen Hintritt in eine bessere Welt, die wir ihm da auf dem Richtplatze noch freundschaftlich machten, übergab er mir sein weißes Schnupftuch, worin er seine letzten Thränen, die er im Kerker häufig vergoß, aufbewahrte, mit der Bitte, selbes Ihnen zum Andenken der treuesten Liebe bis in Tod sicher einzuhändigen, worauf wir uns freundschaftlich umarmten, und uns für diese Welt auf immer beurlaubten."

„Als sogleich darauf befohlen ward, daß ihm die Augen verbunden würden, und er das benannte Tuch nicht gerne dazu gebrauchen wollte, damit es nicht verloren ginge, bot ich das meinige dar, und verband ihm selbst die Augen, worauf er sich auf Befehl mit vollem Bewußtseyn und ganzer Gegenwart des Geistes niederkniete, und schweigend seinen Tod erwartete; worauf von 6 Soldaten mit zitternden Händen auf ihn gefeuert wurde, in einer Entfernung von unge-

fähr 10 — 12 Schritt. Da sank er auf das Angesicht zu Boden, und ächzete laut. Auf dieß wurden die nächsten unter den ersten stehenden 6 Soldaten zu feuern befehliget, die sich aber eben so zaghaft bezeigten. Darauf wurde er still. Ich wollte mich aber seines gewissen Todes versichern, und sprang ganz nahe zu ihm hinzu, da bemerkte ich, daß er noch athme, welches ich sogleich mit lauter Stimme anzeigte, worauf wieder andere Soldaten herbeyeilten, das Gewehr auf den Kopf hielten und so abfeuerten, daß die Hirnschale in Stücke zersprang, unterdessen aber der kommandirende Hauptmann, voll des größten Unwillens, die Soldaten auf französisch heftig ausschalt."

„Darauf wurde das ganze Militair nach Haus befehligt, welches in der Ordnung ganz betroffen in die Stadt zurückzog. Überhaupt herrschte auch bey den Soldaten eine dumpfe Stille, und die meisten erklärten sich darnach in ihren Quartieren zu Hause laut wider diese Exekution. Der Oberkommandant davon sprach zu mir im Heimziehen auf Deutsch: „Dieser Mann war wohl recht standhaft." — Der Hauptmann aber, als er in sein Quartier zurückkam, schimpfte entsetzlich und sagte, er würde lieber quittiren, als noch Ein Mahl eine solche Exekution auf sich neh-

men. Überhaupt ist nicht zu beschreiben, was für große Traurigkeit in der Stadt herrschte. Es war bey allen, wes Geschlechtes, Standes und Alters nur Eine Stimmung, nähmlich der tiefste Schmerz. Wenn er in Braunau geboren, und der größte Wohlthäter der Stadt gewesen wäre, hätte keine größere Theilnahme und Trauer Statt haben können. Erst zu Hause nach vollendeter Hinrichtung konnten sich die meisten ausweinen, welches auch bey mir der Fall war, wo ich zwar während dem ganzen höchst traurigen Geschäfte die Gnade hatte, standhaft zu seyn, und ihm Muth einzuflößen. Als ich auf mein Zimmer kam, überwältigte mich der größte Schmerz, und es fehlte wenig, daß ich nicht in eine schwere Krankheit verfiel."

„Sein Leichnahm wurde vom Todtengräber in dem katholischen Gottesacker bestattet, obwohl der Befehl war, daß er gleich auf dem Richtplatz in ungeweihtes Erdreich gelegt werden sollte, gleich Missethätern. Allein während das Militär in die Stadt zurückzog, wurde er eilends von der Stelle genommen und in den Gottesacker gebracht. Ich ließ die Grabstätte bemerken, da ich aber schon zwey Jahre nicht in Braunau bin, weiß ich nicht, wie es itzt steht. Der gewesene Todtengräber würde noch hierüber Auskunft ertheilen können."

„Übrigens habe ich, was diese Geschichte betrifft, dermahlen nichts in Händen. Ich hatte die erste Zeit ein Blatt, worauf seine Reise bis Braunau, und etwas von seinen Verhören enthalten war, aber dieß ist sammt vielen meiner Schriften vermög Feindesgefahr verloren gegangen. Es ist auch sein Todesurtheil Tags darauf, nähmlich: wegen absichtlicher Verbreitung ehrenrühriger Schriften wider Frankreich — (er sagte uns im Gefängniß besonders wegen der Broschüre „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" worüber er sich, wie er versicherte, jederzeit bey den Verhören genau gerechfertigt hatte, so daß man ihn wegen absichtlicher Verbreitung derselben nie legal überzeugen konnte, und auch nicht überzeugt hat) öffentlich angeschlagen worden; aber ich glaube nicht, daß noch irgend ein Exemplar davon zu bekommen sey. Man war zu sehr darüber erbittert, als daß man darauf achtete; weil man von der Ungerechtigkeit des ganzen Verfahrens, ja des ganzen Handels allgemein überzeugt war. Zu dem kam auch eine offenbare Lüge in diesem gedruckten Urtheil vor, weil es da hieß: er sey ein und zwanzig Stunden nach der ihm geschehenen Ankündigung gesetzmäßig zum Tode geführt worden, wo doch die Vollziehung des Urtheils, wie Jedermann wußte, gleich drey Stun-

den ungefähr nach der Verlesung desselben geschah. Ob diese Vorschnelligkeit nicht vielleicht aus Gnade geschah, um ihm die Todesangst zu verkürzen, weil auf keinen Fall eine Begnadigung zu erwarten war, weswegen auch die Obersten, welche das Gericht hielten und zum Tode stimmten, sogleich alle nach dem 3ten Verhör von Braunau abreiseten, oder aus einer andern Ursache, will ich nicht beurtheilen."

„Was die beyliegenden Fragen betrifft, nähmlich: 1.) Hat Palm wirklich einen Defensor gehabt? Und wer war er? Und hat er im Verhör für ihn gesprochen? — Darauf kann ich nichts anders sagen, als daß ihm diese Freyheit, sich einen Defensor zu wählen, angebothen wurde, und daß er sich — — — erwählte; aber er erschien nicht; aus was Ursache, ist nicht bekannt. Vielleicht war er verreiset, oder die Zeit zu kurz. Denn Tags darauf, als er hingerichtet war, kam ein Herr zu mir in die Schule, wo ich eben Unterricht gab, und erkundigte sich ganz ängstlich, ob Palm wirklich schon hingerichtet sey, und wann? u. dergl. Ich sah in ihm die innigste Theilnahme. Indeß glaubte er, wie er sich ausdrückte, ohnehin keinen zu bedürfen, sondern brachte seine Rechtfertigung vor, durch einen Dollmetscher, der ein k. Lokalaufseher in Braunau war, und in der Noth, als der fran-

zösischen Sprache kundig, zu einem Dollmetscher gebraucht wurde. Allein wie oben gesagt: es war ohnehin alles nur auf den Schein, die ganze Verhandlung. Es hätte nichts gefruchtet, wenn ein Engel vom Himmel für ihn gesprochen hätte, u. s. w."

„Nun glaube ich alles berührt zu haben, was mir in dieser Sache bekannt ist. Auch erhielt ich gestern, als den 26. May, das Schreiben der Steinischen Buchhandlung, an Herrn Fink in Braunau, worin der Wunsch um die Erlaubniß enthalten ist, meinen vormahligen Brief in der Biographie des seligen Palm einrücken zu dürfen. Dieß stelle ich ganz dem Gutachten des Verfassers frey anheim. Aber man wird wohl merken, daß meine Schreibart gar nicht für die Publicität ist, indem ich nur so cordial meine Gedanken und Empfindungen hinwarf, ohne den Ausdruck gehörig zu besorgen."

In allen Gegenden Deutschlands bezeigte man an Palms und seiner Familie Schicksal die größte Theilnahme. Für die letztere wurden überall, besonders auch in England, Geld-Subscriptionen eröffnet, während man den Nahmen dessen, der den empörenden Justiz-Mord anbefohlen hatte, mit Abscheu und Verachtung nannte. Der Himmel hat bereits zwey Mahl Gericht über ihn

gehalten, und die Geschichte wird ihr strenges Amt auch in Bezug auf ihn verwalten. Wenn man den unglücklichen Palm unter diejenigen Opfer des Napoleonischen Despotismus zählen wird, die ganz Europa mit Unwillen gegen ihn erfüllt, und dadurch zum Sturze desselben beygetragen haben, wird der Mörder des Unglücklichen immer nur als ein redender Beweis der ewigen Wahrheit da stehen: daß die Vorsehung der Ungerechtigkeit und Tyranney und dem Drucke der Völker einmahl gewiß ein Ziel setzt, und das hoch gestiegene Laster, wenn es auch allmächtig scheinen sollte, doch früher oder später in den Staub hinabstürzt.

Inhalt

des vierten Bändchens.

